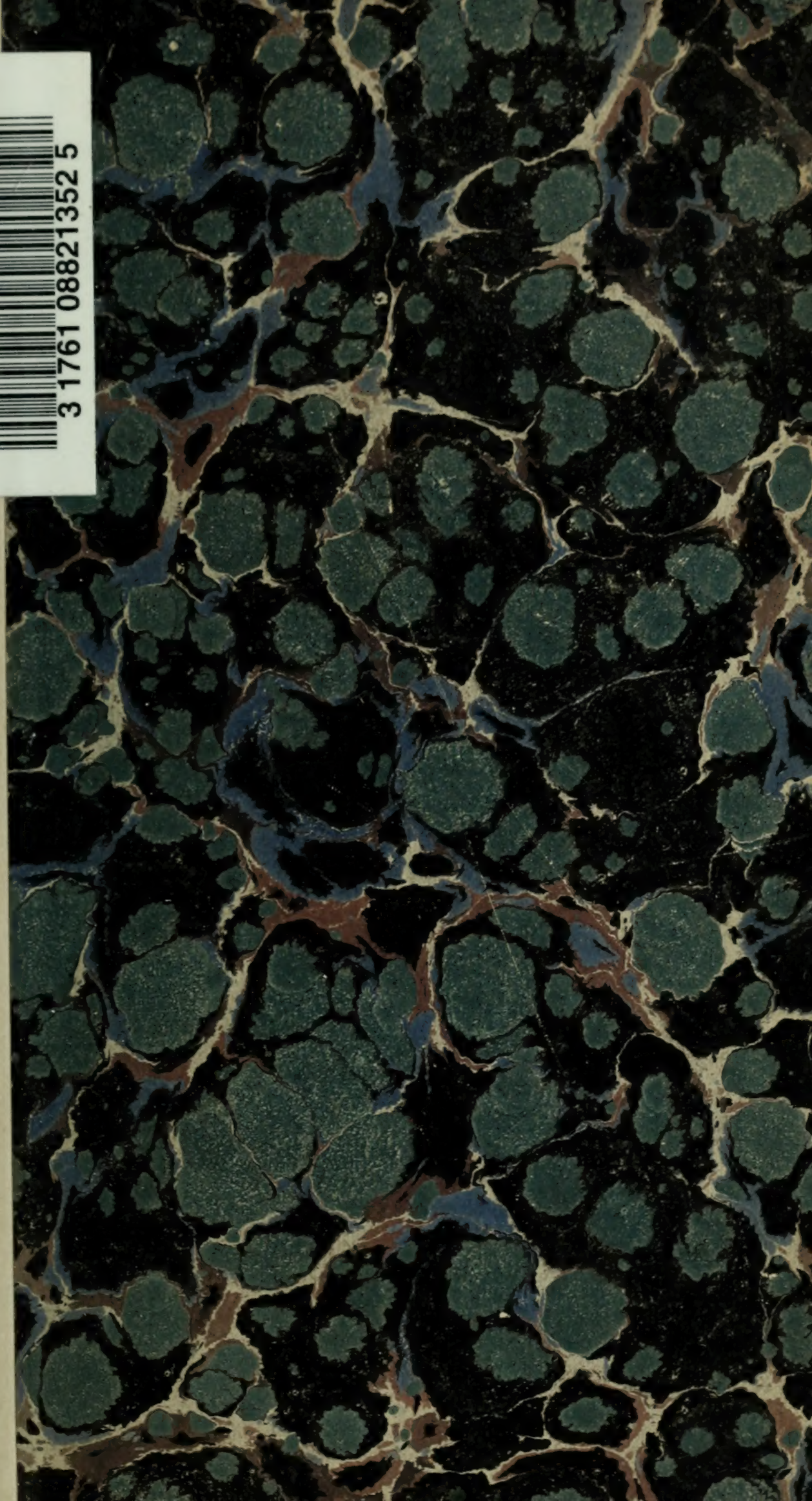
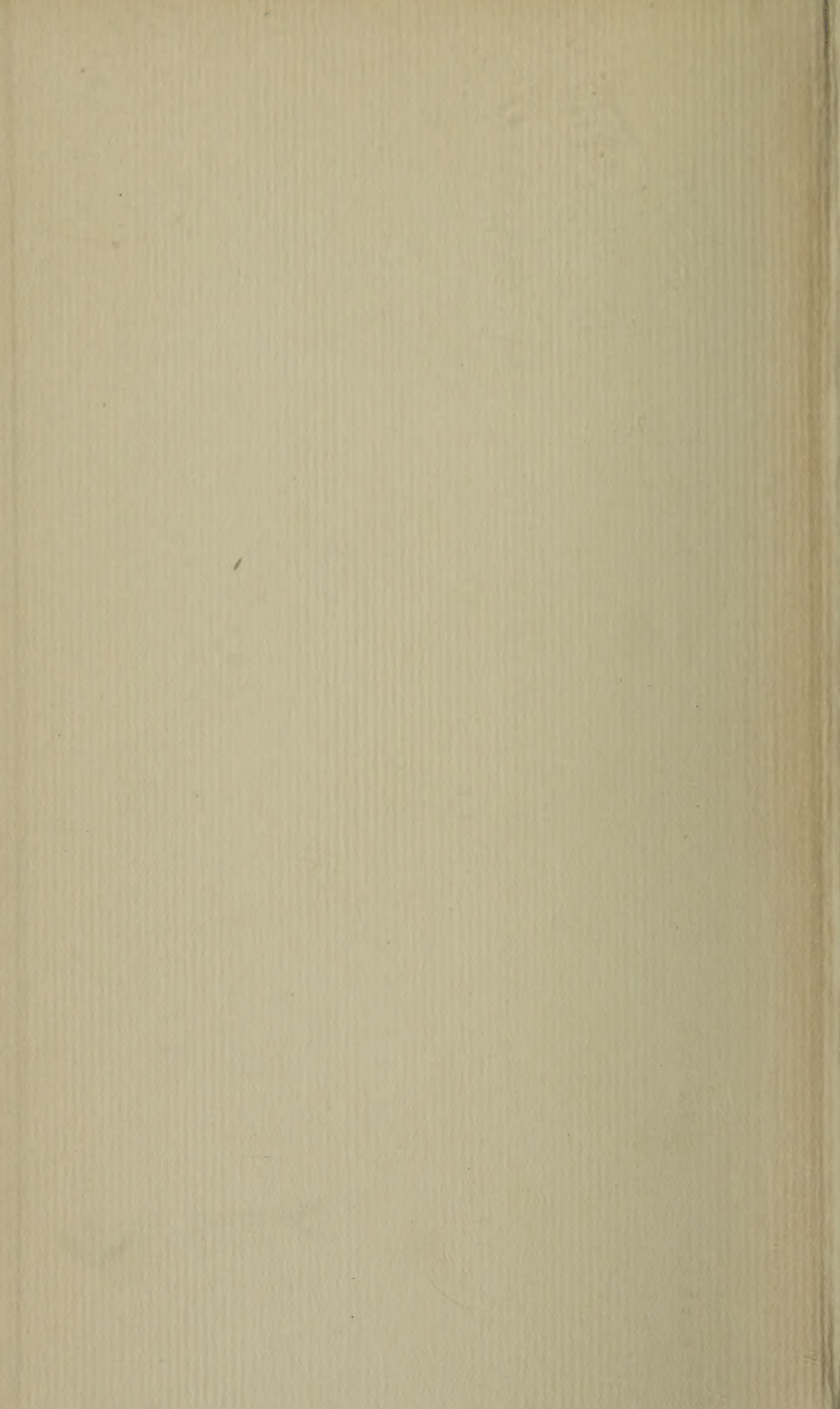





3 1761 08821352 5





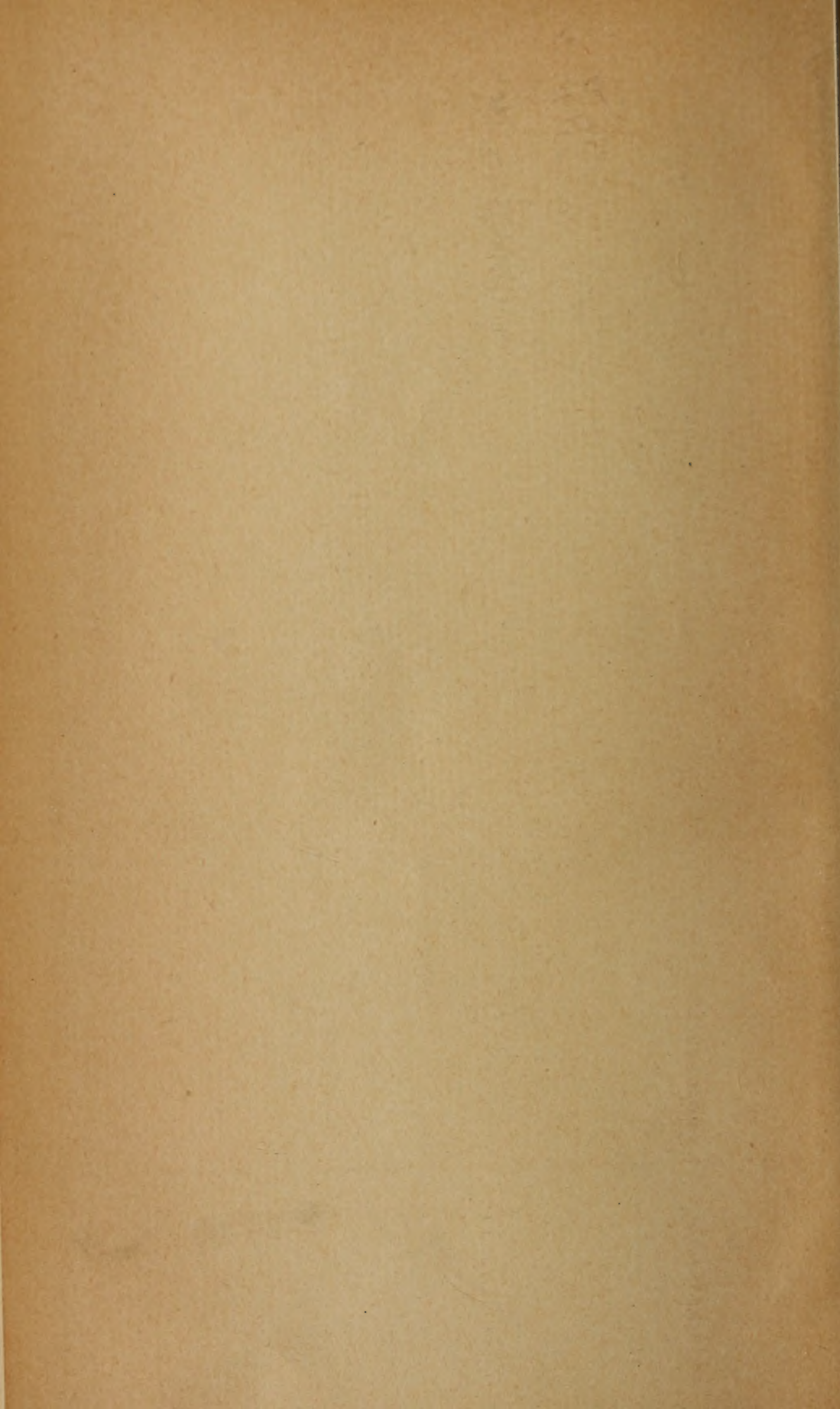


Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

F. M. Dostojewski

Sämtliche Romane und Novellen

Vierter Band



07246
.Gr

Sämtliche Romane und Novellen.
Bd. 4

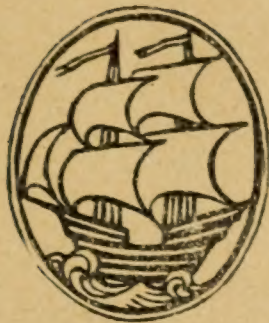
Die Wirtin

und andere Novellen

von

F. M. Dostojewski

Dostoevsky, Theodor-Mikhailovich
///



Übertragen von H. Röhl

4380 B
17.8.45

Im Insel-Verlag zu Leipzig



Die Wirtin

Eine Novelle

Erster Teil

I

Drdynow entschloß sich endlich, seine Wohnung zu wechseln. Seine Wirtin, eine sehr arme, bejahrte Beamtenwitwe, bei der er als Untermieter wohnte, war infolge unvorhergesehener Umstände von Petersburg irgendwohin in die Provinz zu Verwandten gezogen, ohne den Ersten, den Ziehtermin, abzuwarten. Der junge Mann, der seine Zeit gern abgewohnt hätte, stand mit Bedauern und Verdruß vor der Notwendigkeit, sein altes Logis zu verlassen; er war arm und eine neue Wohnung voraussichtlich teuer. Gleich am andern Tage nach der Abreise seiner Wirtin nahm er seine Müze und machte sich auf, um die Straßen Petersburgs zu durchwandern. Er musterte alle Mietszettel, die an den Haustoren angeschlagen waren, wobei er die gewöhnlichen, starkbevölkerten Mietskasernen bevorzugte, weil er da am ehesten hoffen konnte, das gewünschte Logis bei armen Mietsleuten zu finden.

Er hatte schon lange sehr eifrig gesucht; dann aber überkamen ihn neue Empfindungen, die ihm bisher fast unbekannt gewesen waren. Er begann um sich zu schauen, anfangs zerstreut und lässig, dann mit größerer Aufmerksamkeit und zuletzt mit starkem Interesse. Die Menschenmenge und das Straßenleben, der Lärm, die Bewegung, die Neuheit der Gegenstände, die Neuheit der Situation, dieses ganze kleinliche Leben und dieses mißtönige Alltagstreiben, das schon längst dem geschäftigen Petersburger langweilig geworden ist, der eifrig, aber erfolglos sein ganzes Leben

lang nach der Möglichkeit sucht, sich still und ruhig in einem behaglichen Heim niederzulassen, das er sich durch seine Arbeit, durch seinen Schweiß und allerlei andere Mittel erworben hat — diese ganze gemeine Prosa und Langweiligkeit rief ganz im Gegenteil bei ihm eine Art von still-freudiger, heiterer Empfindung hervor. Seine blassen Wangen bedeckten sich mit einer leichten Röthe; seine Augen glänzten wie von einer neuen Hoffnung, und er begann gierig mit voller Brust die kalte, frische Luft einzuatmen. Es wurde ihm außerordentlich wohl zumute.

Er hatte immer ein stilles, völlig einsames Leben geführt. Vor drei Jahren, als er seinen akademischen Grad erlangt hatte und nach Möglichkeit ein freier Mensch geworden war, da war er zu einem alten Herrn gegangen, den er bis dahin nur vom Hörensagen gekannt hatte, und hatte lange gewartet, bis der galonierte Kammerdiener sich bereitfinden ließ, ihn zum zweiten Male zu melden. Er trat dann in einen hohen, halbdunklen Saal, der den Eindruck größter Leere und Langweiligkeit machte, einen Saal von der Art, wie sie noch in altertümlichen, der Zeit trotzen den herrschaftlichen Familienhäusern vorkommen, und erblickte dort einen grauhaarigen, mit Orden behängten alten Herrn, seinen Vormund, einen früheren Freund und Amtsgenossen seines Vaters. Der alte Herr handigte ihm einen kleinen Geldbetrag ein. Es war nur eine sehr geringe Summe: das, was nach der schuldenhalber erfolgten Subhastation des noch vom Urgroßvater herstammenden Gutes übriggeblieben war. Ordynow nahm das Geld gleichmütig in Empfang, verabschiedete sich für immer von seinem Vormunde und trat auf die Straße hinaus. Es war ein kalter, trüber Herbstabend; der junge Mann war nachdenklich,

und eine unbewusste Traurigkeit machte ihm das Herz schwer. Die Augen brannten ihm; er fühlte, daß er Fieber hatte, Hitze und Frostschauer abwechselnd. Er berechnete im Gehen, daß er von seinen Mitteln zwei bis drei Jahre leben könne, und wenn er einen Tag um den andern hungere, sogar vier. Es dunkelte, und es fiel ein feiner Regen. Ordynow mietete sich das erste beste möblierte Zimmer und zog eine Stunde darauf ein. Dort lebte er so abgeschieden wie in einem Kloster und hielt sich völlig von der Welt fern. Im Laufe zweier Jahre wurde er gänzlich menschenscheu.

Er wurde es, ohne es selbst zu merken; es kam ihm einstweilen gar nicht in den Sinn, daß es noch ein anderes Leben gab, ein lärmendes, tosendes, immer wogendes, immer wechselndes, immer lockendes Leben, dem er früher oder später doch nicht entgehen konnte. Er hatte, wie das nicht anders sein konnte, allerdings von diesem Leben gehört; aber er kannte es nicht und suchte es niemals auf. Seit seiner Kindheit hatte er abgeschlossen gelebt; jetzt nahm diese Abgeschlossenheit eine feste Form an. Eine tiefe, unersättliche Leidenschaft verzehrte ihn, eine Leidenschaft, die das ganze Leben eines Menschen ausfüllt und solche Persönlichkeiten wie Ordynow auf dem Gebiete des praktischen Handelns auch nicht das kleinste Plätzchen einnehmen läßt. Diese Leidenschaft war die Wissenschaft. Sie fraß zunächst seine Jugend, raubte ihm mit ihrem langsamen, berausenden Gifte die Nachtruhe, entzog ihm die gesunde Kost und die frische Luft, die niemals in sein stickiges Zimmerchen eindrang, und Ordynow wollte das im Rausche seiner Leidenschaft nicht bemerken. Er war jung und verlangte einstweilen weiter nichts. Die Leiden-

schaft machte ihn für das äußere Leben zum Kinde; sie machte ihn dauernd unfähig, andere gute Leute beiseite zu schieben, wenn das nötig wurde, um zwischen ihnen auch für sich wenigstens ein klein bißchen Raum zu erlangen. Für manche geschickten Leute ist die Wissenschaft ein Kapital, mit dem sie wirtschaften; Ordynows Leidenschaft dagegen war eine Waffe, die sich gegen ihn selbst richtete.

Sein Streben, zu lernen und zu wissen, war mehr die Folge eines unbewußten Dranges als verstandesmäßiger Überlegung; und so war das auch bei jeder anderen Tätigkeit, die ihn bisher beschäftigt hatte, auch bei der geringfügigsten. Schon in seiner Kindheit hatte er für einen Sonderling gegolten und war seinen Kameraden unähnlich gewesen. Seine Eltern hatte er nicht gekannt; von seinen Kameraden hatte er wegen seines sonderbaren, menschenscheuen Wesens oft lieblose, derbe Behandlung zu erleiden gehabt, infolge deren er erst recht menschenscheu und mürrisch geworden war und sich allmählich ganz der Einsamkeit ergeben hatte. Aber in seinen einsamen Beschäftigungen hatte niemals (und das war auch jetzt nicht der Fall) eine feste Ordnung, ein bestimmtes System gelegen; was ihn jetzt trieb, war nur das erste Entzücken, die erste Blut, das erste Feuer des Künstlers. Er schuf sich selbst ein System; dieses bildete sich bei ihm mit den Jahren, und in seiner Seele erstand allmählich das noch dunkle und unklare, aber wunderbar beglückende Bild einer Idee, die sich dann in neuer, leuchtender Form verkörperte, und diese Form drängte aus seiner Seele heraus und marterte diese Seele; er fühlte, wenn auch noch schüchtern, die Originalität und Richtigkeit und Selbständigkeit dieser Idee: sein Schaffensdrang bekundete sich schon; er entwickelte sich und

gewann an Kraft. Aber der Zeitpunkt der wirklichen schöpferischen Tätigkeit war noch fern, vielleicht sehr fern, und vielleicht kam er überhaupt nie!

Jetzt ging er durch die Straßen wie ein Weltfremder, wie ein Einsiedler, der plötzlich aus seiner stummen Wüste in eine lärmende, tosende Stadt versetzt ist. Alles erschien ihm neu und seltsam. Aber er stand der Welt, die um ihn herum brandete und rauschte, so fremd gegenüber, daß er nicht einmal daran dachte, sich über seine sonderbare Empfindung zu wundern. Er schien sich seiner Menschenscheu gar nicht bewußt zu werden; vielmehr wuchs in ihm eine Art von freudigem Gefühl heran, eine Art von Berauschtigkeit, wie bei einem Hungrigen, dem man nach langem Fasten zu essen und zu trinken gibt. Allerdings war es seltsam, daß eine so geringfügige Neuheit der Situation, wie es ein Umzug ist, einen Einwohner Petersburgs, und mochte es auch ein Ordynow sein, dermaßen aufregen und der geistigen Klarheit berauben konnte; aber andererseits fiel auch der Umstand ins Gewicht, daß es ihm bisher fast niemals begegnet war, in Geschäften auszugehen.

Er fand immer mehr Gefallen daran, in den Straßen umherzuschweifen. Er gaffte alles an wie ein Flaneur.

Aber auch hier las er, sich selbst treu bleibend, in dem Bilde, das sich hell vor seinen Augen auftrat, wie in einem Buche zwischen den Zeilen. Alles setzte ihn in Erstaunen; er ließ sich keinen einzigen Eindruck entgehen und schaute mit denkendem Blicke auf die Gesichter der Vorübergehenden, betrachtete die Physiognomie der ganzen Umgebung und horchte liebevoll auf die Rede des Volkes, wie wenn er in alledem die Schlüsse, zu denen er in der Stille seiner einsamen Nächte gelangt war, auf ihre Richtigkeit prüfen

wollte. Oft überraschte ihn irgendeine Kleinigkeit, erzeugte in seinem Kopfe eine Idee, und er ärgerte sich zum ersten Male darüber, daß er sich so lange in seiner Zelle gleichsam lebendig begraben hatte. Hier nahm alles einen schnelleren Gang; sein Puls ging voll und geschwind; sein Verstand, den sonst die Einsamkeit niedergedrückt und nur die angestrenzte, exaltierte Tätigkeit angeregt und geschärft hatte, arbeitete jetzt lebhaft, ruhig und kühn. Auch erwachte in ihm unbewußt das Verlangen, auf irgendeine Weise sich selbst in dieses ihm fremde Leben hineinzudrängen, das er bisher nur durch den Instinkt des Künstlers gekannt oder, besser gesagt, richtig geahnt hatte. Sein Herz begann unwillkürlich in einem Gefühle der Liebe und Teilnahme lebhafter zu schlagen. Er betrachtete die Menschen, die an ihm vorübergingen, aufmerksamer; aber sie waren ihm fremd, mit ihren eigenen Sorgen und Gedanken beschäftigt. Und nach und nach nahm unwillkürlich Ordynows Sorglosigkeit ab; die Wirklichkeit lastete schon auf ihm und flößte ihm eine Art von scheuem Respekt ein. Er wurde müde von der Fülle neuer, ihm bisher unbekannter Eindrücke, wie ein Kranker, der freudig zum ersten Male von seinem Krankenzimmer aufgestanden ist, dann aber betäubt und schwindlig zusammensinkt, überwältigt von dem Lichte, dem Glanze, dem Wirbel des Lebens und dem Lärm und der Buntscheckigkeit der an ihm vorüberflutenden Menge. Es wurde ihm trüb und traurig zumute. Er fing an, für sein ganzes Leben, für seine ganze Tätigkeit und sogar für seine Zukunft zu fürchten. Ein neuer Gedanke raubte ihm seine Ruhe. Es fiel ihm plötzlich ein, daß er sein ganzes Leben lang einsam gewesen war, daß ihn niemand geliebt hatte und es auch ihm selbst nicht gelungen war, jemanden zu

lieben. Manche Passanten, mit denen er zu Anfang seiner Wanderung gelegentlich ein Gespräch anzuknüpfen suchte, sahen ihn in sonderbarer, unhöflicher Art an. Er merkte, daß sie ihn für einen Berrückten oder für einen originellen Rauz hielten, womit sie übrigens auch vollkommen recht hatten. Er erinnerte sich, daß alle Leute sich immer in seiner Gegenwart gewissermaßen unbehaglich gefühlt hatten, daß er schon in seiner Kindheit von allen wegen seines in sich gefehrten, eigensinnigen Wesens gemieden worden war, daß die in ihm liegende Teilnahme sich immer nur schwer und mühsam und für andere kaum merklich hindurchgearbeitet hatte, daß aber mit dieser Teilnahme niemals ein Gefühl seelischer Gleichheit verbunden gewesen war, und daß es ihn schon als Kind tief geschmerzt hatte, wenn er anderen, mit ihm gleichaltrigen Kindern so gar nicht gleich. Jetzt erinnerte er sich an alles das und sagte sich, daß immer schon, zu jeder Zeit, alle sich von ihm abgewandt hätten und ihm aus dem Wege gegangen seien.

Unmerklich war er an ein vom Zentrum der Stadt weit entferntes Ende von Petersburg gelangt. Nachdem er in einem leeren Restaurant notdürftig zu Mittag gegessen hatte, setzte er seine Wanderung fort. Wieder durchschritt er viele Straßen und Plätze. Nun zogen sich lange gelbe und graue Zäune dahin; statt der prächtigen Häuser kamen ganz alte, dürftige Häuschen und gleichzeitig kolossale, schwarz gewordene Fabrikgebäude mit hohen Schornsteinen. Überall war es einsam und menschenleer; alles hatte ein mürrisches, feindseliges Aussehen; wenigstens kam es Drdynow so vor. Es war schon Abend. Durch eine lange Gasse trat er auf einen freien Platz hinaus, wo eine Pfarrkirche stand.

In seiner Zerstretheit ging er hinein. Der Gottesdienst war soeben zu Ende; die Kirche war fast ganz leer, und nur zwei alte Frauen knieten noch beim Eingange. Der Kirchendiener, ein grauhaariger alter Mann, löschte die Kerzen aus. Die Strahlen der untergehenden Sonne ergossen sich in einem breiten Strome von oben durch ein schmales Fenster in der Kuppel und erhellten einen der Nebenaltäre mit einem Meere von Glanz; aber sie wurden immer schwächer und schwächer, und je dunkler die Finsternis wurde, die sich unter den Gewölben des Gotteshauses verdichtete, um so heller erglänzten an manchen Stellen die vergoldeten Heiligenbilder, die von dem zitternden Lichte der Lämpchen und Kerzen rötlich beschienen wurden. In einer Anwandlung von Melancholie, die, bisher unterdrückt, ihn nun in tiefster Seele erregte, lehnte sich Ordynow in der dunkelsten Ecke der Kirche an die Wand und verlor für einen Augenblick das Bewußtsein für seine Umgebung. Er kam wieder zu sich, als der gleichmäßige, dumpfe Klang der Schritte zweier eintretender Kirchenbesucher unter den Gewölben des Gotteshauses ertönte. Er blickte auf, und eine unaussprechliche Neugier bemächtigte sich seiner beim Anblicke der beiden Ankömmlinge. Es waren ein alter Mann und ein junges Weib. Der Alte war hochgewachsen, noch aufrecht und rüstig, aber mager und von einer krankhaften Blässe. Seinem Außern nach konnte man ihn für einen irgendwoher aus weiter Ferne zugereisten Kaufmann halten. Er trug einen langen, schwarzen, augenscheinlich festtäglichen Pelzrock, der vorn offen stand. Unter dem Pelzrock wurde ein anderer langschößiger Rock von russischer Fassung sichtbar; dieser war von oben bis unten fest zugeknöpft. Um den bloßen Hals war ein grellrotes Tuch nach-

lässig herumgebunden; in der Hand hielt er eine Pelzmütze. Ein langer, schmaler, halb ergrauter Bart fiel ihm über die Brust, und unter den überhängenden, finsternen Brauen funkelten seine stechenden, fieberhaft glühenden, hochmütigen, scharfen Augen hervor. Das Weib war etwa zwanzig Jahre alt und von wunderbarer Schönheit. Sie trug einen kostbaren, himmelblauen, mit Pelz gefütterten kleinen Mantel; ihr Kopf war mit einem weißseidenen Tuche bedeckt, das unter dem Kinn zusammengebunden war. Sie ging mit niedergeschlagenen Augen, und der gedankenvolle Ernst, der in ihrer ganzen Erscheinung lag, verlieh auch den lieblichen Zügen ihres kindlich zarten, sanften Gesichtes deutlich einen Ausdruck von Traurigkeit. Es lag etwas Seltsames in diesem überraschenden Paare.

Der Alte blieb mitten in der Kirche stehen und verbeugte sich nach allen vier Seiten, obgleich die Kirche vollständig leer war; dasselbe tat auch seine Begleiterin. Darauf ergriff er sie bei der Hand und führte sie zu dem großen Bilde der Mutter Gottes, der die Kirche geweiht war; dieses strahlte am Altar in dem blendenden Glanze der Lampen, die sich in dem mit Gold und Edelsteinen geschmückten Rahmen spiegelten. Der Kirchendiener, der als letzter in der Kirche geblieben war, verbeugte sich respektvoll vor dem Alten; dieser nickte ihm mit dem Kopfe zu. Das Weib verbeugte sich vor dem Heiligenbilde bis zur Erde. Der Alte nahm das Ende des Schleiers, der am Postamente des Bildes hing, und verhüllte damit ihren Kopf. Ein dumpfes Schluchzen ertönte in der Kirche.

Ordynow war von der Feierlichkeit dieser ganzen Szene überrascht und wartete mit ungeduldiger Spannung auf das Ende derselben. Nach etwa zwei Minuten hob die Frau

den Kopf in die Höhe, und das helle Licht eines Lämpchens beleuchtete wieder ihr reizendes Gesicht. Ordynow fuhr zusammen und tat einen Schritt vorwärts. Sie hatte dem Alten bereits ihre Hand gereicht, und beide gingen still aus der Kirche. Tränen standen in ihren dunkelblauen Augen, die von langen, schwarzen, sich von dem milchweißen Gesichte scharf abhebenden Wimpern umsäumt waren, und rollten über die blaßgewordenen Wangen herab. Auf ihren Lippen zeigte sich ein flüchtiges Lächeln; aber auf dem Gesichte waren die Spuren einer Art von kindlicher Furcht und geheimer Angst bemerkbar. Sie schmiegte sich schüchtern an den Alten, und man konnte sehen, daß sie am ganzen Leibe vor Aufregung zitterte.

Betroffen und von einem so süßen, starken Gefühle getrieben, wie er es noch nicht gekannt hatte, ging Ordynow schnell hinter ihnen her und kreuzte in der Vorhalle ihren Weg. Der Alte warf ihm einen feindseligen, finsternen Blick zu; die junge Frau sah ihn ebenfalls an, aber interesselos und zerstreut, wie wenn sie mit einem anderen, weit abliegenden Gedanken beschäftigt wäre. Ordynow folgte ihnen, ohne selbst recht zu wissen warum. Es war schon ganz dunkel geworden; er hielt eine gewisse Entfernung ein. Der Alte und das junge Weib gingen eine große, breite, schmutzige Straße entlang, die voll von niedrigem Erwerbsleben, Mehlhandlungen und Fuhrmannsherbergen war und direkt nach einem Schlagbaume führte; von ihr bogen sie in ein schmales, langes Seitengäßchen ein, das auf beiden Seiten von langen Zäunen eingefast war und geradeswegs auf eine riesige, schwarz gewordene Mietskaserne zulief, deren Höfe aber als Durchgang nach einer andern, ebenfalls großen, belebten Straße dienten. Sie

näherten sich schon dem Hause; auf einmal drehte der Alte sich um und blickte Ordynow unwillig an. Der junge Mann blieb wie angewurzelt stehen; sein impulsives Benehmen kam ihm selbst seltsam vor. Der Alte sah noch ein zweites Mal zurück, wie wenn er sich überzeugen wollte, ob auch sein Drohblick gewirkt habe, und dann gingen sie beide, er und das junge Weib, durch ein schmales Thor auf den Hof des Hauses. Ordynow ging zurück.

Er befand sich in der unangenehmsten Stimmung und ärgerte sich über sich selbst, da er sich sagte, daß er einen Tag unnütz verloren, sich unnütz müde gelaufen und oben drein zum Schluß eine Dummheit gemacht habe, indem er einen Vorgang der allgewöhnlichsten Art zu einem richtigen Abenteuer aufgebauscht habe.

Wenn er sich auch am Vormittag über seine Menschenscheu geärgert hatte, so lag es doch in seinem Instinkte, alles zu meiden, wodurch er in seinem äußeren (im Gegensatz zu seinem innerlichen, künstlerischen) Leben zerstreut, gestört und erschüttert werden konnte. Jetzt gedachte er mit Wehmut und einer Art von Reue seines gesicherten Stübchens; dann besiel ihn die verdrießliche Sorge wegen seiner unentschiedenen Situation und der ihm bevorstehenden lästigen Mühe, und gleichzeitig ärgerte er sich darüber, daß eine solche Kleinigkeit ihn beschäftigen konnte. Es war schon spät, als er sich endlich, ermüdet und unfähig, zwei Gedanken miteinander zu verknüpfen, nach seiner Wohnung hinschleppte und mit Erstaunen gewahr wurde, daß er an dem Hause, in dem er wohnte, beinahe ohne es zu merken vorbeigegangen wäre. Verblüfft schüttelte er den Kopf über seine Zerstreutheit, die er der Ermüdung zuschrieb, stieg die Treppe hinauf und betrat endlich sein Dach-

stübchen. Dort zündete er ein Licht an — und einen Augenblick darauf stand das Bild der weinenden Frau mit überraschender Deutlichkeit vor seinem geistigen Blicke. Sein Gefühl war so glühend und so stark, und sein Herz reproduzierte mit solcher Liebe die sanften, stillen Züge dieses Gesichtes, das von einer geheimnisvollen Rührung und Angst zeugte und von Tränen frommer Begeisterung oder kindlicher Reue überströmt war, daß seine Augen trüb wurden und eine feurige Glut durch alle seine Glieder zu laufen schien. Aber die Vision dauerte nicht lange. Nach der Ekstase folgte das Nachdenken, dann der Ärger und dann eine Art von ohnmächtiger Wut; ohne sich ausziehen, wickelte er sich in seine Bettdecke und warf sich auf sein hartes Lager . . .

Ordynow erwachte erst ziemlich spät am Morgen in gereizter, ängstlicher, gedrückter Stimmung. Eilig machte er sich zurecht, indem er sich beinah gewaltsam zwang, an seine gegenwärtigen materiellen Sorgen zu denken, verließ das Haus und schlug diejenige Richtung ein, die seiner gestrigen Wanderung gerade entgegengesetzt war; endlich fand er irgendwo eine Wohnung für sich, ein Giebelstübchen bei einem armen Deutschen namens Spieß, der mit seiner Tochter Linchen zusammen wohnte. Nachdem Spieß eine Anzahlung erhalten hatte, nahm er sogleich den an der Haustür angeschlagenen, zum Mieten einladenden Zettel ab, lobte Ordynow wegen seiner Liebe zu den Wissenschaften und versprach, eifrig für ihn zu sorgen. Ordynow sagte, er werde am Abend einziehen. Von dort wollte er eigentlich nach Hause gehen, änderte aber seine Absicht und wandte sich nach einer andern Seite; seine geistige Frische kehrte wieder zurück, und er lächelte selbst innerlich über

seine Neugier. Der Weg kam ihm bei seiner Ungeduld außerordentlich lang vor; endlich gelangte er zu der Kirche, in der er am vorhergehenden Abend gewesen war. Es wurde gerade Messe gelesen. Er wählte sich einen Platz aus, von dem er fast alle Betenden sehen konnte; aber diejenigen, die er suchte, waren nicht da. Nachdem er lange gewartet hatte, ging er errötend hinaus. Eigensinnig unterdrückte er ein unwillkürliches Gefühl in seinem Herzen und bemühte sich hartnäckig und gewaltsam, den Gang seiner Gedanken zu verändern. Indem er so an Dinge des Alltagslebens dachte, fiel ihm ein, daß es Zeit zum Mittagessen sei, und da er fühlte, daß er tatsächlich Hunger hatte, so ging er nach demselben Restaurant, in dem er tags zuvor gegessen hatte. Lange wanderte er darauf gedankenlos in belebten und unbelebten Straßen und Gassen umher und gelangte schließlich in eine öde Gegend, wo die Stadt aufhörte und sich das fahl gewordene Feld vor ihm ausbreitete; er kam zur Besinnung, als die Totenstille in ihm eine neue Empfindung hervorrief, die er seit langer Zeit nicht mehr gekannt hatte. Es war ein trockener, kalter Tag, wie sie in Petersburg im Oktober nicht selten vorkommen. In geringer Entfernung von ihm stand ein kleines Haus, daneben zwei Heuschaber; ein kleines Pferdchen, an dem man alle Rippen zählen konnte, stand mit gesenktem Kopfe und herabhängender Unterlippe unangespannt neben einem zweirädrigen Wagen und schien über etwas nachzudenken. Ein Hofhund nagte bei einem zerbrochenen Rade knurrend an einem Knochen, und ein dreijähriges Kind im bloßen Hemde kratzte sich seinen weißen Strubbelkopf und blickte erstaunt nach dem herankommenden einsamen Städter. Hinter dem Häuschen dehnten sich Felder und Gemüse-

gärten aus. Am Horizonte des blauen Himmels lagen schwärzliche Wälder; von der entgegengesetzten Seite aber rückten trübe Schneewolken heran und schienen eine Schar von Zugvögeln vor sich her zu treiben, die ohne zu schreien einer hinter dem andern am Himmel hinzogen. Alles war still; in allem lag eine Art von feierlicher Traurigkeit, eine beklemmende, heimliche Erwartung. Ordynow wollte eigentlich noch weiter und weiter gehen; aber die Einsamkeit bedrückte ihn. Er kehrte nach der Stadt zurück, aus der plötzlich vielfaches Glockengeläut erscholl, das zum Abendgottesdienste rief, verdoppelte seine Schritte und betrat nach einiger Zeit wieder die Kirche, die ihm vom vorigen Tage so wohlbekannt war.

Seine Unbekannte war bereits da.

Sie kniete dicht am Eingange unter einer Menge von Betenden. Ordynow drängte sich durch den dichten Schwarm von Bettlern, zerlumpten alten Frauen, Kranken und Krüppeln hindurch, die an der Kirchentür auf Almosen warteten, und ließ sich neben der Unbekannten auf die Knie nieder. Seine Kleider berührten die ihrigen, und er hörte den stoßweisen Atem, der von ihren Lippen kam, die ein heißes Gebet flüsterten. Ihre Gesichtszüge bekundeten wie früher ein Gefühl tiefster Frömmigkeit; aber die Tränen rannen wieder aus ihren Augen und trockneten auf ihren heißen Wangen, wie wenn sie irgendein schreckliches Verbrechen wegwaschen wollten. An der Stelle, wo sie beide knieten, war es vollständig dunkel, und nur von Zeit zu Zeit erhellte die matte Flamme eines Lämpchens, das der durch eine geöffnete schmale Fensterscheibe eindringende Wind aufflackern ließ, mit ihrem zitternden Scheine ihr Gesicht. Kein Zug dieses Gesichtes entging der Aufmerksamkeit des jungen Mannes;

aber von dem, was er da sah, wurden ihm die Augen trübe, und das Herz krampfte sich ihm in unerträglichem Schmerze zusammen. Aber in dieser Qual lag ein eigenartiger rasender Wonnerausch. Schließlich konnte er es nicht länger aushalten; seine ganze Brust bebte und zersprang beinah in unaussprechlich süßem Drange, und aufschluchzend beugte er seinen glühenden Kopf auf das kalte Pflaster der Kirche hinab. Er vernahm und fühlte nichts als den Schmerz in seinem Herzen, das in süßen Qualen vergehen wollte.

Hatte sich diese hochgradige Sensibilität, diese nackte Schutzlosigkeit des Gefühls durch das einsame Leben herausgebildet? Hatte sich in dem qualvollen, bedrückenden, trostlosen Schweigen langer schlafloser Nächte, mitten zwischen unbewußten Trieben und ungeduldigen Gemütseregungen, diese Explosionskraft des Herzens entwickelt, die nun endlich hervorbrechen und einen Ausgang suchen wollte? Oder war einfach nur auf einmal der Zeitpunkt für dieses feierliche Begebnis gekommen, und war das der notwendige Gang der Dinge, gerade wie wenn plötzlich an einem heißen, schwülen Tage der ganze Himmel schwarz wird und der Gewitterregen unter Blitz und Donner sich auf die dürstende Erde ergießt, in Perlen an den smaragdgrünen Zweigen hängen bleibt, das Gras und das Getreide niederdrückt und die zarten Kelche der Blumen zur Erde beugt, damit dann bei den ersten Strahlen der Sonne alles, wiederauflebend, sich ihr entgegenhebe und, des neu gewonnenen Lebens sich freuend, feierlich seinen herrlichen, süßen Wohlgeruch zum Himmel sende . . . Aber Ordynow hätte jetzt nicht einmal denken können, was mit ihm vorging; er wußte kaum von sich selbst.

Er bemerkte es kaum, wie der Gottesdienst zu Ende ging, und kam erst wieder zu sich, als er sich hinter seiner Unbekannten her durch den dichten Haufen drängte, der sich am Eingange zusammenballte. Einige Male begegnete er ihrem erstaunten, hellen Blicke. Alle Augenblicke durch das hinausströmende Volk zum Stehenbleiben gezwungen, wendete sie sich wiederholt zu ihm um; es war deutlich, daß ihre Verwunderung immer mehr wuchs, und auf einmal übergieß eine dunkle Glut ihr ganzes Gesicht. In diesem Augenblicke tauchte plötzlich aus der Menge wieder der Alte vom vorhergehenden Tage auf und ergriff sie bei der Hand. Ordynow begegnete wieder seinem haßerfüllten, spöttischen Blicke, und eine seltsame Wut preßte ihm auf einmal das Herz zusammen. Schließlich verlor er in der Dunkelheit die beiden aus dem Gesichte; da drängte er sich mit größter Anstrengung vorwärts und trat aus der Kirche heraus. Aber die frische Abendluft vermochte nicht wohlthätig auf ihn zu wirken: der Atem stockte ihm und preßte sich in seiner Brust zusammen, und das Herz begann langsam und stark zu schlagen, als ob es ihm die Brust zersprengen wollte. Endlich sah er, daß er seine beiden Unbekannten tatsächlich verloren hatte; sie waren weder auf der Straße noch in der Seitengasse zu sehen. Aber in Ordynows Kopfe war schon ein Gedanke entstanden, hatte sich bereits einer jener kühnen, seltsamen Pläne gestaltet, die zwar in solchen Fällen immer verrückt aussehen, dafür aber fast immer erfolgreich ausgeführt werden. Am andern Tage um acht Uhr morgens ging er durch die Seitengasse zu dem Hause und betrat einen kleinen, schmalen, äußerst schmutzigen Hinterhof, der für das Haus die Stelle einer Mistgrube zu vertreten schien. Der Hausknecht, der

auf dem Hofe mit einer Arbeit beschäftigt war, hielt damit inne, stützte sich mit dem Kinn auf den Griff seiner Schaufel, musterte Ordynow vom Kopf bis zu den Füßen und fragte ihn, was er wolle.

Der Hausknecht war ein junger Bursche von etwa fünf- undzwanzig Jahren, mit sehr alt aussehendem, runzligem Gesichte, von kleiner Statur, seiner Herkunft nach ein Tatar.

„Ich suche eine Wohnung“, antwortete Ordynow ungeduldig.

„Was soll es für eine sein?“ fragte der Hausknecht spöttisch. Er sah Ordynow so an, als sei ihm dessen ganze Angelegenheit bereits bekannt.

„Ich möchte einem Mieter etwas abmieten“, antwortete Ordynow.

„Auf dem andern Hofe gibt es nichts“, antwortete der Hausknecht rätselhaft.

„Aber auf diesem?“

„Auf diesem auch nicht.“ Damit setzte der Hausknecht seine Schaufel wieder in Bewegung.

„Aber vielleicht läßt mir doch einer ein Zimmer ab“, sagte Ordynow und gab dem Hausknecht ein Zehnkopekenstück.

Der Tatar sah Ordynow an, nahm das Geldstück, griff dann wieder zu seiner Schaufel und erklärte, nachdem er eine Weile geschwiegen hatte: „Nein, hier ist keine Wohnung.“ Aber der junge Mann hörte nicht mehr nach ihm hin; er ging über die verfaulten, schwankenden Bretter, die über einer Pfütze lagen, zu dem einzigen Eingange, den der Seitenflügel des Hauses nach diesem Hofe zu hatte; dieser unsaubere Eingang führte geradezu in die Pfütze herein. Im unteren Stockwerk wohnte ein armer Sargtischler.

Ordynow ging an seiner Werkstatt vorbei, stieg auf einer halbzerbrochenen, schlüpfrigen Wendeltreppe zum oberen Stockwerke hinauf, ertastete im Dunkeln eine dicke, plumpe, mit einer zerfetzten Bastmatte benagelte Thür, fand die Klinke und machte die Thür auf. Er hatte sich nicht geirrt. Vor ihm stand der ihm bekannte Alte und sah ihn in äußerster Verwunderung starr an.

„Was willst du?“ fragte er kurz, beinah im Flüstertone.

„Ist hier ein Zimmer zu vermieten?“ fragte Ordynow, der fast alles vergessen hatte, was er hatte sagen wollen. Er erblickte über die Schulter des Alten weg seine Unbekannte.

Der Alte suchte schweigend die Thür zuzumachen und dadurch Ordynow hinauszudrängen.

„Ein Zimmer können wir abgeben!“ ließ sich auf einmal die freundliche Stimme des jungen Weibes vernehmen.

Der Alte gab die Thür frei.

„Ich brauche nur einen kleinen Raum“, sagte Ordynow, trat eilig ins Zimmer herein und wandte sich an die Schöne.

Aber er blieb vor Erstaunen wie angenagelt stehen, als er seine künftigen Wirtsleute ansah; vor seinen Augen spielte sich eine stumme, überraschende Szene ab. Der Alte war leichenblaß, wie wenn er jeden Augenblick die Besinnung verlieren würde. Er sah das Weib mit einem gläsernen, starren, durchdringenden Blicke an. Auch sie war zuerst blaß geworden; aber dann schoß ihr alles Blut ins Gesicht, und ihre Augen fingen an seltsam zu glänzen. Sie führte Ordynow in den Nebenraum.

Die ganze Wohnung bestand aus einem einzigen, recht geräumigen Zimmer, das durch zwei Scheidewände in drei Teile geteilt war; aus dem Flur kam man unmittelbar in

ein schmales, dunkles Vorzimmer; geradeaus war in der Scheidewand eine Thür, die offenbar in das Schlafzimmer der Wirtsleute führte. Rechts gelangte man aus dem Vorzimmer in das zu vermietende Zimmer. Es war schmal und eng, da die mit den beiden niedrigen Fenstern parallele Scheidewand von ihnen nicht weit entfernt war. Alles war dicht vollgestellt mit Sachen, wie sie in jedem Haushalt unentbehrlich sind; es war ärmlich und eng, aber nach Möglichkeit reinlich. Das Mobiliar bestand aus einem einfachen weißen Tische, zwei einfachen Stühlen und zwei Wandbänken. Ein großes altertümliches Heiligenbild mit vergoldetem Strahlenkranze stand auf einem Regal in einer Ecke, und vor ihm brannte ein Lämpchen. In diesem zu vermietenden Zimmer und zum Teil im Vorzimmer stand ein gewaltig großer, ungeschlachter russischer Ofen. Es war klar, daß drei Personen in einer solchen Wohnung nur schwer wohnen konnten.

Sie begannen das Erforderliche miteinander zu verabreden; aber sie redeten unzusammenhängend und verstanden einander kaum. Ordynow hörte, obwohl er zwei Schritte von ihr entfernt stand, wie ihr das Herz klopfte; er sah, daß sie am ganzen Leibe vor Aufregung und, wie es schien, vor Furcht zitterte. Endlich kamen sie mit Not und Mühe überein. Der junge Mann erklärte, er werde sogleich einziehen, und blickte den Hausherrn an. Der Alte stand in der Thür; er war immer noch blaß; aber ein verstohlenes, stilles, ja melancholisches Lächeln lag auf seinen Lippen. Als er dem Blicke Ordynows begegnete, zog er wieder finster die Brauen zusammen.

„Hast du einen Paß?“ fragte er plötzlich laut und kurz und öffnete ihm die Thür nach dem Flur.

„Ja“, antwortete Ordynow etwas befremdet.

„Wer und was bist du?“

„Basili Ordynow, ein Adliger, nicht Beamter, Privatmann“, erwiderte er, den Ton des Alten nachahmend.

„Ich ebenfalls“, antwortete der Alte. „Ich bin Ilja Murin, Kleinbürger. Genügt dir das? Dann geh! . . .“

Eine Stunde darauf befand sich Ordynow schon in der neuen Wohnung, zu seiner eigenen Verwunderung und zur Verwunderung seines Deutschen, der mitsamt seinem gehorsamen Tischen schon zu argwöhnen begann, daß der Mieter, der bei ihnen erschienen war, sie betrogen habe. Ordynow selbst verstand nicht, wie das alles zugegangen war, und wollte es auch gar nicht verstehen . . .

II

Sein Herz klopfte so heftig, daß es ihm vor den Augen grün wurde und der Kopf ihm schwindelte. Mechanisch machte er sich daran, seine geringe Habe in der neuen Wohnung unterzubringen; er band das Bündel auf, das allerlei notwendige Sachen enthielt, schloß den Kasten mit den Büchern auf und begann sie auf dem Tische aufzustellen; aber er mußte diese Arbeit bald aufgeben. Fortwährend glänzte vor seinen Augen das Bild des Weibes, dessen Anblick sein ganzes Wesen in Aufregung gebracht und in seinem tiefsten Grunde erschüttert und sein Herz mit einem so gewaltigen, krampfhaften Entzücken erfüllt hatte; in sein ärmliches Leben war auf einmal so viel Glückseligkeit hineingeströmt, daß seine Denkkraft sich trübte und sein Geist in Sehnsucht und Verwirrung beinah verging. Er nahm

seinen Paß und trug ihn dem Wirte hin, in der Hoffnung, sie dabei zu sehen. Aber Murin öffnete die Thür nur so eben, nahm ihm das Papier ab, sagte zu ihm: „Gut, lebe in Frieden!“ und schloß sich wieder in sein Zimmer ein. Eine unangenehme Empfindung bemächtigte sich Ordynows. Ohne daß er einen eigentlichen Grund hätte angeben können, war es ihm peinlich, diesen Alten anzusehen. Es lag in dem Blicke desselben etwas Geringschätziges und Boshaftes. Aber diese unangenehme Empfindung verflog bald. Dies war nun schon der dritte Tag, daß Ordynow in einer Art von Wirbel lebte im Vergleich mit dem früheren stillen Dahingleiten seines Lebens; aber zu überlegen war er nicht imstande; ja er fürchtete sich, es zu tun. Sein ganzes Wesen war in Unordnung und Verwirrung geraten; er fühlte unklar, daß sein ganzes Leben gleichsam in zwei Teile zerbrochen war; ein einziger Drang, eine einzige Erwartung hatte von ihm Besitz ergriffen, und kein anderer Gedanke vermochte ihn zu beunruhigen.

In verständnisloser Verwunderung kehrte er in sein Zimmer zurück. Dort war an dem Ofen, in dem das Essen kochte, eine kleine, gekrümmte alte Frau beschäftigt; sie war so schmutzig und in so häßliche Lumpen gekleidet, daß sie einen abstoßenden Anblick bot. Sie schien von sehr boshaftem Charakter zu sein, knurrte ab und zu und flüsterte mit den Lippen etwas vor sich hin. Das war die Magd der Wirtsleute. Ordynow machte den Versuch, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen; aber sie schwieg, offenbar aus Bosheit. Endlich war die Essenszeit herangekommen. Die Alte nahm die Kohlsuppe, die Pasteten und das Rindfleisch aus dem Ofen und trug es zu den Wirtsleuten hin. Dieselben Gerichte brachte sie auch dem neuen Mieter.

Nach dem Mittagessen trat in der Wohnung eine Totenstille ein.

Ordynow nahm ein Buch in die Hand und wendete lange Zeit die Blätter um, bemüht, in dem, was er schon mehrmals hintereinander gelesen hatte, einen Sinn zu finden. Ungeduldig warf er das Buch hin und versuchte wieder, seine Habseligkeiten einzuräumen; schließlich ergriff er seine Müze, zog den Mantel an und ging auf die Straße. Ohne auf den Weg zu achten, schlug er aufs Geratewohl irgend eine Richtung ein und strengte sich fortwährend an, sich nach Möglichkeit zu konzentrieren, seine wirren Gedanken zu sammeln und wenigstens ein bißchen über seine Lage nachzudenken. Aber dieses Bemühen wurde ihm nur zur Qual, zur Folter. Frostschauer und Fieberhitze überfielen ihn abwechselnd, und mitunter fing sein Herz so stark zu schlagen an, daß er sich an eine Mauer lehnen mußte. „Nein, lieber sterben“, dachte er; „lieber sterben!“ flüsterte er mit heißen, bebenden Lippen, ohne recht zu wissen, was er sagte. So wanderte er sehr lange umher; endlich fühlte er, daß er bis auf die Haut durchnäßt war, und merkte nun erst, daß es in Strömen regnete; er kehrte nach Hause zurück. Als er nicht mehr weit vom Hause entfernt war, erblickte er seinen Hausknecht. Es schien ihm, daß der Tatar schon eine Weile aufmerksam und neugierig nach ihm hingesehen hatte, dann aber, als er sich bemerkt sah, seines Weges weiterging.

„Guten Tag“, sagte Ordynow, als er ihn eingeholt hatte.

„Wie heißt du denn?“

„Man ruft mich ‚Hausknecht‘“, antwortete dieser grinsend.

„Bist du schon lange hier Hausknecht?“

„Ja, schon lange.“

„Ist mein Wirt ein Kleinbürger?“

„Wenn er es gesagt hat, wird er es schon sein.“

„Was treibt er denn eigentlich?“

„Er ist krank; er lebt; er betet — weiter nichts.“

„Ist das seine Frau?“

„Wer soll seine Frau sein?“

„Die, die mit ihm zusammenwohnt.“

„Wenn er es sagt, wird sie es schon sein. Adieu, Herr!“

Der Tatar faßte an seine Mütze und ging in sein Kämmerchen am Eingang.

Ordynow ging nach seiner Wohnung. Etwas vor sich hin flüsternd und knurrend öffnete ihm die Alte die Thür, schloß sie wieder mit der Fallklinke und stieg auf den Ofen hinauf, auf dem sie ihre ganze Zeit verbrachte. Es dunkelte bereits. Ordynow wollte sich Streichhölzer holen, fand aber die Thür zum Zimmer der Wirtsleute zugeschlossen. Er rief die Alte an, die, auf den Ellbogen gestützt, mit scharfem Blicke vom Ofen aus sein Tun verfolgte und zu überlegen schien, was er wohl an dem Türschloß der Wirtsleute zu suchen habe; sie warf ihm schweigend ein Päckchen Streichhölzer hin. Er kehrte in sein Zimmer zurück und machte sich wieder zum hundertsten Male an seine Sachen und Bücher. Aber allmählich geriet er in einen seltsamen Zustand hinein, so daß er nicht wußte, was mit ihm geschah; er mußte sich auf eine Bank setzen, und es schien ihm, daß er einschlafe. Ab und zu kam er wieder zu sich und merkte, daß sein Schlaf kein wirklicher Schlaf, sondern eine Art von qualvoller, krankhafter Benommenheit war. Er hörte, wie an die Thür der Wohnung geklopft und wie sie geöffnet wurde, und erriet, daß da seine Wirtsleute von der Abend-

messe zurückkehrten. Da fiel ihm ein, daß er ja zu ihnen gehen müsse, um etwas zu holen. Er richtete sich auf, und es schien ihm, daß er schon zu ihnen hingehe, aber stolpere und über einen Haufen Holz falle, den die Alte mitten im Zimmer hingeworfen habe. Nun verlor er vollständig die Besinnung, und als er nach langer, langer Zeit die Augen wieder öffnete, bemerkte er mit Erstaunen, daß er angekleidet, wie er gewesen war, auf derselben Bank lag, und daß ein wunderbar schönes, ganz von stillen, mütterlichen Tränen feuchtes Frauengesicht sich mit dem Ausdruck zärtlicher Sorge über ihn beugte. Er fühlte, wie ihm ein Kissen unter den Kopf geschoben und er mit etwas Warmem zugedeckt wurde, und wie eine sanfte Hand sich auf seine glühende Stirn legte. Er wollte danken; er wollte diese Hand ergreifen, sie an seine ausgetrockneten Lippen führen, sie mit seinen Tränen benetzen und sie küssen, sein ganzes Leben lang küssen. Er wollte etwas sagen, sehr vieles sagen; aber was eigentlich, das wußte er selbst nicht; am liebsten wäre er in diesem Augenblicke gestorben. Aber seine Arme waren wie von Blei und ließen sich nicht bewegen; er schien stumm geworden zu sein und fühlte nur, wie ihm das Blut durch alle Adern jagte, als ob es ihn zwingen wollte, sich auf seinem Lager aufzurichten. Jemand reichte ihm Wasser . . . Zuletzt versank er in Bewußtlosigkeit.

Er erwachte am Morgen um acht Uhr. Die Sonne sandte ihre Strahlen wie eine goldene Garbe durch die grünlich angelaufenen Fenster seines Zimmers; ein wonniges Gefühl durchströmte alle Glieder des Kranken. Er war ruhig und still und unendlich glücklich. Es schien ihm, daß soeben jemand am Kopfe seines Bettes gestanden hatte. Eifrig suchte er um sich herum nach diesem unsichtbaren Wesen;

es verlangte ihn so sehr, seinen Freund zu umarmen und zum erstenmal im Leben zu ihm zu sagen: „Guten Morgen, mein Lieber!“

„Wie lange du geschlafen hast!“ sagte eine zärtliche Frauenstimme. Ordynow blickte sich um, und das Gesicht seiner schönen Wirtin neigte sich mit einem freundlichen, sonnenhellen Lächeln zu ihm.

„Wie lange du krank gewesen bist!“ sagte sie. „Aber nun laß es genug sein und steh auf; warum willst du dich selbst zum Gefangenen machen? Die Freiheit ist süßer als Brot, schöner als die Sonne. Steh auf, mein Lieber, steh auf!“

Ordynow ergriff ihre Hand und drückte sie kräftig. Er glaubte immer noch zu träumen.

„Warte, ich habe dir Tee gemacht; willst du Tee? Trink ihn; davon wird dir besser werden. Ich bin selbst krank gewesen und weiß das.“

„Ja, gib mir zu trinken!“ antwortete Ordynow mit schwacher Stimme und stellte sich auf die Füße. Er war noch sehr schwach. Ein Frostschauer lief ihm über den Rücken; alle Glieder taten ihm weh und waren ihm wie zerschlagen. Aber in seinem Herzen war alles licht; es war, als ob die Sonnenstrahlen es mit einer Art von feierlicher, heller Freude durchwärmten. Er fühlte, daß ein neues, kräftiges, innerliches Leben für ihn begonnen hatte. Der Kopf war ihm ein wenig schwindlig.

„Du heißt ja wohl Wasili?“ fragte sie. „Habe ich mich verhöört? Ich meine, der Hausherr hat dich gestern so genannt.“

„Ja, ich heiße Wasili. Und wie heißt du?“ fragte Ordynow, indem er sich ihr näherte; aber er konnte kaum auf den Beinen stehen. Er schwankte. Sie ergriff ihn bei den Händen und lachte.

„Ich heiße Katerina“, sagte sie und blickte ihm mit ihren großen, glänzenden, blauen Augen in die seinigen. Beide hielten einander an den Händen gefaßt.

„Willst du mir etwas sagen?“ fragte sie endlich.

„Ich weiß nicht“, antwortete Ordynow, dem es trübe vor den Augen wurde.

„Nun sieh mal, was du für ein wunderlicher Mensch bist! Laß gut sein, mein Lieber, laß gut sein; gräme und härme dich nicht; setz dich hierher, in die Sonne, an den Tisch; sitz ganz stille und geh mir nicht nach!“ fügte sie hinzu, als sie sah, daß der junge Mann eine Bewegung machte, als ob er sie festhalten wolle; „ich werde gleich wieder bei dir sein; dann kannst du mich ansehen, soviel du willst.“ Eine Minute darauf brachte sie den Tee, stellte ihn auf den Tisch und setzte sich ihm gegenüber.

„Da, trink!“ sagte sie. „Wie ist's? Tut dir der Kopf weh?“

„Nein, jetzt tut er mir nicht mehr weh“, erwiderte er; „ich weiß nicht, vielleicht tut er mir doch noch weh . . . ich will nicht . . . genug, genug! . . . Ich weiß nicht, was mit mir ist“, fuhr er, nach Luft ringend, fort; er hatte endlich ihre Hand gefunden. „Bleib hier, geh nicht von mir; gib mir wieder deine Hand! . . . Es wird mir dunkel vor den Augen; wenn ich dich ansehe, ist es mir, als sähe ich in die Sonne“, sagte er, wie wenn er die Worte aus dem tiefsten Herzen heraufholte und vor Entzücken verginge, während er sie aussprach. Ein Schluchzen schnürte ihm die Kehle zu.

„Du Armer! Du hast gewiß nie mit einem guten Menschen zusammengelebt, stehst wohl mutterseelenallein da. Hast du keine Verwandten?“

„Nein, keinen einzigen; ich bin allein . . . Das macht nichts, laß gut sein! Jetzt ist mir besser . . . jetzt ist mir

wohl!“ sagte Ordynow, als ob er irre redete. Er hatte eine Empfindung, als ob sich das Zimmer um ihn herumdrehte.

„Auch ich bin viele Jahre lang nicht unter Menschen gekommen. Du siehst mich so an . . .“ sagte sie nach einem Stillschweigen, das wohl eine Minute gedauert hatte.

„Nun . . . wie sehe ich dich denn an?“

„Als ob meine Augen dich wärmten! Weißt du, wenn man jemand liebt . . . Ich habe dich gleich bei den ersten Worten, die ich von dir hörte, in mein Herz geschlossen. Wenn du krank wirst, werde ich dich wieder pflegen. Aber du darfst nicht wieder krank werden, nein. Wenn du erst wieder gesund sein wirst, wollen wir wie Bruder und Schwester miteinander leben. Willst du? Es ist ja schwer, eine Schwester zu bekommen, wenn Gott einem keine leibliche Schwester gegeben hat.“

„Wer bist du? Woher kommst du?“ fragte Ordynow mit schwacher Stimme.

„Ich bin nicht von hier . . . aber das kann dir ja gleich sein! Weißt du, die Leute erzählen, es hätten einmal zwölf Brüder in einem dunklen Walde gewohnt, und da habe sich in diesem Walde ein schönes Mädchen verirrt. Sie sei zu ihnen gekommen und habe ihnen alles im Hause rein und nett gemacht, und alles mit rechter Liebe. Da seien die Brüder nach Haus gekommen und hätten gemerkt, daß ein Schwesterchen den Tag über bei ihnen zu Besuch gewesen sei. Sie hätten sie gerufen, und sie sei zu ihnen ins Zimmer getreten. Sie hätten sie alle Schwester genannt und ihr in allen Stücken ihren freien Willen gelassen, und sie sei gegen alle gleich freundlich gewesen. Kennst du das Märchen?“

„Ja, ich kenne es“, flüsterte Ordynow.

„Es ist doch schön, zu leben; bist du gern auf der Welt?“

„Ja, ja, ich möchte lange leben, ewig leben“, antwortete Ordynow.

„Ich weiß nicht“, erwiderte Katerina nachdenklich. „Ich möchte auch sterben. Ist es nicht schön, zu leben? Zu lieben, gute Menschen zu lieben, ja . . . Sieh nur, du bist wieder so weiß wie Mehl geworden!“

„Ja, mir ist schwindlig . . .“

„Warte, ich will dir mein Federbett bringen und ein anderes Kopfkissen“ (sie führte das sofort aus), „und nun werde ich dir hier das Bett machen. Wenn du schläfst, wirst du von mir träumen, und das Unwohlsein wird vergehen. Unsere Alte ist auch krank . . .“

Während sie noch redete, begann sie schon das Bett zu machen; aber ab und zu blickte sie lächelnd über die Schulter nach Ordynow hin.

„Was hast du für viele Bücher!“ sagte sie, als sie den Kasten beiseite rückte.

Sie trat zu ihm, faßte ihn mit der rechten Hand an, führte ihn zum Bette, legte ihn hin und deckte ihn mit dem Deckbett zu.

„Man sagt, Bücher verdürben den Menschen“, sagte sie, nachdenklich den Kopf hin und her wiegend. „Liest du gern Bücher?“

„Ja“, antwortete Ordynow. Er wußte nicht, ob er schlafe oder wache, und drückte recht fest Katerinas Hand, um sich zu vergewissern, daß er nicht schlafe.

„Mein Hausherr hat viele Bücher.“ (Sie holte schnell ein paar.) „Siehst du, solche! Er sagt, es seien göttliche Bücher. Er liest mir immer daraus vor. Ich werde sie dir später alle zeigen. Wirst du mir künftig das erzählen, was er mir jetzt aus ihnen immer vorliest?“

„Ja“, flüsterte Ordynow, sie unverwandt ansehend.

„Betest du gern?“ fragte sie nach einem längeren Stillschweigen. „Weißt du was? Ich fürchte mich immer, ich fürchte mich immer . . .“

Sie sprach nicht zu Ende und schien über etwas nachzudenken. Ordynow führte endlich ihre Hand an seine Lippen.

„Warum küßt du meine Hand?“ (Ihre Wangen überzogen sich mit einer leisen Röthe.) „Da, küsse sie!“ fuhr sie lachend fort und reichte ihm ihre beiden Hände; dann machte sie die eine frei und legte sie auf seine glühende Stirn; dann begann sie ihm das Haar zurechtzulegen und glatt zu streichen. Sie errötete immer mehr; zuletzt kauerte sie sich neben seinem Bette auf den Fußboden und legte ihre Wange an die seine; ihr warmer, feuchter Atem strich säuselnd über sein Gesicht . . . Auf einmal fühlte Ordynow, daß heiße Tränen stromweis aus ihren Augen brachen und wie geschmolzenes Blei auf seine Wangen fielen. Er wurde immer schwächer; er konnte den Arm nicht mehr bewegen. In diesem Augenblick erscholl ein Klopfen an der Flurtür, und der Kiegel freischte. Ordynow konnte noch hören, wie der Alte, sein Wirt, eintrat und hinter die Scheidewand ging. Dann nahm er noch wahr, daß Katerina ohne Hast und ohne Verwirrung aufstand, ihre Bücher nahm und ihn beim Weggehen bekreuzte; dann schloß er die Augen. Plötzlich brannte ein heißer, langer Kuß auf seinen glühenden Lippen; es war ihm, als würde ihm ein Messer ins Herz gestoßen. Er schrie leise auf und verlor das Bewußtsein . . .

Dann begann für ihn ein seltsames Leben.

Manchmal huschte in einem Moment unklaren Bewußtseins der Gedanke durch seinen Kopf, daß er dazu verurteilt sei, in einem langen, endlosen Traume voll seltsamer, frucht-

loser Aufregungen, Kämpfe und Leiden zu leben. In seiner Angst versuchte er sich gegen das verhängnisvolle Geschick, das auf ihm lastete, zu empören; aber im Augenblicke des angestrengtesten, verzweifeltsten Kampfes überfiel ihn wieder eine unbekannte Macht, und er merkte und fühlte deutlich, wie er von neuem das Bewußtsein verlor, wie von neuem ein undurchdringliches, bodenloses Dunkel sich vor ihm aufstat und er mit einem Schrei der Angst und Verzweiflung hineinstürzte. Manchmal kamen flüchtige Momente einer unerträglichen, vernichtenden Glückseligkeit, wo die Lebensfähigkeit sich im ganzen Wesen des Menschen krampfhaft steigert, die Vergangenheit klar wird, der gegenwärtige helle Augenblick wie ein frohes Triumphlied klingt und die unbekannte Zukunft einem in wachem Traume erscheint; wo eine unaussprechliche Hoffnung wie ein belebender Tau auf die Seele fällt; wo man aufschreien möchte vor Entzücken; wo man fühlt, daß das Fleisch ohnmächtig ist gegenüber der gewaltigen Wucht der Empfindungen, und daß der ganze Faden des Daseins abreißt; und wo man sich gleichzeitig selbst zu der Erneuerung des ganzen Lebens und zu dieser Auferstehung beglückwünscht. Manchmal versank er wieder in Betäubung, und dann spielte sich alles, was sich mit ihm in den letzten Tagen zugetragen hatte, noch einmal ab und zog in trübem, wildem Schwarm vor seinem geistigen Auge vorüber; aber die Vision erschien ihm in einer sonderbaren, rätselhaften Gestalt. Manchmal vergaß der Kranke, was mit ihm geschehen war, und wunderte sich, daß er sich nicht in seiner alten Wohnung bei seiner alten Wirtin befand. Er begriff nicht, warum die alte Frau nicht, wie sie es sonst immer in der späten Dämmerstunde that, zu dem Ofen kam, dessen Glut niedergebrannt war und

mit schwach flimmerndem rotem Scheine das ganze dunkle Zimmer übergöß, und nicht nach ihrer Gewohnheit, auf das Erlöschen des Feuers wartend, ihre knochigen, zitternden Hände an der ersterbenden Blut wärmte, wobei sie immer vor sich hin zu reden und zu flüstern und ab und zu ihn, ihren wunderlichen Mieter, anzusehen pflegte, von dem sie die Meinung hatte, er sei durch das lange Sitzen bei den Büchern verrückt geworden. Ein andermal erinnerte er sich, daß er in eine andere Wohnung umgezogen war; aber wie das zugegangen war, was sich mit ihm begeben hatte, und warum er hatte umziehen müssen, das wußte er nicht, obgleich sein ganzer Geist in ununterbrochenem, unaufhaltsamem Drange vergehen wollte. Aber wohin dieser Drang ihn trieb, und was ihn quälte, und wer in sein Blut diesen unerträglichen Feuerbrand geschleudert hatte, der ihn erstickte und verzehrte, das wußte er wieder nicht, darauf konnte er sich nicht besinnen. Oft griff er begierig mit den Händen nach einem Schatten; oft hörte er das leise Geräusch naher, leichter Schritte neben seinem Bette und freundliche, zärtlich geflüsterte Worte, die süß wie Musik klangen; jemandes feuchter Atem glitt über sein Gesicht, und sein ganzes Wesen wurde von inniger Liebe durchschüttert; jemandes heiße Tränen brannten auf seinen glühenden Wangen, und plötzlich drückte ihm jemand einen langen, zärtlichen Kuß auf die Lippen; da schwand sein Leben in unauslöschlicher Qual dahin; es war ihm, als käme alles Dasein, die ganze Welt zum Stillstande, als stürbe alles um ihn herum für ganze Jahrhunderte, und als breite sich lange, tausendjährige Nacht über alles aus . . .

Dann wieder war es ihm, als kehrten ihm die schönen, sorglosen Jahre der ersten Kindheit zurück mit ihrer hellen

Freude, mit ihrer unauslöschlichen Glückseligkeit, mit dem ersten wonnevollen Staunen über das Leben. Ganze Schwärme freundlicher Geister flogen aus jeder Blume heraus, die er pflückte; sie spielten mit ihm auf dem üppigen Grün der Wiese vor dem kleinen, von Akazien umgebenen Häuschen; sie lächelten ihm aus dem kristallhellen, unübersehbaren See zu, an dem er stundenlang saß und horchte, wie eine Welle über die andere schlug; und sie schwebten mit leisen Flügeln um ihn herum und schütteten liebevoll heitere, bunte Träume auf seine kleine Wiege herab, wenn seine Mutter sich über ihn beugte, ihn bekreuzte, küßte und ihn in den langen, stillen Nächten mit einem leisen Wiegenliede in Schlaf sang. Aber nun erschien plötzlich ein Wesen, das ihn mit einer Angst erfüllte, die keine bloße Kinderangst mehr war; dieses Wesen goß das erste, langsam wirkende Gift des Kammers und der Tränen in sein Leben; er fühlte undeutlich, wie der unbekannte Alte alle seine künftigen Lebensjahre in seiner Gewalt hatte; er zitterte vor ihm, konnte aber seine Augen nicht von ihm abwenden. Der böse Alte folgte ihm überallhin. Hinter jedem Strauche im Wäldchen schaute er hervor und nickte ihm tückisch zu; er verspottete und neckte ihn, indem er sich in jedes Spielzeug des Kindes verwandelte und dann in seinen Händen Grimassen schnitt und kicherte wie ein boshafter, häßlicher Zwerg; er heßte jeden seiner grausamen Schulkameraden gegen ihn auf, oder er setzte sich mit den Kindern auf die Schulbank und blickte ihn, Grimassen schneidend, aus jedem Buchstaben seiner Grammatik an. Dann setzte sich, wenn er schlief, der böse Alte an das Kopfende seines Bettes. Er verscheuchte den Schwarm lichter Geister, die mit ihren goldfarbenen und blauen Flügeln seine Lager-

stätte umflatterten, führte seine arme Mutter für immer von ihm fort und flüsterte ihm ganze Nächte lang ein langes, seltsames Märchen ins Ohr, das für sein Kinderherz unverständlich war, aber ihn peinigte und ihn in eine nicht kindliche Furcht und Aufregung versetzte. Aber der boshafte Alte kümmerte sich nicht um sein Schluchzen und um seine Bitten und redete immer weiter, bis er in Betäubung und Bewußtlosigkeit versank. Dann erwachte der Kleine plötzlich als Erwachsener; ganze Jahre waren ihm unvermerkt vergangen. Er wurde sich auf einmal seiner jetzigen Lage bewußt, begriff auf einmal, daß er ein einsamer Mensch sei, der ganzen Welt fremd gegenüberstehe, allein in einer fremden Wohnung sei, unter geheimnisvollen, verdächtigen Menschen, unter Feinden, die immer zusammenkämen und in den Ecken seines dunklen Zimmers flüsterten und einer alten Frau zunickten, die am Ofen beim Feuer hockte und ihre mageren, alten Hände wärmte und den andern, auf ihn hinweisend, Zeichen machte. Er geriet in Unruhe und Verwirrung; er wollte durchaus erfahren, was das für Menschen seien, warum sie hier seien, warum er selbst sich in diesem Zimmer befinde; und er erriet, daß er, durch eine unbekannte Macht verlockt, in eine dunkle Räuberhöhle hineingeraten sei, ohne vorher ordentlich zugesehen zu haben, was da im Hause für Leute wohnten, und wer namentlich seine Wirtsleute seien. Ein Verdacht begann ihn zu quälen, — und auf einmal hob wieder mitten in der nächtlichen Dunkelheit das geflüsterte lange Märchen an, und zwar war es eine alte Frau, die es leise, kaum verständlich vor sich hin erzählte und dabei vor dem erlöschenden Feuer traurig ihren grauen Kopf hin und her wiegte. Aber von neuem befiel ihn ein Schreck: das Märchen ver-

körperte sich vor seinen Augen in Personen und Gestalten. Er sah, wie alles, von seinen unklaren Kinderträumen angefangen, alle seine Gedanken und Phantasiegebilde, alles, was er in Wirklichkeit erlebt, alles, was er in Büchern gelesen, alles, was er schon längst vergessen hatte, wie das alles sich belebte, sich gestaltete, sich verkörperte, in kolossalen Formen und Gebilden vor seinen Augen aufstand, sich um ihn herumbewegte, um ihn herumschwärmte; er sah, wie sich herrliche Zaubergärten vor ihm ausbreiteten, wie ganze Städte vor seinen Augen entstanden und wieder zusammenstürzten, wie ganze Kirchhöfe ihm ihre Toten heraus sandten, die dann wieder von neuem zu leben begannen, wie ganze Rassen und Völker vor seinen Augen auf die Welt kamen, wuchsen und vergingen, wie endlich jetzt um sein Krankenlager herum jeder seiner Gedanken, jeder seiner wesenlosen Träume sich fast im Augenblicke des Entstehens verkörperte, wie endlich sein Geist nicht wesenlose Gedanken erzeugte, sondern ganze Welten, ganze Schöpfungen, wie er, einem Stäubchen gleich, in dieser ganzen endlosen, seltsamen Welt ohne die Möglichkeit eines Entrinnens umhergetragen wurde, und wie dieses ganze Leben mit seinem rebellischen Despotismus ihn bedrängte und bedrückte und mit steter, endloser Ironie verfolgte; er fühlte, wie er starb und in Staub und Asche zerfiel, auf ewig, ohne Auferstehung; er wollte entfliehen; aber es gab im ganzen Weltall keinen Winkel, wo er sich hätte verbergen können. Zuletzt strengte er in einem Anfall von Verzweiflung all seine Kraft an, schrie auf und erwachte.

Er erwachte, ganz in kaltem Schweiß gebadet. Um ihn herum herrschte Totenstille; es war tiefe Nacht. Aber doch schien es ihm immer, als nehme das seltsame Märchen irgend-

wo seinen Fortgang, als trage eine heisere Stimme tatsächlich eine lange Erzählung von etwas vor, das ihm bekannt vorkam. Er hörte, daß von dunklen Wäldern gesprochen wurde, von bösen Räubern, von einem kühnen jungen Manne, einer Art von Stenka Rasin¹, von vergnügten Trunkenbolden, von Schiffsknechten, von einem schönen Mädchen und von dem Mütterchen Wolga. War das nicht ein Märchen? Hörte er es im Wachen? Eine ganze Stunde lag er so mit offenen Augen in qualvoller Erstarrung da, ohne ein Glied zu rühren. Endlich richtete er sich behutsam auf und spürte mit Freude, daß seine Kraft durch die grausame Krankheit doch nicht ganz erschöpft war. Das Phantasieren war vorüber; die Wirklichkeit begann wieder. Er bemerkte, daß er noch so gekleidet war wie zur Zeit des Gespräches mit Katerina, und daß somit seit dem Morgen, wo sie von ihm weggegangen war, nicht allzu viel Zeit vergangen sein konnte. Das Feuer der Entschlossenheit lief durch seine Adern. Mechanisch mit den Händen umher tastend fand er einen großen Nagel, der zu irgendwelchem Zwecke oben in der Scheidewand eingeschlagen war, neben der man ihm sein Bett zurechtgemacht hatte; er erfaßte ihn, und sich mit dem ganzen Körper daranhängend, hob er sich mit Not und Mühe zu einer Spalte empor, durch die ein kaum bemerkbarer Lichtschein in sein Zimmer drang. Er legte das Auge an die Öffnung und blickte hindurch; vor Aufregung konnte er kaum Atem holen.

In der einen Ecke des Zimmers der Wirtsleute stand ein Bett, vor dem Bette ein Tisch; er war mit einer Decke be-

¹ Ein Kosak, der als Leiter einer Rebellion zunächst Erfolge hatte, schließlich aber im Jahre 1671 in Moskau gevierteilt wurde. Anmerkung des Übersetzers.

deckt und mit Büchern von großem, altertümlichem Format bepackt, in Einbänden, die an religiöse Bücher erinnerten. In einer Ecke stand ein ebensolches altertümliches Heiligenbild wie in seinem eigenen Zimmer; vor dem Heiligenbilde brannte ein Lämpchen. Auf dem Bette lag der alte Murin unter einer Pelzdecke; er war krank und durch sein Leiden entkräftet und sah blaß wie Leinwand aus. Auf seinen Knien hatte er ein aufgeschlagenes Buch liegen. Auf einer Bank neben dem Bette lag Katerina; sie hielt den Alten mit dem einen Arm umschlungen und lehnte den Kopf an seine Schulter. Sie sah ihn aufmerksam mit kindlich erstaunten Augen an und schien mit unersättlichem Interesse, fast vergehend vor Spannung, anzuhören, was Murin ihr erzählte. Mitunter hob sich die Stimme des Erzählers; auf seinem Gesichte kam eine gewisse Lebhaftigkeit zum Ausdruck; er zog die Brauen zusammen, seine Augen begannen zu funkeln, und Katerina schien vor Angst und Aufregung blaß zu werden; dann erschien auf dem Gesichte des Alten etwas, was wie ein Lächeln aussah, und Katerina begann leise zu lachen. Manchmal traten ihr die Tränen in die Augen; dann strich ihr der Alte wie einem Kinde zärtlich über den Kopf, und sie umschlang ihn noch fester mit ihrem nackten, schneeweißen Arme und drückte sich noch liebevoller an seine Brust.

Zeitweilig glaubte Ordynow, daß das alles noch ein Traum sei; er war sogar davon überzeugt; aber das Blut strömte ihm nach dem Kopfe und pochte ihm heftig, ja schmerzhaft in den Schläfen. Er ließ den Nagel los und stand vom Bette auf; schwankend, wie ein Nachtwandler schleichend, ohne seine Aufregung zu verstehen, die wie Feuer in seinem Blute brannte, begab er sich zu der Thür

der Wirtsleute und stieß mit aller Kraft dagegen; der verrostete Niegel flog sofort ab, und unter diesem Gefräch und Gepolter stand Ordynow auf einmal mitten im Schlafzimmer der Wirtsleute. Er sah, wie Katerina erschrocken in die Höhe fuhr und am ganzen Leibe zitterte, wie die Augen des Alten unter den grimmig zusammengezogenen Brauen hervor funkelten, und wie ein plötzlicher Jähzorn sein ganzes Gesicht entstellte. Er sah, wie der Alte, ohne die Augen von ihm abzuwenden, mit umhertastender Hand eilig nach einer an der Wand hängenden Flinte suchte, und wie der Lauf der Flinte glänzte, den derselbe, vor Wut zitternd, mit unsicherer Hand gerade auf seine Brust richtete. Der Schuß krachte; darauf erscholl ein wilder Schrei, welcher Klang, als ob er nicht aus einer menschlichen Kehle käme, und als der Rauch verflogen war, wurde Ordynow von einem schrecklichen Anblick überrascht. Am ganzen Leibe zitternd beugte er sich über den alten Mann. Murin lag auf dem Fußboden; er wand sich in Krämpfen; sein Gesicht war qualvoll verzerrt, und Schaum stand auf seinen schiefgezogenen Lippen. Ordynow erkannte, daß der Unglückliche einen schrecklichen epileptischen Anfall durchmachte. Im Verein mit Katerina bemühte er sich ihm zu helfen . . .

III

Die ganze Nacht verging in arger Unruhe. Am andern Tage ging Ordynow frühmorgens aus, trotz seiner Schwäche und trotz des Fiebers, das ihn doch noch nicht ganz verlassen hatte. Auf dem Hofe traf er wieder den Hausknecht. Diesmal lüftete der Tatar schon von weitem seine Mühe

und sah ihn neugierig an. Dann griff er, wie wenn er seine Gedanken sammelte, wieder zu seinem Besen und schielte nur von der Seite nach dem langsam näher Kommenden Ordynow hin.

„Nun, hast du in der Nacht nichts gehört?“ fragte Ordynow.

„Doch, ich habe etwas gehört.“

„Was ist das für ein Mensch? Wer ist er?“

„Du hast selbst gemietet; da mußt du es selbst wissen. Ich kenne ihn nicht.“

„Wirfst du endlich einmal reden!“ schrie Ordynow außer sich in einem Anfalle krankhafter Reizbarkeit.

„Was habe ich denn getan? Du hast unrecht getan, hast die Mieter erschreckt. Unten wohnt der Sargtischler; er ist taub, aber er hat alles gehört; auch seine Frau ist taub, aber auch die hat es gehört; und auf dem andern Hofe haben sie es auch gehört, obgleich es weit ist — so ist das. Ich werde zum Polizeiinspektor gehen.“

„Ich werde selbst zu ihm gehen“, antwortete Ordynow und ging auf das Thor zu.

„Wie du willst; du hast selbst gemietet. Herr, Herr, warte mal!“ Ordynow sah sich um; der Hausknecht berührte höflich seine Mütze.

„Nun?“

„Wenn du da hingehst, gehe ich zum Hauswirt.“

„Nun, und?“

„Zieh lieber aus!“

„Du bist ein Dummkopf“, erwiderte Ordynow und wollte wieder weitergehen.

„Herr, Herr, warte mal!“ Der Hausknecht berührte wieder seine Mütze und grinste. „Höre mal, Herr: du soll-

test dich beherrschen; wozu schimpfst du einen armen Menschen? Einen armen Menschen darf man nicht schimpfen; das ist eine Sünde; Gott hat es verboten; hörst du?"

„Na, höre auch du: da, nimm das! Nun, was ist er für ein Mensch?"

„Was er für ein Mensch ist?"

„Ja."

„Das will ich dir auch ohne Geld sagen."

Hier griff der Hausknecht nach seinem Besen, fuhr ein paarmal damit hin und her; dann hielt er inne und sah Ordynow aufmerksam und ernst an.

„Du bist ein guter Herr. Wenn du aber nicht mit einem guten Menschen leben willst, dann nicht; das wollte ich bloß sagen."

Hier blickte ihn der Tatar noch ausdrucksvoller an und machte sich, wie wenn er sich gekränkt fühlte, wieder mit seinem Besen zu schaffen. Dann tat er, als sei er mit seiner Arbeit fertig, trat geheimnisvoll an Ordynow heran, machte eine sehr ausdrucksvolle Geste und sagte:

„Er ist so . . . du verstehst?"

„Was? Wie?"

„Er hat keinen Verstand."

„Was?"

„Der ist weg. Ja! Der ist weg!" wiederholte er in noch geheimnisvollerem Tone. „Er ist krank. Er hatte ein Frachtschiff, ein großes Frachtschiff, und noch ein zweites und ein drittes; die fuhren auf der Wolga; ich bin selbst von der Wolga. Und dann hatte er auch noch eine Fabrik; die ist abgebrannt, und da ist ihm der Kopf kaputt gegangen."

„Er ist geistesgestört?"

„Nein! . . . Nein! . . .“ antwortete der Tatar in einzelnen Absätzen. „Gestört ist er nicht. Er ist ein kluger Mensch. Er weiß alles; er liest viel in Büchern, er liest und liest, immer liest er und sagt anderen wahr. Wenn jemand zu ihm kommt, verlangt er zwei Rubel, drei Rubel, vierzig Rubel; wer's nicht will, läßt's bleiben. Dann sieht er im Buche nach und sagt einem die ganze Wahrheit. Aber erst Geld auf den Tisch, gleich auf den Tisch; ohne Geld ist nichts!“

Der Hausknecht, der hierin von Herzen Murins Partei nahm, lachte bei diesen Worten sogar vor Freude.

„Also er weissagt und verkündigt die Zukunft?“

„Hm . . .“ brummte der Hausknecht und nickte mit dem Kopfe. „Er sagt die Wahrheit. Er betet, betet viel. Aber manchmal überkommt ihn das so.“

Hier wiederholte der Tatar von neuem seine ausdrucksvolle Geste.

In diesem Augenblicke rief jemand den Hausknecht vom andern Hofe her, und gleich darauf erschien ein kleiner, gebückt gehender, grauhaariger Mann in einem Schafpelz. Er ächzte und stolperte beim Gehen fortwährend, blickte auf die Erde und flüsterte etwas vor sich hin. Man konnte denken, daß sein Geist schon altersschwach geworden sei.

„Der Hauswirt, der Hauswirt!“ flüsterte der Hausknecht hastig, nickte Ordynow schnell zu und eilte, die Mütze abreißend, dem Alten entgegen, dessen Gesicht Ordynow bekannt vorkam; wenigstens glaubte er ihm vor sehr kurzer Zeit irgendwo begegnet zu sein.

Er sagte sich übrigens, daß dabei nichts Wunderbares sei, und verließ den Hof. Den Hausknecht hielt er für einen Gauner und Frechling erster Güte.

„Der Taugenichts hat mich ja ordentlich an der Nase herumführen wollen!“ dachte er. „Gott weiß, was da dahintersteckt!“

Als er das zu sich sagte, befand er sich schon auf der Straße.

Allmählich bemächtigten sich seiner andere Gedanken. Das Wetter machte ihm einen unangenehmen Eindruck: es war ein grauer, kalter Tag, und es flatterten einzelne Schneeflocken in der Luft. Der junge Mann fühlte, daß ihn wieder ein Frostschauer befiel; er hatte auch eine Empfindung, als ob die Erde unter seinen Füßen zu schwanken begönne. Auf einmal wünschte ihm eine bekannte, unangenehm süßliche Stimme, ein knarrender Tenor, Guten Morgen.

„Jaroslaw Iljitsch!“ sagte Ordynow.

Vor ihm stand ein forscher, rotbackiger Mensch, dem Ansehen nach ungefähr dreißig Jahre alt, von kleiner Statur, mit grauen, öligen Augen, mit einem süßen Lächeln, gekleidet, wie Jaroslaw Iljitsch eben immer gekleidet war, und streckte ihm in liebenswürdigster Weise die Hand entgegen. Ordynow war mit Jaroslaw Iljitsch gerade vor einem Jahre bekannt geworden, und zwar ganz zufällig, beinah auf der Straße. Zu dieser sehr leicht zustande gekommenen Bekanntschaft hatte, abgesehen vom Zufall, Jaroslaw Iljitschs besondere Neigung mitgewirkt, sich überall brave, anständig denkende Leute herauszusuchen, Leute, die vor allen Dingen eine gute Bildung besaßen und wenigstens durch ihre Gaben und ihr feines Benehmen zur höchsten Gesellschaft zu gehören verdienten. Obgleich Jaroslaw Iljitsch eine überaus süßliche Tenorstimme hatte, so lag doch, selbst wenn er mit aufrichtigen Freunden sprach,

im Klange seiner Stimme etwas sehr Bestimmtes, Kräftiges, Befehlshaberisches, was keinerlei Einwendungen duldete; das war bei ihm vielleicht eine Folge der Gewohnheit.

„Wie kommen Sie hierher?“ rief Jaroslaw Ilijtsch mit dem Ausdruck aufrichtigsten, freudigsten Entzückens.

„Ich wohne hier.“

„Schon lange?“ fuhr Jaroslaw Ilijtsch fort und sprach dabei in immer höherem Tone. „Und ich habe es gar nicht gewußt! Aber da bin ich ja Ihr Nachbar! Ich wohne jetzt ebenfalls in diesem Stadtteil. Ich bin schon vor einem Monat aus dem Gouvernement Njasan zurückgekommen. Da habe ich Sie nun erwischt, mein alter, teurer Freund!“ Und Jaroslaw Ilijtsch lachte auf die gutherzigste Weise, die man sich denken kann. „Sergejew!“ rief er in seiner Begeisterung. „Erwarte mich bei Tarasow; ehe ich nicht da bin, soll kein Mehlsack angerührt werden! Und treibe Ilyusis Hausknecht an und sag ihm, er soll sich sofort auf dem Kontor einfinden! Ich komme in einer Stunde hin...“

Nachdem er jemandem eilig diesen Befehl gegeben hatte, nahm der feinfühligere Jaroslaw Ilijtsch seinen Freund Ordynow unter den Arm und führte ihn in das nächste Restaurant.

„Ich habe keine Ruhe, ehe wir nicht nach einer so langen Trennung ein paar Worte miteinander unter vier Augen gesprochen haben. Nun, was machen Ihre Studien?“ fügte er beinah ehrfurchtsvoll hinzu und senkte geheimnisvoll die Stimme. „Widmen Sie sich immer noch den Wissenschaften?“

„Ja, wie früher“, antwortete Ordynow, dem ein heiterer, lichter Gedanke durch den Kopf ging.

„Das ist edel von Ihnen, Basili Michailowitsch; das ist edel von Ihnen!“ Hier drückte Jaroslaw Ilijtsch ihm kräftig die Hand. „Sie werden eine Zierde unserer Gesellschaft sein. Gott gebe Ihnen in Ihrer Laufbahn ein glückliches Fortschreiten . . . O Gott, wie freue ich mich, daß ich Sie getroffen habe! Wie oft habe ich an Sie gedacht, wie oft habe ich gesagt: wo mag er jetzt sein, unser guter, hochherziger, geistvoller Basili Michailowitsch?“

Sie ließen sich ein besonderes Zimmer geben. Jaroslaw Ilijtsch bestellte einen Imbiß nebst verschiedenen Schnäpssen und blickte Ordynow gefühlvoll an.

„Ich habe, während ich von Ihnen fern war, viel gelesen“, begann er in schüchternem, etwas einschmeichelndem Tone. „Ich habe den ganzen Puschkín durchgelesen . . .“

Ordynow sah ihn zerstreut an.

„Die Darstellung der menschlichen Leidenschaften ist bei ihm bewundernswert. Aber vor allen Dingen erlauben Sie mir, Ihnen meinen Dank auszusprechen. Sie haben mir einen so großen Dienst damit erwiesen, daß Sie mich zu einer richtigen Denkweise hingeleitet haben . . .“

„Aber ich bitte Sie!“

„Nein, erlauben Sie! Ich lasse immer einem jeden gern Gerechtigkeit widerfahren und bin stolz darauf, daß wenigstens dieses Gefühl in mir nicht erstorben ist.“

„Aber ich bitte Sie, Sie sind ungerecht gegen sich selbst; ich weiß wirklich nicht . . .“

„Nein, ich bin durchaus gerecht“, erwiderte Jaroslaw Ilijtsch mit besonderer Wärme. „Was bin ich denn für ein Mensch im Vergleich mit Ihnen? Nicht wahr?“

„Ach, mein Gott!“

„Ja, gewiß.“

Hier trat ein kurzes Stillschweigen ein.

„Indem ich Ihren Ratschlägen folgte, habe ich viele ungebildete Bekanntschaften abgebrochen und meine rohen Gewohnheiten zum Teil verfeinert“, begann Jaroslaw Iljitsch von neuem, wieder in etwas schüchternem, einschmeichelndem Tone. „In meiner dienstfreien Zeit sitze ich größtenteils zu Hause; abends lese ich irgendein nützliches Buch und . . . ich habe nur einen Wunsch, Wasili Michailowitsch, dem Vaterlande nach Kräften zu nützen . . .“

„Ich habe Sie immer für einen edeldenkenden Menschen gehalten, Jaroslaw Iljitsch.“

„Sie träufeln einem immer Balsam in die Wunden, edler junger Mann . . .“

Jaroslaw Iljitsch drückte Ordynow warm die Hand.

„Aber Sie trinken ja nicht?“ bemerkte er, als er seine Erregung ein wenig bemeistert hatte.

„Ich kann nicht; ich bin krank.“

„Krank? Ja, wirklich? Schon lange? Und wie ist denn das zugegangen? Wenn es Ihnen recht ist, so werde ich . . . welcher Arzt behandelt Sie? Wenn es Ihnen recht ist, werde ich sofort meinem eigenen Arzte Mitteilung davon machen. Ich will selbst zu ihm eilen, persönlich. Er ist ein äußerst geschickter Mann!“

Jaroslaw Iljitsch griff schon nach seinem Hute.

„Ich danke ergebenst. Ich lasse mich nicht behandeln und kann die Arzte nicht leiden . . .“

„Aber was sagen Sie da? Wie kann man nur so denken? Aber er ist wirklich ein äußerst geschickter Mann“, fuhr Jaroslaw Iljitsch im Tone flehentlicher Bitte fort. „Neulich (erlauben Sie, daß ich Ihnen das erzähle, teurer Wasili

Michailowitsch!), neulich kam ein armer Schlosser zu ihm. „Ich habe mir da“, sagte er, „die Hand mit meinem Werkzeuge verletzt; behandeln Sie mich!“ Semjon Pafnutjitsch sah, daß der Unglückliche in Gefahr war, den kalten Brand zu bekommen, und traf alle Anstalten, um das beschädigte Glied zu amputieren. Er führte die Operation in meiner Gegenwart aus. Aber er führte sie so aus, in einer so vornehmen, ich meine in einer so entzückenden Art und Weise, daß ich bekennen muß: hätte ich nicht ein solches Mitleid mit einem leidenden Mitmenschen gehabt, so wäre es ein Genuß gewesen zuzusehen, einfach aus Interesse an der Sache. Aber wo und wie haben Sie sich denn Ihre Krankheit zugezogen?“

„Beim Umzuge in die neue Wohnung . . . Ich bin eben erst wieder aufgestanden.“

„Sie sehen auch noch sehr angegriffen aus und hätten noch nicht ausgehen sollen. Also Sie wohnen nicht mehr da, wo Sie früher wohnten? Was hat Sie denn zum Umzuge veranlaßt?“

„Meine Wirtin ist von Petersburg weggezogen.“

„Domna Sawischna? Wirklich? Es war eine gute, wahrhaft anständige alte Frau! Wissen Sie was? Ich empfand ihr gegenüber beinah den Respekt eines Sohnes. Es lag über diesem beinah ausgelebten Leben gewissermaßen der erhabene Glanz der Zeiten unserer Urgroßväter, und wenn man sie anschaute, sah man gleichsam eine Verkörperung unserer grauen, großartigen Vorzeit vor sich . . . Das heißt so etwas . . . wissen Sie, sie hatte so etwas Poetisches an sich! . . .“ schloß Jaroslaw Iljitsch, der ganz verlegen und bis über die Ohren rot geworden war.

„Ja, sie war eine gute Frau.“

„Aber gestatten Sie die Frage: wo haben Sie sich denn jetzt niedergelassen?“

„Nicht weit von hier, im Hause eines Herrn Koschmarow.“

„Mit dem bin ich bekannt. Ein prächtiger alter Mann! Ich kann sogar sagen, wir sind beinah gute Freunde. Ein vortrefflicher alter Mann!“

Jaroslaw Iljitschs Lippen zitterten ordentlich vor freudiger Rührung. Er ließ sich noch ein Glas Schnaps und eine Pfeife geben.

„Haben Sie eine eigene Wohnung gemietet?“

„Nein, ich habe einem Mieter ein Zimmer abgemietet.“

„Was ist es denn für ein Mieter? Vielleicht kenne ich ihn auch.“

„Der Kleinbürger Murin; ein hochgewachsener alter Mann . . .“

„Murin, Murin; ja, erlauben Sie, das ist auf dem hinteren Hofe, über dem Sargtischler?“

„Ja, ganz richtig, auf dem hinteren Hofe.“

„Hm . . . wohnen Sie da ruhig?“

„Ich bin eben erst eingezogen.“

„Hm . . . ich wollte nur sagen, hm . . . aber Sie haben nichts Besonderes bemerkt?“

„Ich wüßte wirklich nicht . . .“

„Das heißt, ich bin überzeugt, daß Sie bei ihm ganz gut wohnen werden, wenn Sie mit der Räumlichkeit zufrieden sind . . . das kann ich Ihnen vorhersagen; ich meinte es anders. Aber da ich Ihren Charakter kenne . . . Welchen Eindruck hat Ihnen dieser alte Kleinbürger gemacht?“

„Er scheint ein ganz kranker Mensch zu sein.“

„Ja, er ist sehr leidend . . . Aber Sie haben weiter nichts bemerkt? Haben Sie mit ihm gesprochen?“

„Nur sehr wenig; er ist sehr menschenscheu und cholerisch.“

„Hm . . .“ Jaroslaw Iljitsch dachte nach.

„Ein unglücklicher Mensch!“ sagte er nach einem kurzen Stillschweigen.

„Ist er das?“

„Ja, ein unglücklicher und zugleich unglaublich seltsamer, merkwürdiger Mensch. Übrigens, wenn er Sie nicht stört . . . Entschuldigen Sie, daß ich Ihre Aufmerksamkeit auf einen solchen Gegenstand gelenkt habe; aber ich interessierte mich dafür . . .“

„Wirklich, Sie haben auch mein Interesse erweckt . . . Ich würde gern erfahren, wie es eigentlich mit ihm steht. Ich wohne ja nun einmal bei ihm . . .“

„Sehen Sie: es heißt, der Mann sei früher sehr reich gewesen. Er war Kaufmann, wie Sie wahrscheinlich bereits gehört haben. Aber infolge verschiedener Unglücksfälle verarmte er; in einem Sturme gingen mehrere ihm gehörige Frachtschiffe mitsamt der Ladung zugrunde. Eine Fabrik, die er, glaube ich, einem lieben nahen Verwandten zur Verwaltung anvertraut hatte, verfiel gleichfalls einem unglücklichen Schicksal und brannte ab, wobei auch der Verwandte selbst in den Flammen umkam. Ein schrecklicher Verlust, sagen Sie selbst! Da versank Murin, wie man erzählt, in eine bedauerliche Niedergeschlagenheit; man fürchtete für seinen Verstand, und bei einem Streite mit einem andern Kaufmann, der ebenfalls Frachtschiffe besaß, die auf der Wolga fuhren, benahm er sich tatsächlich in einer so sonderbaren, überraschenden Weise, daß man alles, was er dabei tat, nur auf eine starke geistige Störung zurückführen konnte, was ich denn auch gern glauben will.“

Ich habe noch allerlei Einzelheiten über mehrere Sonderbarkeiten des Mannes gehört; zuletzt trug sich ein sehr seltsames, sozusagen verhängnisvolles Ereignis zu, das man schon nicht anders erklären kann als durch die feindliche Einwirkung des erzürnten Schicksals.“

„Was war denn das?“ fragte Ordynow.

„Er soll in einem krankhaften Anfall von Irrsinn ein Attentat auf das Leben eines jungen Kaufmanns gemacht haben, den er vorher sehr liebgehabt hatte. Als er nach dem Anfall wieder zu sich kam, war er so erschrocken, daß er sich das Leben nehmen wollte; so wird wenigstens erzählt. Ich weiß nicht genau, was nachher geschah; aber es ist bekannt geworden, daß er mehrere Jahre lang Kirchenbuße getan hat . . . Aber was ist Ihnen, Basili Michailowitsch? Meine harmlose Erzählung ermüdet Sie doch nicht?“

„O nein, durchaus nicht . . . Sie sagen, er habe Kirchenbuße getan; aber wohl nicht er allein?“

„Ich weiß es nicht. Man sagt, er allein. Wenigstens ist sonst niemand in diese Sache verwickelt gewesen. Indessen habe ich nichts Weiteres gehört; ich weiß nur . . .“

„Nun?“

„Ich weiß nur . . . das heißt, ich wollte eigentlich nichts Besonderes hinzufügen . . . ich will nur sagen, wenn Sie an ihm etwas Ungewöhnliches finden, etwas, was aus dem gewöhnlichen Rahmen der Dinge heraustritt, so ist das alles nur eine Folge der Unglücksfälle, die einer nach dem andern über ihn hereingebrochen sind . . .“

„Ja, er ist ein sehr gottesfürchtiger Mensch, ein arger Frömmeler.“

„Das letztere glaube ich nicht, Basili Michailowitsch; er hat sehr viel gelitten; ich glaube, er hat ein reines Herz.“

„Aber jetzt ist er doch nicht mehr geistesgestört, sondern gesund.“

„O gewiß, gewiß; das kann ich Ihnen verbürgen; das möchte ich beschwören; er ist im vollen Besitze all seiner geistigen Fähigkeiten. Er ist nur, wie Sie richtig andeuten, außerordentlich wunderbar und gottesfürchtig. Er ist sogar ein sehr kluger Mensch. Er spricht gewandt, energisch und sehr schlau. Auf seinem Gesichte sind noch die Spuren seines früheren stürmischen Lebens sichtbar. Ein interessanter Mensch und außerordentlich belesen.“

„Ich glaube, er liest immer religiöse Bücher?“

„Ja, er ist ein Mystiker.“

„Was?“

„Ein Mystiker. Aber das sage ich Ihnen nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Gleichfalls im Vertrauen sage ich Ihnen noch, daß er eine Zeitlang unter scharfer Aufsicht gestanden hat. Dieser Mensch hatte einen gewaltigen Einfluß auf diejenigen, die zu ihm kamen.“

„Wieso?“

„Sie werden es kaum glauben; sehen Sie, er wohnte damals noch nicht in diesem Stadtviertel; da kam eines Tages ein gewisser Alexander Ignatjewitsch aus Neugier zu ihm, ein Ehrenbürger, ein vornehmer Mann, der sich der allgemeinen Achtung erfreute; in seiner Begleitung befand sich noch ein Leutnant. Sie kamen also zu ihm, wurden angenommen, und der sonderbare Mensch begann ihnen ins Gesicht zu sehen. Er sah gewöhnlich den Leuten prüfend ins Gesicht, ehe er sich bereitfinden ließ, ihnen Dienste zu erweisen; fiel diese Prüfung ungünstig aus, so schickte er die Betreffenden wieder weg, und zwar sogar, wie man sagt, in sehr unhöflicher Weise. Er fragte die beiden also:

„Was steht zu Ihren Diensten, meine Herren?“ „Soudso,“ antwortete Alexander Ignatjewitsch, „das werden Sie ja bei Ihrer Gabe von selbst wissen, auch ohne daß wir es Ihnen sagen.“ „Dann kommen Sie, bitte,“ sagte er, „mit mir in das andere Zimmer!“ und dabei zeigte er gerade auf denjenigen von ihnen, der ein Anliegen an ihn hatte. Alexander Ignatjewitsch hat nicht erzählt, was mit ihm dann vorgegangen ist; aber als er von ihm wieder herauskam, war er blaß wie Leinwand. Ebendasselbe trug sich auch mit einer vornehmen Dame aus der höchsten Gesellschaft zu; auch sie war, als sie von ihm herauskam, blaß wie Leinwand, ganz in Tränen aufgelöst und erstaunt über seine Weisheits- und Redegabe.“

„Seltsam. Aber jetzt gibt er sich nicht mehr damit ab?“

„Es ist ihm aufs strengste verboten worden. Es sind wunderbare Beispiele vorgekommen. Ein junger Kornett, die Blüte und Hoffnung einer hohen Familie, konnte sich einmal bei seinem Anblicke des Lächelns nicht erwehren. „Was lachst du?“ sagte der Alte zornig; „in drei Tagen wirst du selbst so aussehen!“ und dabei legte er die Arme auf der Brust kreuzweise übereinander, um durch diese Gebärde einen Leichnam darzustellen.“

„Nun, und?“

„Ich möchte es kaum glauben; aber man sagt, die Prophezeiung sei eingetroffen. Er besitzt eben diese Gabe, Wassili Michailowitsch . . . Sie lächelten über meine treuherzige Erzählung. Ich weiß, daß Sie mir, was Aufklärung anlangt, weit voraus sind; aber ich glaube an ihn: er ist kein Scharlatan. Auch Puschkin erwähnt in seinen Werken etwas Ähnliches.“

„Hm! Ich will nicht mit Ihnen streiten. Sie sagten, glaube ich, er lebe nicht allein?“

„Ich weiß es nicht; ich glaube, er hat eine Tochter bei sich.“

„Eine Tochter?“

„Ja, oder ich glaube, seine Frau; ich weiß, daß irgendein weibliches Wesen mit ihm zusammenwohnt. Ich habe sie flüchtig gesehen, ohne sie weiter zu beachten.“

„Hm! Seltsam . . .“

Der junge Mann versank in Nachdenken. Jaroslaw Iljitsch überließ sich angenehmen Empfindungen. Er war gerührt, daß er einen alten Freund wiedergesehen, und erfreut, daß er eine interessante Geschichte in wohlgelungener Weise erzählt hatte. Er saß da, ohne die Augen von Basili Michailowitsch abzuwenden, und zog an seiner Pfeife; aber auf einmal sprang er auf und geriet in unruhige Bewegung.

„Es ist schon eine ganze Stunde vergangen, und ich habe es gar nicht gemerkt! Teurer Basili Michailowitsch, ich danke noch einmal dem Schicksal dafür, daß es uns zusammengeführt hat; aber ich habe keine Zeit mehr. Gestatten Sie mir, Sie einmal in Ihrer gelehrten Behausung zu besuchen?“

„Haben Sie die Güte; ich werde mich über Ihren Besuch sehr freuen. Auch ich werde Sie besuchen, sobald ich Zeit habe.“

„Darf ich dieser erfreulichen Ankündigung Glauben schenken? Sie werden mir eine Freude, eine unaussprechliche Freude damit machen! Sie glauben gar nicht, in welches Entzücken Sie mich versetzt haben!“

Sie verließen das Restaurant. Sergejew eilte ihnen bereits entgegen und berichtete Jaroslaw Iljitsch hastig, daß

William Semeljanowitsch angefahren komme. Und wirklich erschienen am Ende der Straße zwei flinke Braune vor einem leichten Wägelchen. Besondere Beachtung verdiente das vorzügliche Beipferd. Jaroslaw Iljitsch preßte seinem teuersten Freunde die Hand in den seinigen wie in einem Schraubstock zusammen, faßte an den Hut und eilte dem herankommenden Wagen entgegen. Im Laufen drehte er sich noch ein paarmal um und nickte Ordynow zum Abschiede zu.

Ordynow fühlte eine solche Müdigkeit und Schwäche in allen Gliedern, daß er kaum die Füße zu heben vermochte. Nur mit Mühe schleppte er sich nach Hause. Im Tore traf er wieder den Hausknecht, der seine ganze Abschiedsszene mit Jaroslaw Iljitsch aufmerksam beobachtet und ihm schon von weitem ein einladendes Zeichen gemacht hatte. Aber der junge Mann ging an ihm vorbei. An der Tür der Wohnung stieß er fast mit einem kleinen, grauhaarigen Männchen zusammen, das mit niedergeschlagenen Augen von Murin herauskam.

„Allmächtiger, verzeih mir meine schweren Sünden!“ flüsterte das Männchen und sprang mit der Elastizität eines Pfropfens zur Seite.

„Bin ich Ihnen zu nahe gekommen?“

„Nein, ich danke ergebenst für Ihre Aufmerksamkeit . . . O mein Gott, mein Gott!“

Das stille Männchen stieg ächzend, stöhnend und fromme Worte vor sich hinflüsternd behutsam die Treppe hinab. Dies war der Hauswirt, vor dem der Hausknecht einen solchen Schreck bekommen hatte. Erst jetzt erinnerte sich Ordynow, daß er ihn zum erstenmal an dieser selben Stelle, bei Murin, gesehen hatte, als er in die Wohnung einzog.

Er fühlte, daß sein Nervensystem gereizt und schwer erschüttert war; er wußte, daß seine Einbildungskraft und seine Sensibilität aufs äußerste angespannt waren, und nahm sich vor, gegen sich mißtrauisch zu sein. Allmählich versank er in eine Art von Erstarrung. Er hatte das Gefühl, als lege sich eine schwere, drückende Last auf seine Brust. Das Herz schmerzte ihn, als ob es ganz von Wunden bedeckt wäre, und seine ganze Seele war voll lautloser, nicht versiegender Tränen.

Er sank wieder auf das Bett, das sie für ihn zurechtgemacht hatte, und begann von neuem zu horchen. Er hörte das Atmen zweier Menschen: das eine schwer, krankhaft, oft unterbrochen, das andere leise, aber ungleichmäßig und anscheinend ebenfalls aufgeregter, als schlage dort ein Herz in demselben Verlangen und in derselben Leidenschaft wie das seinige. Er hörte mitunter das Rascheln ihrer Kleider, das leichte Geräusch ihrer leisen, weichen Schritte, und sogar dieses Geräusch ihrer Füße erweckte eine Art von Widerhall in seinem Herzen, einen dumpfen, aber qualvoll wohnigen Schmerz. Schließlich unterschied er ein Schluchzen, ein aufgeregtes Seufzen und hörte sie zuletzt wieder beten. Er wußte, daß sie vor dem Heiligenbilde auf den Knien lag und in entsetzlicher Verzweiflung die Hände rang! . . . Wer war sie? Für wen betete sie? Von welcher aussichtslosen Leidenschaft wurde ihr Herz beunruhigt? Warum qualte und härmte es sich so und strömte von heißen, hoffnungslosen Tränen über?

Er rief sich ihre Worte ins Gedächtnis zurück. Alles, was sie zu ihm gesagt hatte, klang ihm noch wie Musik in den Ohren, und sein Herz antwortete voll Liebe mit dumpfen, schweren Schlägen auf jede Erinnerung, auf jedes ihrer

Worte, das er sich andächtig wiederholte. Einen Augenblick lang huschte ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er das alles nur träume. Aber in demselben Augenblicke war es ihm, wie wenn sein ganzes Wesen vergehen mußte in beklemmender Sehnsucht, als die Erinnerung an ihren heißen Atem, an ihre Worte, an ihren Kuß von neuem vor seiner Einbildungskraft auftauchte. Er schloß die Augen und vergaß sich und alles, was um ihn war. Irgendwo schlug eine Uhr; es war schon spät geworden; die Dämmerung senkte sich herab.

Auf einmal war es ihm, als neige sie sich wieder über ihn, als schaue sie ihm in die Augen mit ihren wunderbar klaren Augen, die von funkelnden Tränen ruhiger, heller Freude feucht waren und still und klar wie das blaue, endlose Himmelsgewölbe an einem heißen Mittage. Auf ihrem Antlize lag eine so strahlende, feierliche Ruhe, in ihrem warmen Lächeln war eine solche Verheißung unendlicher Seligkeit enthalten, mit solchem Mitgefühl, mit solcher kindlichen Hingabe lehnte sie sich an seine Schulter, daß ein Stöhnen der Freude sich seiner kraftlosen Brust entrang. Sie wollte ihm etwas sagen, ihm freundlich etwas anvertrauen. Wieder schlug an sein Ohr wie Musik ihre Stimme, die ihm tief ins Herz drang. Gierig sog er die von ihrem nahen Atem erwärmte, elektrisierte Luft ein. Sehnsuchtsvoll streckte er die Arme aus, seufzte, schlug die Augen auf . . . Sie stand vor ihm und beugte sich zu seinem Gesichte herab. Sie war blaß wie vor Schreck, ihr Gesicht feucht von Tränen, ihr ganzer Leib zitterte vor Aufregung. Sie sagte etwas zu ihm, bat ihn um etwas, faltete die Hände und rang ihre halbentblößten Arme. Er umschlang sie mit seinen Armen, und sie lag zitternd an seiner Brust.

Zweiter Teil

I

Was hast du? Was ist dir?" fragte Ordynow, der nun wieder völlig zu sich gekommen war; er drückte sie noch immer in fester, heißer Umarmung an sich. „Was ist dir, Katerina? Was ist dir, mein Lieb?"

Sie schluchzte leise, hielt die Augen gesenkt und verbarg ihr glühendes Gesicht an seiner Brust. Es dauerte lange, bis sie reden konnte, und sie zitterte am ganzen Leibe wie vor Angst.

„Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht“, sagte sie endlich kaum vernehmbar; sie atmete nur mühsam und vermochte kaum die Worte herauszubringen; „ich erinnere mich auch gar nicht, wie ich zu dir hierhergekommen bin . . .“ Sie schmiegte sich noch fester, noch inbrünstiger an ihn und küßte ihm in unhemmbarer, krampfhafter Empfindung die Schulter, die Hände, die Brust; schließlich bedeckte sie wie in Verzweiflung das Gesicht mit den Händen, kniete nieder und legte den Kopf auf seine Knie. Als aber Ordynow in unaussprechlicher Sehnsucht sie ungeduldig aufhob und neben sich hinsetzte, da übergieß eine tiefe Röte der Scham ihr Gesicht, ihre Augen baten weinend um Erbarmen, und das Lächeln, das sie gewaltsam auf ihre Lippen zwang, machte kaum einen Versuch, die unwiderstehliche Macht der neuen Empfindung zu unterdrücken. Jetzt schien sie von neuem über etwas erschrocken zu sein; sie stieß ihn mißtrauisch mit der Hand zurück, sah ihn kaum an und antwortete auf seine hastigen Fragen mit gesenktem Kopfe furchtsam und flüsternd.

„Hast du vielleicht etwas Schreckliches geträumt,“ fragte Ordynow, „vielleicht eine Vision gehabt, ja? Vielleicht hat er dich erschreckt . . . Er phantasiert und ist ohne Bewußtsein. Vielleicht hat er etwas gesagt, was du nicht hören solltest? Hast du etwas gehört? Ja?“

„Nein, ich habe nicht geschlafen“, antwortete Katerina, mit Mühe ihre Aufregung unterdrückend. „Ich vermochte nicht einzuschlafen. Er hat immer geschwiegen und mich nur einmal gerufen. Ich trat an sein Bett, rief ihn an und sprach zu ihm; ich fürchtete mich; aber er erwachte nicht und hörte mich nicht. Er ist schwerkrank; Gott stehe ihm bei! Da packte mein Herz wieder der Kummer, der bittere Kummer! Ich betete und betete immerzu, und da kam das auf einmal über mich.“

„Hör auf, Katerina; laß es genug sein, mein Leben; beruhige dich! Du hast gestern einen Schreck bekommen . . .“

„Nein, ich habe gestern keinen Schreck bekommen! . . .“

„Geschieht dir das auch sonst manchmal?“

„Ja, auch sonst manchmal.“ Sie zitterte über und über und schmiegte sich wieder wie ein Kind ängstlich an ihn. „Siehst du,“ sagte sie, ihr Schluchzen unterbrechend, „nicht ohne Grund bin ich zu dir gekommen; nicht ohne Grund wurde es mir so schwer, allein zu sein.“ Sie drückte ihm dankbar die Hände. „Du weinst selbst?“ fuhr sie fort; „vergieße nicht Tränen um fremdes Leid! Spare sie für die böse Zeit, wo du selbst einsam sein wirst und es dir schwer ums Herz sein wird und du keinen Menschen um dich haben wirst! . . . Höre, hast du eine Geliebte gehabt?“

„Nein, vor dir habe ich keine gehabt . . .“

„Vor mir? . . . Du nennst mich deine Geliebte?“

Sie sah ihn erstaunt an, wollte etwas sagen, schwieg aber doch und schlug die Augen nieder. Allmählich überzog sich ihr ganzes Gesicht von neuem mit dunkler Röte; heller glänzten ihre Augen durch die Tränen hindurch, an die sie nicht mehr dachte, obwohl sie an ihren Wimpern noch nicht getrocknet waren, und es war zu merken, daß ihr eine Frage auf den Lippen schwebte. Mit verschämter Schalkhaftigkeit sah sie ihn ein paarmal an und schlug dann auf einmal wieder den Blick zu Boden.

„Nein, ich kann nicht deine erste Liebe sein,“ sagte sie; „nein, nein“, wiederholte sie, nachdenklich den Kopf schüttelnd, während sich wieder ein leises Lächeln auf ihr Gesicht stahl. „Nein,“ sagte sie endlich auflachend, „ich kann nicht deine Geliebte sein, du Teurer!“

Bei diesen Worten sah sie ihn an; aber auf einmal prägte sich auf ihrem Gesichte eine solche Traurigkeit, ein so hoffnungsloser Gram aus, und es wallte in so überraschender Weise die vollste Verzweiflung aus ihrem innersten Herzen auf, daß ein verständnisloses, starkes Gefühl des Mitleids mit ihrem unbekanntem Kummer Ordynows Seele ergriff und er sie mit unaussprechlicher Qual anblickte.

„Höre zu, was ich dir sagen werde“, fuhr sie mit einer Stimme, die ihm ins Herz schnitt, fort, drückte seine Hände in den ihrigen und bemühte sich, ihr Schluchzen zu unterdrücken. „Höre gut zu, höre zu, du meine Freude und Wonne! Bezähme dein Herz und liebe mich nicht so, wie du mich jetzt liebst! Es wird dir leichter ums Herz sein; es wird dir leichter und freudiger zumute sein, und du wirst dich vor einem grimmigen Feinde bewahren und wirst eine liebe Schwester gewinnen. Ich werde zu dir kommen, wenn du es wünschst, und werde dich lieblosen und werde mich

nicht zu schämen brauchen, daß ich dich kennengelernt habe. Ich bin ja doch zwei Tage lang bei dir gewesen, als du deine böse Krankheit hattest! Laß mich deine Schwester sein! Nicht umsonst habe ich eine schwesterliche Liebe zu dir gefaßt; nicht umsonst habe ich für dich unter Tränen zur Mutter Gottes gebetet! Du wirst keine andere solche gewinnen! Und wenn du den ganzen Erdkreis durchwanderst, soweit der Himmel sich über ihn ausspannt, du wirst keine finden, die dich so liebt, wenn dein Herz ein liebendes Weib begehrt. Ich liebe dich heiß und innig und werde dich immer wie jetzt lieben, und ich liebe dich deswegen, weil deine Seele so rein und hell und durchsichtig ist; deswegen, weil ich gleich damals, als ich dich zum erstenmal erblickte, mir bewußt wurde, daß du meines Hauses Gast, ein erwünschter Gast warst und nicht ohne Grund Aufnahme heischtest; ich liebe dich deswegen, weil, wenn du einen ansiehst, deine Augen lieben und von deinem Herzen reden; und wenn sie etwas sagen, so weiß ich sofort alle Empfindungen deiner Seele, und da möchte ich für deine Liebe am liebsten mein Leben und alle Willensfreiheit hingeben; denn es ist süß, die Skavin desjenigen zu sein, dessen Herz man gefunden hat . . . aber mein Leben gehört nicht mir, sondern einem andern, und mein Wille ist gebunden! Aber nimm mich als Schwester hin, und sei mir selbst ein Bruder, und nimm mich an dein Herz, wenn wieder der Gram und der schreckliche Krampf mich überkommen; aber verhalte dich selbst so, daß ich mich nicht zu schämen brauche, zu dir zu kommen und die lange Nacht, wie jetzt, mit dir zu verbringen. Hast du gehört, was ich gesagt habe? Hast du mir dein Herz erschlossen? Hast du verstanden, was ich soeben sagte? . . ." Sie wollte noch weiterreden, sah ihn

an, legte ihm die Hand auf die Schulter, sank aber dann kraftlos an seine Brust. Ihre Stimme erstarb in einem krampfhaften, leidenschaftlichen Schluchzen; ihre Brust hob und senkte sich stürmisch, und ihr Gesicht glühte wie die Abendröthe.

„Du mein Leben!“ flüsterte Ordynow, dem sich die Sehkraft trübte und der Atem stockte. „Du meine Wonne!“ sagte er, ohne sich seiner eigenen Worte bewußt zu werden, ohne sich selbst zu verstehen, zitternd vor Angst, daß er durch einen Hauch den Zauber zerstören und alles zunichte machen könne, was mit ihm geschah, und was er eher für eine Vision als für Wirklichkeit zu halten geneigt war: so war alles vor ihm in Nebel gehüllt! „Ich weiß nicht, ich verstehe dich nicht, ich erinnere mich nicht an das, was du soeben zu mir sagtest; mein Verstand ist wie gelähmt; das Herz in der Brust schmerzt mich, du meine Königin! . . .“

Hier versagte ihm die Stimme wieder vor Erregung. Katerina schmiegte sich immer fester, immer wärmer und heißer an ihn . . . Er richtete sich auf, und außerstande, sich noch länger zu beherrschen, matt und kraftlos vor Seligkeit, sank er auf die Knie. Endlich brach ein krampfhaftes, schmerzliches Schluchzen aus seiner Brust hervor, und seine unmittelbar aus dem Herzen herausdringende Stimme zitterte wie eine Saite vor der Fülle nie gekannter Wonne und Glückseligkeit.

„Wer bist du, wer bist du, meine Leure? Wo kommst du her, mein Täubchen?“ sagte er, bemüht, sein Schluchzen zu unterdrücken. „Aus welchem Himmel bist du in meinen Himmel hergeflogen gekommen? Alles um mich herum ist mir wie ein Traum; ich vermag gar nicht an dich zu glauben. Schilt mich nicht; laß mich reden, laß mich dir

alles, alles sagen! . . . Ich wollte schon längst reden . . . Wer bist du, wer bist du, du meine Wonne? . . . Wie hast du mein Herz gefunden? Erzähle mir: bist du schon lange meine Schwester? Erzähle mir alles von dir: wo du bisher gewesen bist; erzähle mir, wie der Ort hieß, wo du wohntest, was du da von deiner Kindheit an geliebt, worüber du dich gefreut und worüber du dich gehärmt hast. War die Luft dort warm, der Himmel rein? Wer waren deine Lieben, wer hat dich vor mir geliebt, an wen hat sich deine Seele dort zuerst angeschlossen? Hattest du eine liebe Mutter, und hat sie dich als Kind gehegt und gepflegt, oder bist du allein, so wie ich, ins Leben hinausgetreten? Sage mir, bist du immer so gewesen, wie du jetzt bist? Wovon hast du geträumt, was hast du von der Zukunft erwartet, was ist davon in Erfüllung gegangen und was nicht — erzähle mir alles! Wer war derjenige, für den dein Mädchenherz zum erstenmal in süßem Schmerz erbebte, und wofür hast du es ihm hingegeben? Sage, was ich dir für dein Herz hingeben soll, was ich dir für dich selbst hingeben soll? Sage mir, mein Lieb, mein Licht, meine Schwester, sage mir: womit kann ich dein Herz verdienen?"

Hier versagte ihm von neuem die Stimme, und er ließ den Kopf sinken. Aber als er die Augen wieder in die Höhe hob, erstarrte sein ganzer Leib plötzlich in stummem Schreck, und die Haare sträubten sich ihm auf dem Kopfe.

Katerina saß blaß wie Leinwand da. Sie starrte, ohne sich zu rühren, in die Luft; ihre Lippen waren bläulich wie bei einer Toten, und die Augen wie in stummer, qualvoller Pein umwölkt. Langsam richtete sie sich auf, tat zwei Schritte und fiel mit einem herzerreißenden Aлагelaute vor dem Heiligenbilde nieder. Abgebrochene, unzusammen-

hängende Worte entrangen sich ihrer Brust. Die Besinnung schwand ihr. Von Angst tief erschüttert hob Ordynow sie auf und trug sie zu seinem Bette hin; er stand über sie gebeugt da, ohne von sich selbst zu wissen. Eine Minute darauf öffnete sie wieder die Augen, richtete sich auf dem Bette auf, blickte um sich und ergriff seine Hand. Sie zog ihn zu sich heran und bemühte sich mit den immer noch blassen Lippen etwas zu flüstern; aber die Stimme gehorchte ihr immer noch nicht. Endlich brach sie in einen Strom von Tränen aus; die heißen Tropfen brannten auf Ordynows kalt gewordener Hand.

„Mir ist so angst, so angst jetzt; meine letzte Stunde ist gekommen!“ sagte sie zuletzt in hoffnungsloser Qual.

Sie versuchte noch etwas zu sagen; aber ihre erstarrte Zunge vermochte kein einziges Wort herauszubringen. Sie blickte voller Verzweiflung Ordynow an, der sie nicht verstand. Er bog sich näher zu ihr und lauschte. Endlich hörte er, wie sie deutlich flüsterte:

„Ich bin verdorben; man hat mich verdorben; man hat mich zugrunde gerichtet!“

Ordynow richtete den Kopf auf und sah sie in scheuem Staunen an. Ein häßlicher Gedanke huschte ihm durch den Kopf. Katerina sah, wie sich sein Gesicht krampfhaft und schmerzlich verzog.

„Ja, man hat mich verdorben“, fuhr sie fort; „ein böser Mensch hat mich verdorben; er, er hat mich verdorben! . . . Ich habe ihm meine Seele verkauft . . . Warum, warum hast du meine Mutter erwähnt? Wozu mußtest du mich martern? Gott verzeihe es dir, Gott verzeihe es dir!“

Ein Weilchen weinte sie leise vor sich hin; dem jungen Manne schlug das Herz heftig in tödlichem Gram und Schmerz.

„Er sagt,“ flüsterte sie mit gedämpfter, geheimnisvoller Stimme, „wenn er stirbt, so wird er wiederkommen und meine sündige Seele holen. Ich bin sein; meine Seele ist ihm verkauft . . . Er hat mich gepeinigt; er hat mir aus seinen Büchern vorgelesen . . . Da, sieh, sieh, da ist ein Buch von ihm! Das ist eines seiner Bücher. Er sagt, ich hätte eine Todsünde begangen . . . Sieh, sieh . . .“

Und sie zeigte ihm ein Buch; Ordynow hatte gar nicht bemerkt, wo das Buch hergekommen war. Mechanisch ergriff er es; es war ganz mit der Hand geschrieben wie die alten Sektiererbücher, die er früher Gelegenheit gehabt hatte zu sehen. Aber jetzt war er nicht imstande es anzusehen und seine Aufmerksamkeit auf etwas anderes zu konzentrieren. Das Buch fiel ihm aus den Händen. Er umarmte Katerina leise und bemühte sich, sie zu beruhigen.

„Hör auf, hör auf!“ sagte er; „man hat dich geängstigt; ich bin bei dir; erhole dich bei mir, meine Teure, mein Lieb, mein Licht!“

„Du weißt nichts, du weißt nichts“, sagte sie und drückte seine Hände fest in den ihrigen. „Ich bin immer so . . . Ich fürchte mich immer . . . Hör auf, hör auf, mich zu quälen! . . .“

„Ich gehe dann zu ihm“, begann sie nach einer kleinen Weile, als sie wieder Atem holen konnte. „Manchmal bespricht er mich einfach mit seinen eigenen Worten; manchmal aber nimmt er sein Buch, das größte, und liest daraus über meinem Kopfe. Er liest immer so etwas Drohendes, Finsteres! Ich weiß nicht, was es ist, und verstehe nicht jedes Wort; aber die Angst packt mich, und wenn ich seine Stimme höre, so ist es mir, als ob nicht er da spräche, sondern ein anderer, ein Böser, der sich durch nichts er-

weichen, durch nichts erbitten läßt; und das Herz zieht sich mir zusammen und brennt . . . Dann ist mir noch schrecklicher zumute als vorher, wo mich der Gram befiel.“

„Geh nicht zu ihm! Warum gehst du denn zu ihm?“ sagte Ordynow, beinah ohne zu wissen, was er redete.

„Warum bin ich zu dir gekommen? Wenn du mich danach fragst, so muß ich gestehen, daß ich auch das nicht weiß . . . Er sagt immer zu mir: ‚Bete, bete!‘ Manchmal stehe ich in dunkler Nacht auf und bete lange, stundenlang; oft übermannt mich der Schlaf; aber die Angst weckt mich immer wieder, und es kommt mir dann immer so vor, als ob sich rings um mich ein Gewitter sammle, als ob mir Unheil bevorstehe, als ob die Bösen mich martern und zerschneiden wollten und ich die Heiligen nicht um Hilfe anflehen könnte und sie mich vor dem grausamen Verderben nicht retten würden. Das Herz will mir zerspringen, und mein ganzer Leib möchte in Tränen zerschmelzen . . . Dann fange ich wieder an zu beten und bete und bete so lange, bis die Mutter Gottes mich vom Heiligenbilde herab liebevoller anblickt. Dann stehe ich auf und lege mich wie zerschlagen schlafen; manchmal schlafe ich auch auf dem Fußboden, vor dem Heiligenbilde kniend, ein. Dann kommt es vor, daß er aufwacht und mich zu sich ruft und mich liebkost und streichelt und tröstet, und dann wird mir wirklich leichter ums Herz, und ich fürchte mich in seinem Schutze nicht mehr, mag auch ein Unheil kommen. Er ist stark; sein Wort vermag viel!“

„Aber was hast du denn für ein Leid, worin besteht es?“ Ordynow rang verzweifelt die Hände.

Katerina wurde furchtbar blaß. Sie sah ihn an wie eine zum Tode Verurtheilte, die auf keine Gnade mehr hofft.

„Worin es besteht? Ich bin eine verfluchte Tochter; ich bin eine Mörderin; meine Mutter hat mich verflucht! Ich habe meine eigene Mutter umgebracht! . . .“

Ordynow umarmte sie schweigend. Sie drückte sich zitternd an ihn. Er fühlte, wie ein krampfhaftes Zittern durch ihren ganzen Körper lief, und es schien, als wolle sich ihre Seele vom Körper trennen.

„Ich habe sie unter die feuchte Erde gebracht,“ sagte sie, durch ihre Erinnerungen in die größte Aufregung versetzt, als ob das unwiederbringlich Vergangene als Vision vor ihr Auge träte; „ich wollte schon lange davon reden; aber er verbot es mir immer mit Bitten und Vorwürfen und zornigen Worten. Manchmal aber weckt er selbst meinen Gram auf, wie wenn er mein Feind und Widersacher wäre. Aber mir kommt dann immer alles ins Gedächtnis, immer, wie auch jetzt in der Nacht . . . Hör zu, hör zu! Es ist schon lange her, sehr lange, und ich erinnere mich nicht, wann es war; aber alles steht mir vor der Seele, als ob es gestern gewesen wäre, wie ein Traum, der in der ganzen letzten Nacht mein Herz geängstigt hätte. Aber der Gram läßt die Zeit noch einmal so lang erscheinen. Setz dich hin, setz dich hier neben mich; ich werde dir mein ganzes Leid erzählen; vernichte mich, auf der der Fluch der Mutter ruht . . . Ich gebe mein Leben in deine Hand . . .“

Ordynow wollte sie aufhalten; aber sie flehte ihn mit gefalteten Händen bei seiner Liebe an, sie anzuhören, und begann dann wieder in noch größerer Aufregung zu reden. Ihre Erzählung war unzusammenhängend, und man hörte in ihren Worten den Sturm, von dem ihre Seele durchtobt wurde; aber Ordynow verstand doch alles, weil ihr Leben sein Leben und ihr Leid sein Leid geworden war, und weil

sein Feind, wie er meinte, schon in Wirklichkeit vor ihm stand, Fleisch und Blut angenommen hatte, vor seinen Augen bei jedem Worte, das sie sprach, immer höher heranzuwuchs; Ordynow hatte die Empfindung, als ob dieser Feind ihm mit unwiderstehlicher Gewalt das Herz zusammendrückte und über seine Wut spottete. Sein Blut fing an zu wallen, füllte ihm das Herz zum Überfließen an und brachte alle seine Gedanken in Verwirrung. Der böse Alte aus seinem Traume stand (das glaubte Ordynow bestimmt) in Wirklichkeit vor ihm.

„Es war eine ebensolche Nacht,“ begann Katerina, „nur schrecklicher, und der Wind heulte in unserm Walde, wie ich es noch nie vorher gehört hatte . . . oder begann mein Verderben schon in dieser Nacht? Dicht vor unserm Fenster zerbrach der Sturm eine Eiche; es kam immer ein alter, grauhaariger Bettler zu uns, und der sagte, er erinnere sich an diese Eiche noch aus seiner frühesten Kinderzeit, und sie sei schon damals ebenso gewesen wie zu der Zeit, als der Sturm sie brach . . . In dieser Nacht (ich erinnere mich an alles, wie wenn es heute wäre!) zertrümmerte der Sturm Vaters Frachtschiffe auf dem Strom, und der Vater fuhr, obwohl er krank war, sogleich nach der Unglücksstätte hin, sowie die Fischer mit der Nachricht zu uns nach der Fabrik gelaufen kamen. Meine Mutter und ich saßen allein im Zimmer; ich schlummerte; sie war in traurige Gedanken versunken und weinte bitterlich . . . ja, ich wußte, warum sie weinte! Sie war eben erst krank gewesen, sah noch ganz blaß aus und sagte immer zu mir, ich möchte ein Totenhemd für sie bereitmachen . . . Auf einmal hörten wir um Mitternacht ans Thor klopfen; ich sprang auf; alles Blut strömte mir zum Herzen; meine Mutter schrie auf . . . ich

blickte sie nicht an, ich fürchtete mich; ich nahm die Laterne und ging selbst das Thor öffnen . . . Das war er! Ich erschrak; denn ich erschrak immer, wenn er kam, und das war seit meiner frühesten Kindheit so gewesen, so lange ich denken konnte! Er hatte damals noch keine weißen Haare: sein Bart war pechschwarz, und seine Augen brannten wie Kohlen. Er hatte mich bis dahin noch nie freundlich angesehen. Er fragte: ‚Ist die Mutter zu Hause?‘ Ich antwortete, während ich das Pförtchen wieder zumachte: ‚Der Vater ist nicht zu Hause.‘ Er sagte: ‚Ich weiß‘, und sah mich plötzlich mit einem Blicke an, mit einem Blicke . . . es war das erstemal, daß er mich mit einem solchen Blicke ansah. Ich ging wieder nach dem Hause zu; er aber blieb immer noch stehen. ‚Warum kommst du nicht?‘ ‚Ich überlege etwas.‘ Wir waren schon auf dem Wege zum Zimmer, da fragte er: ‚Aber warum sagtest du denn, der Vater sei nicht zu Hause, als ich dich fragte, ob die Mutter zu Hause sei?‘ Ich schwieg . . . Die Mutter fuhr vor Schreck zusammen; dann stürzte sie auf ihn zu. Er hatte kaum einen Blick für sie, — ich sah alles. Er war völlig durchnäßt und durchfrozen: er hatte, vom Sturm getrieben, zwanzig Werst zu Fuß zurückgelegt; aber von wo er kam, und wo er sich aufhielt, das wußten meine Mutter und ich nie; damals hatten wir ihn schon seit neun Wochen nicht gesehen . . . Er warf die Mütze hin und zog die Fausthandschuhe aus; aber er betete nicht vor den Heiligenbildern und verbeugte sich nicht vor uns Hausleuten. Er setzte sich ans Feuer . . .“

Katerina fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, wie wenn etwas sie bedrückte und belästigte; aber einen Augenblick darauf hob sie den Kopf wieder in die Höhe und fuhr fort:

„Er begann mit der Mutter tatarisch zu reden. Die Mutter konnte tatarisch; aber ich verstand kein Wort. Sonst hatten sie mich fortgeschickt, wenn er gekommen war; aber jetzt wagte die Mutter nicht, ihrem Kinde diese Weisung zu geben. Der Böse kaufte meine Seele, und ich sah, auf mich selbst stolz, die Mutter an. Ich sah, daß sie nach mir hinblickten und von mir sprachen; die Mutter fing an zu weinen; ich sah, daß er nach seinem Messer griff; er hatte in der letzten Zeit schon zu wiederholten Malen in meiner Gegenwart nach dem Messer gegriffen, wenn er mit der Mutter sprach. Ich stand auf und griff nach seinem Gürtel; ich wollte ihm sein sündhaftes Messer herausreißen. Er knirschte mit den Zähnen, schrie auf und wollte mich fortstoßen; er versetzte mir einen Schlag gegen die Brust; aber es gelang ihm nicht, mich von sich zu entfernen. Ich dachte, nun müsse ich sterben; es wurde mir dunkel vor den Augen; ich fiel auf den Fußboden; aber ich schrie nicht. Ich sah, soweit ich die Kraft hatte zu sehen, daß er seinen Gürtel abnahm, an der Hand, mit der er mich geschlagen hatte, den Armel aufstreifte, das Messer herauszog und mir hinreichte: ‚Da,‘ sagte er, ‚schneide sie ab; bestrafe sie für die Beleidigung, die sie dir angetan hat, und ich, du Stolze, werde mich dafür bis zur Erde vor dir verbeugen.‘ Ich schob das Messer von mir weg; mein Blut drohte, mich zu ersticken; ich sah ihn nicht an; wie ich mich erinnere, lächelte ich, ohne die Lippen zu öffnen; aber ich blickte meiner Mutter geradezu in die traurigen Augen, mit einem grimmigen Blicke; das schamlose Lächeln wich nicht von meinen Lippen; meine Mutter saß blaß da, wie eine Tote . . .“

Ordynow lauschte der unzusammenhängenden Erzählung mit gespannter Aufmerksamkeit; aber allmählich legte sich

nach dem ersten starken Affekt die Erregung Katerinas; ihre Rede wurde ruhiger; das arme Weib geriet ganz in den Bann dieser Erinnerungen, und ihr Gram versank in dem uferlosen Meere derselben.

„Er griff nach seiner Mütze, ohne sich zu verbeugen. Ich nahm wieder die Laterne, um ihn an Stelle der Mutter hinauszubegleiten, die trotz ihrer Krankheit mit ihm gehen wollte. Wir gelangten zum Tore; ich schwieg, öffnete ihm das Pfortchen und scheuchte die Hunde fort. Da sah ich, daß er die Mütze abnahm und sich vor mir verbeugte. Er griff in seine Brusttasche, holte ein mit rotem Saffian überzogenes Kästchen hervor und öffnete den Verschuß; ich sah: es waren echte Perlen, — ein Geschenk für mich. ‚Ich kenne‘, sagte er, ‚in der Stadt eine Schöne; für die habe ich sie eigentlich als Geschenk mitgebracht; aber ich habe sie ihr nicht gegeben; nimm du sie, schönes Mädchen, und erhöhe damit deine Schönheit; oder zertritt sie meinetwegen auch mit dem Fuße; aber nimm sie!‘ Ich nahm sie hin, — aber mit dem Fuße wollte ich sie nicht zertreten; so viel Ehre wollte ich ihnen nicht antun; sondern ich nahm sie in tückischer Absicht, ohne ein Wort dabei zu sagen. Ich ging ins Zimmer und legte das Kästchen vor meine Mutter hin auf den Tisch; zu diesem Zwecke hatte ich sie genommen. Meine Mutter schwieg eine Weile; sie war ganz blaß wie Leinwand und fürchtete sich, wie es schien, mit mir zu reden. ‚Was ist das, Katerina?‘ fragte sie dann. Ich antwortete: ‚Das hat der Kaufmann für dich gebracht, Mutter; ich weiß es nicht.‘ Ich sah, daß ihr die Tränen aus den Augen stürzten und der Atem stockte. ‚Nicht für mich, Katerina, nicht für mich, du böses Kind, nicht für mich!‘ sagte sie. Ich erinnere mich, daß sie das so tieftraurig sagte, so tief-

traurig, als wollte sie ihre ganze Seele ausweinen. Ich hob die Augen in die Höhe und wollte mich ihr zu Füßen werfen; aber auf einmal gab mir der böse Geist etwas ein, und ich sagte: „Nun, wenn nicht für dich, dann gewiß für den Vater; ich werde es ihm übergeben, wenn er zurückkommt, und ihm sagen, es seien Kaufleute hier gewesen und hätten ein Stück von ihrer Ware vergessen.“ Oh, wie weinte sie da, meine Mutter! „Ich werde ihm selbst sagen,“ erwiderte sie, „was für Kaufleute hier gewesen sind, und nach was für einer Ware sie gefragt haben . . . Und ich werde ihm sagen, wessen Tochter du bist, du Gottlose! Du bist jetzt nicht mehr meine Tochter; du bist eine arglistige Schlange! Als Mutter verfluche ich dich!“ Ich schwieg; ich vergoß keine Träne . . . Ach, alles war in mir wie erstorben . . . Ich ging in mein Mädchenstübchen und horchte die ganze Nacht auf den Sturm; und während des Sturmes legte ich mir meine Gedanken zurecht.

„Fünf Tage waren seitdem vergangen. Da kam abends der Vater zurück, finster und ingrimmig; die Krankheit hatte ihn unterwegs entkräftet. Ich sah, daß er den einen Arm in der Binde trug, und merkte, daß der Feind ihm den Weg verlegt hatte; der Feind hatte ihm damals die Krankheit gesandt und ihn geschwächt. Ich wußte auch, wer sein Feind war; alles wußte ich. Mit der Mutter sprach er kein Wort; nach mir erkundigte er sich nicht; er rief alle Leute zusammen, befahl, die Fabrik stillzulegen und das Haus vor Eindringlingen zu hüten. Mein Herz ahnte, daß es bei uns zu Hause unheimlich war. So warteten wir denn; die Nacht brachte wieder Sturm und Schneegestöber, und eine heftige Unruhe befiel mein Herz. Ich öffnete das Fenster — mein Gesicht glühte, meine Augen weinten, mein auf-

geregtes Herz brannte; ich war wie im Feuer: es verlangte mich stürmisch hinaus aus meinem Stübchen, weit weg, bis ans Ende der Welt, wo die Blitze und der Sturm entstehen. Meine Mädchenbrust hob und senkte sich heftig . . . auf einmal, es war schon spät, ich glaube, ich war eingeschlummert, oder es hatte sich eine Art von Nebel auf meine Seele gelegt und sie betäubt, da hörte ich, wie jemand an das Fenster klopfte und rief: ‚Mach auf!‘ Ich blickte hin: ein Mensch war an einem Stricke zum Fenster heraufgeklettert. Ich wußte sofort, wer da zu Besuch kam, öffnete das Fenster und ließ ihn in mein einsames Stübchen herein. Das war er! Ohne die Müze abzunehmen, setzte er sich auf die Bank; er war ganz außer Athem und konnte kaum Luft holen, als wenn Verfolger hinter ihm her gewesen wären. Ich stand in einer Ecke und weiß selbst, daß ich ganz blaß geworden war. ‚Ist der Vater zu Hause?‘ ‚Ja.‘ ‚Auch die Mutter?‘ ‚Ja, die auch.‘ ‚Sei einmal jetzt still; hörst du etwas?‘ ‚Ja.‘ ‚Was?‘ ‚Es pfeift jemand unter dem Fenster.‘ ‚Nun, du schönes Mädchen, willst du jetzt einem Feinde das Leben nehmen, deinen Vater rufen und mich zugrunde richten? Ich widersehe mich deinem Mädchenwillen nicht; da ist ein Strick; binde mich, wenn dein Herz dir befiehlt, die angetane Kränkung zu rächen.‘ Ich schwieg. ‚Nun? So sprich doch, du meine Bonne!‘ ‚Was willst du?‘ ‚Ich will einem Feinde entgehen; ich will von einer alten Liebe Abschied nehmen und eine neue anfangen; einem jungen, schönen Mädchen, wie du, will ich mein Herz weihen.‘ Ich lachte; ich weiß selbst nicht, wie seine sündhafte Rede Eingang in mein Herz finden konnte. ‚Laß mich nach unten gehen, schönes Mädchen; ich will mein Herz prüfen und den Wirtsleuten meine Verehrung

bezeigen.' Ich zitterte am ganzen Leibe; die Zähne schlugen mir aufeinander; aber mein Herz war wie glühendes Eisen. Ich ging hin, öffnete ihm die Thür und ließ ihn ins Haus; aber auf der Schwelle rief ich überlaut: ‚Da! Nimm deine Perlen und schenke mir ein andermal nie wieder etwas!‘ und mit diesen Worten warf ich ihm das Kästchen nach.“

Hier hielt Katerina inne, um Atem zu schöpfen; während sie sprach, war sie bald zusammengefahren und blaß wie ein Blatt Papier geworden, bald war ihr das Blut in den Kopf gestiegen; jetzt, als sie innehielt, glühten ihre Wangen wie Feuer; die Augen funkelten durch Tränen hindurch, und ein schwerer, stoßweiser Atem hob und senkte ihre Brust. Aber auf einmal wurde sie wieder blaß, und ihre Stimme wurde leise und traurig und bebte vor Erregung.

„Ich blieb allein in meinem Zimmer zurück und hatte ein Gefühl, als ob mich der Sturm herumwirbelte. Plötzlich hörte ich schreien; ich hörte, daß auf dem Hofe Leute nach der Fabrik liefen und sagten: ‚Die Fabrik brennt!‘ Ich versteckte mich; alle waren aus dem Hause hinausgelaufen; nur ich und die Mutter waren zurückgeblieben. Ich wußte, daß es mit ihr zu Ende ging; seit drei Tagen lag sie im Sterben; ich, ihre verfluchte Tochter, wußte es! . . . Auf einmal erscholl unter meinem Zimmer ein schwacher Schrei, wie wenn ein kleines Kind im Schlafe einen Schreck bekommt und aufschreit; dann wurde alles wieder still. Ich blies das Licht aus; mein Körper war eiskalt; ich verbarg das Gesicht in den Händen, da ich mich fürchtete umherzusehen. Auf einmal hörte ich Geschrei in meiner Nähe; ich horchte hin: von der Fabrik kamen Leute gelaufen. Ich bog mich aus dem Fenster: ich sah, wie sie meinen Vater als Leiche brachten, und hörte, wie sie untereinander sagten: ‚Er

hat einen Fehltritt getan und ist von der Leiter in den siedenden Kessel hineingefallen; der böse Feind selbst muß ihm einen Stoß versetzt haben.' Ich sank auf mein Bett; ich wartete; ich war ganz starr; ich wußte nicht, auf was und auf wen ich wartete; es war mir entsetzlich zumute. Ich erinnere mich nicht, wie lange ich so wartete; ich erinnere mich nur, daß mir auf einmal war, als ob ich geschaukelt würde; der Kopf war mir schwer; der Rauch biß mir die Augen; ich freute mich, daß mein Ende nahe war! Plötzlich fühlte ich, daß mich jemand an den Schultern aufhob. Ich blickte hin, soweit ich imstande war zu sehen: er war es, ganz versengt, und sein Rock, der sich heiß anfühlte, rauchte.

„Ich bin gekommen, um dich zu holen, schönes Mädchen; führe mich jetzt aus dem Unheil hinaus, wie du mich vorher hereingeführt hast; ich habe meine Seele um deinetwillen zugrunde gerichtet. Für die Sünden dieser verfluchten Nacht kann ich durch mein Gebet keine Vergebung erlangen! Vielleicht, wenn wir zusammen beten!“ Er lachte, der böse Mensch! „Zeige mir,“ sagte er, „wie wir uns davonmachen können, ohne an den Leuten vorbeizukommen!“ Ich faßte ihn bei der Hand und führte ihn. Wir gingen über den Flur; ich schloß die Thür zur Vorratskammer auf (die Schlüssel hatte ich bei mir) und wies auf das Fenster. Das Fenster führte nach dem Garten. Er nahm mich auf seine starken Arme, umschlang mich und sprang mit mir aus dem Fenster. Wir liefen, einander an der Hand haltend; wir liefen lange. Da sahen wir, daß wir dichten, dunklen Wald vor uns hatten. Er horchte: „Man verfolgt uns, Katerina! Man verfolgt uns, schönes Mädchen; aber es ist uns nicht bestimmt, in dieser Stunde unser

Leben zu lassen! Küsse mich, schönes Mädchen; möge uns Liebe und lebenslängliches Glück beschieden sein!“ „Aber woher sind deine Hände blutig?“ „Sind meine Hände blutig,“ meine Teure? Ich habe eure Hunde totgestochen; sie bellten den späten Gast zu sehr an. Komm!“ Wir liefen wieder weiter; da sahen wir auf einem Fußwege das Pferd meines Vaters; es hatte den Zaum zerrissen und war aus dem Stalle hinausgelaufen, weil es nicht hatte verbrennen wollen. „Setz dich mit mir hinauf, Katerina! Gott hat uns eine Hilfe gesandt!“ Ich schwieg. „Oder willst du nicht? Ich bin doch kein Ungläubiger, kein böser Geist; sieh her, ich werde mich bekreuzen, wenn du willst!“ und dabei machte er wirklich das Zeichen des Kreuzes. Ich setzte mich aufs Pferd, schmiegte mich an ihn und vergaß an seiner Brust alles, wie wenn ich in einem Traume befangen wäre; als ich aber wieder zum Bewußtsein kam, da sah ich, daß wir am Ufer eines breiten, breiten Flusses standen. Er stieg ab, hob mich vom Pferde und ging in das Schilf: da hatte er seinen Kahn verborgen. Als wir im Begriff waren einzusteigen, da sagte er: „Nun lebe wohl, braves Pferd; geh zu einem neuen Herrn; die alten verlassen dich alle!“ Ich stürzte zu dem Pferde meines Vaters hin und umarmte es herzlich zum Abschiede. Dann setzten wir uns in den Kahn; er nahm die Ruder, und einen Augenblick darauf war das Ufer unseren Blicken entschwunden. Und als wir das Ufer nicht mehr sahen, da legte er die Ruder zusammen und schaute ringsum über die weite Wasserfläche hin.

„Sei mir gegrüßt, Mütterchen,“ sagte er, „du stürmische Flut, die du viele Menschen Gottes tränkest und meine Wohltäterin bist! Sage, hast du auch mein Hab und Gut in meiner Abwesenheit behütet, und sind meine Waren

heil und unversehrt?' Ich schwieg und hielt die Augen auf die Brust gesenkt: mein Gesicht brannte vor Scham wie Feuer. Er aber fuhr fort: ‚Nähmest du mir doch alles, du Stürmische, Unersättliche, und versprächst mir dafür, meine kostbare Perle zu hegen und zu pflegen! So sprich doch wenigstens ein Wörtchen, schönes Mädchen; strahle im Sturm wie die Sonne; verscheuche mit deinem Lichte die dunkle Nacht!‘ So sprach er und lächelte dabei; sein Herz brannte nach mir; aber ich konnte vor Scham sein Lächeln gar nicht ertragen; ich wollte ein Wort sagen, aber der Mut sank mir, und ich schwieg. ‚Nun, wohl, sei es so!‘ antwortete er auf meine ängstlichen Gedanken; er sprach wie in Traurigkeit, als ob ihn selbst eine Traurigkeit überkäme. ‚Gewiß, mit Gewalt ist da nichts zu erreichen. Gott verzeihe es dir, du Stolze, du mein Täubchen, du schönes Mädchen! Dein Haß gegen mich ist offenbar groß, oder ich bin deinen hellen Augen kein wohlgefälliger Anblick.‘ Ich hörte das, und ein Ingrimmm faßte mich, ein Ingrimmm mit Liebe; ich bezwang mein Herz und sagte: ‚Ob du mir lieb oder unlieb bist, das kann ich nicht wissen; wohl aber weiß das gewiß eine andere, eine Unvernünftige, Schamlose, die es fertig gebracht hat, ihr Mädchenstübchen in dunkler Nacht zu entweihen, ihre Seele für eine Todssünde zu verkaufen und ihr unsinniges Herz nicht zu beherrschen; und das wissen gewiß auch meine heißen Tränen und auch derjenige, der wie ein Räuber auf fremdes Unglück stolz ist und über ein Mädchenherz spottet!‘ So sprach ich; aber ich konnte mich nicht mehr halten und brach in Tränen aus . . . Er schwieg eine Weile und sah mich mit einem solchen Blicke an, daß ich wie Espenlaub zitterte. ‚Höre, schönes Mädchen,‘ sagte er, und seine Augen brann-

ten seltsam, „was ich dir jetzt sagen werde, ist kein leeres Gerede, sondern ein heiliges Versprechen, das ich dir gebe: so lange du mir Glück schenken wirst, so lange werde ich dein Herr bleiben; aber wenn du einmal aufhören solltest, mich zu lieben, dann gib dir nicht die Mühe zu sprechen und ein Wort zu sagen, sondern du brauchst nur deine Zobelbrauen zusammenzuziehen, einen kurzen Blick aus deinen dunkeln Augen zu werfen, den kleinen Finger zu bewegen, und ich werde dir deine Liebe mitsamt der goldenen Freiheit zurückgeben; nur wird das, du meine stolze, grausame Schöne, zugleich auch das Ende meines Lebens sein!“ Da lächelte meine ganze sinnliche Natur über seine Worte.“

Hier unterbrach Katerina in tiefer Erregung ihre Erzählung; sie holte Atem, lächelte, von einem neuen Gedanken erfüllt, und wollte schon wieder fortfahren, als plötzlich ihr funkelnder Blick dem flammenden, starr auf sie gerichteten Blick Ordynows begegnete. Sie fuhr zusammen und wollte etwas sagen; aber das Blut stieg ihr ins Gesicht. Wie bewusstlos schlug sie die Hände vor die Augen und warf sich vornüber auf das Kissen. Ordynows ganzes Inneres war heftig erschüttert! Ein qualvolles Gefühl, eine gewaltige, unerträgliche Empörung hatte sich wie Gift durch alle seine Adern ergossen und war mit jedem Worte von Katerinas Erzählung gewachsen: ein unhemmbares Verlangen, eine gierige, unwiderstehliche Leidenschaft überwältigte sein ganzes Denken und peinigte sein Empfinden. Aber zugleich preßte ihm eine drückende, unendliche Traurigkeit immer mehr und mehr das Herz zusammen. Mitunter hatte er der Erzählerin zurufen wollen, sie möge schweigen, hatte sich ihr zu Füßen werfen und sie unter Tränen anflehen wollen, ihm seine früheren Liebes-

qualen, sein früheres, gewaltiges, reines Verlangen wiederzugeben, und er hatte sich seine längst schon getrockneten Tränen zurückgewünscht. Das Herz tat ihm weh; in schmerzhaftem Grade mit Blut überfüllt, gab es seiner wunden Seele keine Tränen. Er verstand nicht, was Katerina zu ihm sagte, und seine Liebe erschrak vor dem Gefühle, von dem das junge Weib in Aufregung versetzt wurde. Er verfluchte in diesem Augenblicke seine Leidenschaft, die ihn erstickte und marterte, und hatte eine Empfindung, als ob statt des Blutes geschmolzenes Blei durch seine Adern flösse.

„Ach, mein Leid besteht nicht in dem, was ich dir jetzt erzählt habe,“ sagte Katerina, indem sie plötzlich den Kopf in die Höhe hob; „nicht darin besteht mein Leid,“ fuhr sie mit einer Stimme fort, die von einem neuen, überraschenden Gefühle wie Erz klang, während ihre ganze Seele von verborgenen Tränen schluchzte, die keinen Ausgang fanden; „nicht darin besteht mein Leid, meine Qual, meine Sorge! Was liegt mir an meiner Mutter, wiewohl ich auf der ganzen Welt keine andere Mutter erlangen kann! Was liegt mir daran, daß sie mich in ihrer schweren, letzten Stunde verflucht hat! Was liegt mir an meinem früheren goldenen Leben, an meinem traulichen Mädchenstübchen, an meiner Mädchenfreiheit! Was liegt mir daran, daß ich mich dem Bösen verkauft, meine Seele dem Verderber hingegeben und, um glücklich zu werden, eine ewige Sünde auf mich geladen habe! Ach, nicht darin besteht mein Leid, wiewohl auch das einen großen Teil meines Verderbens bildet! Sondern das ist mein Leid und zerreißt mir das Herz, daß ich seine schmäbliche Sklavin bin, daß meine Schande und Schmach mir Schamlosen selbst lieb sind,

daß mein gieriges Herz sogar gern von seinem Leide redet, als ob dieses eine Freude und ein Glück wäre — darin besteht mein Leid, daß meinem Herzen alle Kraft fehlt und es keinen Zorn über die ihm angetane Schmach aufbringt! . . .“

Die Brust des armen Weibes hatte keine Luft mehr, und ein krampfhaftes, hysterisches Schluchzen unterbrach ihre Worte. Ihr heißer, stoßweise gehender Atem versengte ihre Lippen; ihre Brust hob und senkte sich heftig, und ihre Augen funkelten in unbeschreiblicher Empörung. Aber ein so zauberhafter Reiz überzog in diesem Augenblicke ihr Gesicht, jede Linie, jeder Muskel desselben erbebte in einem so leidenschaftlichen Strome von Gefühl, in einer so unsäglichen, unerhörten Schönheit, daß in Ordynows Brust jeder schwarze Gedanke erlosch und eine stille, reine Traurigkeit an seine Stelle trat. Sein Herz beehrte, sich an ihr Herz zu drücken und leidenschaftlich in sinnloser Erregung sich und alles ringsum zu vergessen, im gleichen Takte stürmischer Leidenschaft zu pochen und, wenn's sein mußte, mit ihm zusammen zu sterben. Katerina begegnete dem irren Blicke Ordynows und lächelte so, daß ein verdoppelter Feuerstrom sein Herz überflutete. Er wußte kaum von sich selbst.

„Habe Mitleid mit mir, schonen mich!“ flüsterte er ihr zu, indem er seine zitternde Stimme dämpfte, sich zu ihr hinbog, sich mit dem Arm auf ihre Schulter lehnte und ihr aus größter Nähe, so daß sein Atem und der ihrige in eins zusammenfloßen, in die Augen sah; „du hast mich zugrunde gerichtet! Ich kenne dein Leid nicht, und meine Seele ist verwirrt . . . Was kummert es mich, worüber dein Herz weint! Sage, was du begehrt; ich werde es tun. Komm

mit mir, komm mit mir; töte mich nicht, bring mich nicht um! . . .“

Katerina blickte ihn an, ohne sich zu rühren; die Tränen waren auf ihren heißen Wangen vertrocknet. Sie wollte ihn unterbrechen, seine Hand ergreifen, wollte selbst etwas sagen, schien aber keine Worte finden zu können. Ein seltsames Lächeln erschien langsam auf ihren Lippen, als ob ein Lachen durch dieses Lächeln hindurchbrechen wollte.

„Ich habe dir noch nicht alles erzählt“, sagte sie endlich mit stockender Stimme. „Ich werde weitererzählen; aber wirst du mir auch zuhören, du heißes Herz? Höre deiner Schwester zu! Du weißt noch wenig von ihrem schrecklichen Leide! Ich wollte dir eigentlich erzählen, wie ich mit ihm ein Jahr lang gelebt habe; aber ich werde es nicht tun . . . Aber als das Jahr vergangen war, da zog er mit seinen Handelsgenossen stromabwärts, und ich blieb bei seiner Pflegemutter in einem Hause am Hafen zurück, um auf seine Rückkehr zu warten. Ich wartete einen Monat und noch einen Monat, und da begegnete ich in der Stadt einem jungen Kaufmann, sah ihn an und erinnerte mich meiner früheren goldenen Jahre. ‚Liebes Schwesterchen!‘ sagte er nach ein paar Worten der Begrüßung, ‚ich bin Alexei, der dir zum Bräutigam bestimmt war; die Eltern hatten uns als Kinder miteinander verlobt; du hast mich wohl vergessen; erinnere dich doch, ich bin aus eurem Orte! . . .‘ ‚Was reden denn in eurem Orte die Leute von mir?‘ fragte ich. ‚Die Leute sagen,‘ antwortete Alexei lachend, ‚du seiest in einer unehrenhaften Weise weggegangen; du hättest die mädchenhafte Scham vergessen und dich einem Räuber und Mörder hingegeben.‘ ‚Und du, was hast du von mir gesagt?‘ ‚Ich wollte dir vieles sagen, als ich hierher fuhr,“

erwiderte er und wurde dabei verlegen, „vieles wollte ich dir sagen; aber jetzt, wo ich dich gesehen habe, ist meine Seele wie erstorben; du hast mich zugrunde gerichtet!“ sagte er. „Kaufe doch auch meine Seele; nimm sie hin; meinetwegen spotte über mein Herz und über meine Liebe, du schönes Mädchen! Meine Eltern sind jetzt gestorben; ich bin mein eigener Herr, und auch meine Seele ist mein Eigentum, gehört keinem Fremden; ich habe sie niemandem verkauft, wie das eine andere getan hat, die ihr Andenken ausgelöscht hat. Aber du brauchst mein Herz gar nicht erst zu kaufen; ich gebe es dir umsonst; da machst du offenbar ein gutes Geschäft!“ Ich lachte, und er sagte so etwas nicht nur einmal, sondern oft zu mir; einen ganzen Monat lang blieb er am Orte, kümmerte sich nicht um seine Waren, entließ seine Leute und stand ganz vereinsamt da. Er tat mir leid, der Arme, mit seinen Tränen. Da sagte ich eines Morgens zu ihm: „Erwarte mich, Alexei, wenn es dunkel wird, unten am Hafen; wir wollen zusammen nach deinem Orte fahren! Ich bin meines unglücklichen Lebens überdrüssig geworden!“ Als die Nacht kam, machte ich mir ein Bündel zurecht; mein Herz bangte und hüpfte vor Freude. Da trat auf einmal ganz unerwartet und überraschend mein Hausherr ins Zimmer. „Guten Abend!“ sagte er. „Komm mit; auf dem Flusse wird es Sturm geben; wir müssen uns eilen.“ Ich folgte ihm; wir kamen zum Flusse; aber bis zu unseren Leuten war es weit zu fahren. Da erblickten wir einen Kahn, und darin saß ein uns bekannter Ruderer, als ob er auf jemand wartete. „Guten Abend, Alexei; Gott helfe dir! Nun? Hast du dich im Hafen verspätet und willst jetzt noch schnell zu deinen Schiffen? Fahre mich und meine Hausfrau zu unsern Leuten nach

unserm Orte, guter Freund; ich habe meinen Kahn nicht zur Stelle, und hinschwimmen kann ich nicht.' ,Steig ein!' sagte Alexei, und mir tat das ganze Herz weh, als ich seine Stimme hörte. ,Steig ein mit deiner Hausfrau! Der Wind ist für alle da, und in meinem Boote wird auch für euch Platz sein.' Wir stiegen ein; es war eine dunkle Nacht; die Sterne hatten sich versteckt; der Wind heulte; die Wellen gingen hoch; wir waren schon etwa eine Werst weit vom Ufer weggefahren. Wir schwiegen alle drei.

„Ist das einmal ein Sturm!' sagte mein Hausherr; ,der kann Unheil bringen! Einen solchen Sturm habe ich mein Lebtag noch nicht auf dem Flusse durchgemacht. Wie er jetzt wüthet! Unser Kahn ist zu schwer beladen! Drei Personen kann er nicht tragen!' ,Nein, soviel kann er nicht tragen', antwortete Alexei; ,einer von uns ist zuviel', sagte er, und seine Stimme zitterte dabei wie eine Saite. ,Nun, wie ist's, Alexei? Ich habe dich von deiner Kindheit an gekannt, habe mit deinem Vater Brüderschaft geschlossen, und wir haben Brot und Salz zusammen gegessen; sage mir, Alexei, würdest du ohne Kahn ans Ufer gelangen können, oder würdest du untergehen und dein Leben verlieren?' ,Ich würde nicht hinkommen!' ,Aber, lieber Freund, wenn das Glück gut ist, würdest du am Ende doch hinkommen, wenn du auch vielleicht ein paarmal Wasser schlucktest?' ,Nein, ich würde nicht hinkommen; es wäre mein sicherer Tod; gegen den stürmischen Fluß kann ich nichts machen!' ,So höre nun auch du jetzt, liebe Katerina, du meine kostbare Perle! Ich erinnere mich an eine ebensolche Nacht; nur wogten damals nicht die Wellen, die Sterne glänzten, und der Mond schien. Ich möchte dich also ganz einfach fragen, ob du diese Nacht nicht vergessen

hast?' ,Nein, ich erinnere mich', sagte ich. ,Nun, wenn du sie nicht vergessen hast, dann wirst du auch die Verabredung nicht vergessen haben, wie ein kühner Mann ein schönes Mädchen lehrte, ihre Freiheit von dem Ungeliebten zurückzugewinnen, nicht wahr?' ,Nein, ich habe auch das nicht vergessen', sagte ich; aber ich war mehr tot als lebendig. ,Sieh an, du hast es nicht vergessen! Also jetzt ist der Kahn mit uns zu schwer beladen; ob da nicht jemandes Stunde gekommen ist? Sprich, meine Beste, sprich, mein Täubchen, girre uns ein freundliches Wort! . . .'

„Ich habe damals dieses Wort nicht gesprochen!“ flüsterte Katerina erblassend . . . Sie brachte ihre Erzählung nicht zu Ende.

„Katerina!“ erscholl nahe bei ihnen eine dumpfe, heisere Stimme. Ordynow fuhr zusammen. In der Tür stand Murin. Er war notdürftig in die Pelzdecke gehüllt, blaß wie der Tod und sah die beiden mit einem beinahe irrsinnigen Blicke an. Katerina wurde blasser und blasser und blickte ebenfalls starr, wie bezaubert, nach ihm hin.

„Komm zu mir, Katerina!“ flüsterte der Kranke mit kaum hörbarer Stimme und verließ das Zimmer. Katerina schaute immer noch unverwandt in die leere Luft, als ob der Alte noch vor ihr stände. Aber plötzlich überzog glühende Röte ihre blassen Wangen, und sie richtete sich langsam vom Bette auf. Ordynow erinnerte sich an ihr erstes Zusammensein.

„Also auf morgen, ihr meine Tränen!“ sagte sie mit einem seltsamen Lächeln, „auf morgen! Vergiß nicht, wo ich stehen geblieben bin: ,Wähle von uns beiden, wer dir lieb oder nicht lieb ist, schönes Mädchen!‘ Wirst du es behalten und eine Nacht warten?“ wiederholte sie, indem sie ihm ihre Hände auf die Schultern legte und ihn zärtlich anblickte.

„Katerina, geh nicht hin, stürze dich nicht ins Verderben! Er ist wahnsinnig!“ flüsterte Ordynow, der um sie zitterte.

„Katerina!“ ertönte die Stimme hinter der Scheidewand.

„Was hast du denn? Meinst du, er wird mich ermorden?“ antwortete Katerina lachend. „Gute Nacht also, mein liebes Herz, mein Leuerster, mein Bruder!“ sagte sie und drückte seinen Kopf zärtlich an ihre Brust, während Tränen plötzlich ihr Gesicht benetzten. „Das sind die letzten Tränen. Verschlafe dein Leid, mein Liebster; morgen wirst du zur Freude erwachen.“ Sie küßte ihn leidenschaftlich.

„Katerina! Katerina!“ flüsterte Ordynow; er fiel vor ihr auf die Knie und suchte sie zurückzuhalten. „Katerina!“

Sie wandte sich noch einmal nach ihm zurück, nickte ihm lächelnd zu und verließ das Zimmer. Ordynow hörte, wie sie bei Murin eintrat; er hielt den Atem an und horchte, vermochte aber keinen Laut mehr zu vernehmen. Der Alte schwieg oder war vielleicht wieder bewußtlos . . . Er wollte zu ihr in das andere Zimmer gehen; aber die Beine schwankten ihm . . . Er wurde ganz schwach und mußte sich auf das Bett setzen . . .

II

Als er wieder zum Bewußtsein gelangte, konnte er lange nicht darüber ins Klare kommen, welche Tageszeit es war. Es mochte Morgendämmerung oder Abenddämmerung sein: im Zimmer war es jedenfalls ganz dunkel. Er vermochte sich nicht darüber Rechenschaft zu geben, wie lange er eigentlich geschlafen hatte; aber er fühlte,

daß es eine krankhafte Art von Schlaf gewesen war. Sobald er zu sich gekommen war, fuhr er mit der Hand über das Gesicht, wie wenn er den Schlaf und die nächtlichen Traumbilder zu verscheuchen suchte. Aber als er auf den Fußboden treten wollte, da fühlte er sich am ganzen Leibe wie zerschlagen, und die entkräfteten Glieder weigereten sich, ihm zu gehorchen. Der Kopf tat ihm weh und war schwindlig, und über den ganzen Körper lief ihm bald ein leises Zittern, bald eine glühende Hitze. Zugleich mit dem Bewußtsein war ihm auch das Gedächtnis zurückgekehrt, und sein Herz zuckte zusammen, als er in einem Augenblicke die ganze vorige Nacht noch einmal in der Erinnerung durchlebte. Sein Herz begann in Erwidern auf diese Gedanken so stark zu pochen, und seine Empfindungen waren so heiß und frisch, als ob seit Katerinas Fortgehen nicht eine Nacht, nicht lange Stunden, sondern nur eine einzige Minute vergangen wäre. Er fühlte, daß seine Augen noch nicht trocken von Tränen waren, — oder entströmten seiner glühenden Seele neue, frische Tränen wie ein Quell? Und wunderbar: seine Qualen waren ihm sogar süß, obgleich er mit seinem ganzen Wesen dumpf fühlte, daß er eine solche Überanstrengung nicht mehr ertragen könne. Es gab einen Augenblick, wo er fast zu sterben meinte und bereit war, den Tod als einen willkommenen Gast zu empfangen; seine Nerven waren dermaßen gespannt, seine Leidenschaft wallte nach dem Erwachen von neuem so stürmisch auf, und ein solches Entzücken erfüllte seine Seele, daß sein Leben, durch die gesteigerte Tätigkeit beschleunigt, nahe daran war aufzuhören, zusammenzubrechen, sofort zu vergehen und für immer zu erlöschen. Fast in demselben Augenblicke er-

tönte im Nebenzimmer eine Stimme, als wollte sie seinem zitternden Herzen auf seinen Kummer antworten, eine Stimme, die ihm so wohlbekannt war, wie der Seele des Menschen jene innere Musik in Stunden höchster Lebensfreude und ungestörten Glückes bekannt ist, Katerinas volle, silberhelle Stimme. Ganz nahe bei ihm, fast am Kopfe seines Bettes, erklang ein Lied, anfangs leise und traurig. Bald hob sich die Stimme, bald senkte sie sich krampfhaft ersterbend, wie wenn sie allmählich dahinschwände und die unruhige Qual des unersättlichen, unterdrückten, tief im sehnennden Herzen verborgenen Verlangens einlullen wollte; bald strömte sie wieder dahin wie Nachtigallengeschmetter und ergoß sich zitternd, von unhemmbarer Leidenschaft flammend, in ein ganzes Meer von Entzücken, in ein Meer mächtiger, endloser Töne, gleich dem ersten Augenblicke der Seligkeit der Liebe. Ordynow unterschied auch die Worte: es waren schlichte, herzliche Worte, die schon vor langer Zeit ein echtes, ruhiges, reines Gefühl in klarer Selbsterkenntnis zusammengefügt hatte. Aber er achtete nicht auf die Worte, er hörte nur auf die Töne hin. Durch die schlichte, naive Melodie des Liedes hindurch glaubte er andere Worte zu vernehmen, Worte, aus denen dasselbe stürmische Verlangen sprach, das seine eigene Brust erfüllte, Worte, in denen die verborgensten, ihm selbst unbekanntesten Heimlichkeiten seiner Leidenschaft ihren Widerhall fanden. Bald glaubte er das letzte Stöhnen eines rettungslos in seiner Leidenschaft dahinsterbenden Herzens zu vernehmen, bald den Freudenausbruch eines willenskräftigen Geistes, der seine Fesseln sprengt und frisch und frei in das unermessliche Meer einer erlaubten Liebe hinausstrebt, bald den ersten unter scham-

haftem Erröten und Tränen schüchtern geflüsterten Schwur der Geliebten, bald das wilde Begehren einer Bacchantin, die, stolz und ihrer Macht froh, die trunkenen Augen offen und unverhohlen mit hellem Lachen umhergehen läßt . . .

Ordynow war nicht imstande, bis zum Ende des Liedes still zu liegen; er stand vom Bette auf. Das Lied verstummte sofort.

„Guten Morgen und guten Tag kann man nicht mehr sagen, mein Teurer!“ ertönte Katerinas Stimme; „also sage ich dir guten Abend! Steh auf und komm zu uns; erwache zu heller Freude; der Hausherr und ich erwarten dich; wir sind beide gute Menschen und deine ergebenen Diener; lösche den Haß mit Liebe aus, wenn dich dein Herz immer noch von der Kränkung schmerzt. Sprich ein freundliches Wort! . . .“

Ordynow hatte schon bei ihrem ersten Rufe das Zimmer verlassen und begriff kaum, daß er zu seinen Wirtsleuten ging. Vor ihm öffnete sich die Thür, und hell wie die Sonne strahlte ihm das goldene Lächeln seiner wunderbaren Wirtin entgegen. In diesem Augenblicke sah und hörte er niemanden als sie allein; sein ganzes Leben und seine ganze Freude flossen in seinem Herzen in eins zusammen: in das helle Bild seiner Katerina.

„Eine Morgenröte und eine Abendröte sind vergangen,“ sagte sie, indem sie ihm ihre Hände hinreichte, „seit ich von dir Abschied nahm; die Abendröte erlischt jetzt, sieh nur durchs Fenster! Solche Morgen- und Abendröte gibt es auch auf dem Gesichte eines schönen Mädchens,“ fuhr Katerina lachend fort, „eine Morgenröte, wenn das jungfräuliche Herz sich zum erstenmal in der Brust kundtut und das Gesicht von der ersten Scham erglüht, und eine Abendröte,

wenn das schöne Mädchen die erste Scham vergißt und das neue Gefühl hell aufflammt und ihr die Blut ins Gesicht treibt . . . Tritt herein, tritt herein in unser Haus, du guter, braver junger Mann! Warum stehst du auf der Schwelle? Ehre und Liebe soll dir zuteil werden und ein Gruß von seiten des Hausherrn!“

Mit einem hellen Lachen, das wie Musik klang, ergriff sie Ordynow's Hand und führte ihn ins Zimmer. Eine große Befangenheit bemächtigte sich seiner. Die ganze feurige Blut, die in seiner Brust flammte, sank sofort zusammen und erstarb für einen Augenblick; verwirrt schlug er die Augen nieder und fürchtete sich, Katerina anzusehen. Er fühlte, daß sie so wundervoll schön war, daß sein Herz ihren heißen Blick nicht würde ertragen können. Noch nie hatte er seine Katerina so gesehen. Lachen und Heiterkeit glänzten zum erstenmal auf ihrem Gesichte, und die Tränen der Traurigkeit an ihren schwarzen Wimpern waren verschwunden. Seine Hände zitterten in ihrer Hand. Und hätte er in die Höhe geblickt, so hätte er gesehen, daß Katerina mit einem triumphierenden Lächeln ihre leuchtenden Augen auf sein Gesicht heftete, auf welchem Verwirrung und Leidenschaft wie ein Nebel lagen.

„So steh doch auf, Alter!“ sagte sie endlich, als ob sie selbst eben erst zur Besinnung käme; „sage dem Gaste ein höfliches Wort! Ein Gast ist einem so wert wie ein Bruder! So steh doch auf, du unfreundlicher, hochmütiger Alter; steh auf und verbeuge dich; nimm den Gast bei seiner weißen Hand und laß ihn am Tische Platz nehmen!“

Ordynow hob die Augen in die Höhe und schien jetzt erst zu sich zu kommen. Erst jetzt dachte er an Murin. Die Augen des alten Mannes, die wie beim Herannahen des

Todes fast erloschen waren, sahen ihn starr an, und mit einer wehen Empfindung im Herzen erinnerte sich Ordynow an jenen Blick, der ihn das letztemal unter den überhängenden, schwarzen, so wie jetzt gramvoll und zornig zusammengezogenen Brauen hervor angeblitzt hatte. Der Kopf war ihm ein wenig schwindlig. Er sah um sich und nahm erst jetzt alles klar und deutlich wahr. Murin lag immer noch auf dem Bette; aber er war fast vollständig angekleidet und schien bereits im Laufe dieses Tages aufgestanden und ausgegangen zu sein. Um den Hals hatte er, wie auch früher, ein rotes Tuch gebunden; an den Füßen hatte er Pantoffeln. Die Krankheit war offenbar vorüber; nur das Gesicht war immer noch furchtbar blaß und gelb. Katerina stand neben dem Bette, stützte sich mit der einen Hand auf den Tisch und blickte die beiden Männer aufmerksam an. Aber das freundliche Lächeln wich nicht von ihrem Gesichte. Es schien, daß alles nach ihrem Winke geschah.

„Ja, das bist du“, sagte Murin, indem er sich auf dem Bette aufrichtete und hinsetzte. „Du bist mein Mieter. Ich habe mich gegen dich vergangen, Herr; ich habe gesündigt und dich verschentlich und ohne Absicht gekränkt, indem ich neulich mit der Flinte Unfug trieb. Wer konnte aber auch wissen, daß du ebenfalls an der fallenden Sucht leidest? Bei mir aber kommt das öfters vor“, fügte er mit heiserer, krankhafter Stimme hinzu, wobei er die Brauen zusammenzog und unwillkürlich seine Augen von Ordynow abwandte. „Wenn Unglück kommt, so klopft es nicht ans Thor, sondern schleicht wie ein Dieb herein! Auch ihr habe ich neulich beinahe das Messer in die Brust gestoßen“, fuhr er, mit dem Kopfe auf Katerina hindeutend, fort.

„Ich bin ein kranker Mann und bekomme manchmal meine Anfälle; na, das mag genug gesagt sein für dich. Setz dich; du wirst mein Gast sein.“

Ordynow sah ihn immer noch unverwandt an.

„So setz dich doch, setz dich!“ rief der Alte ungeduldig. „Setz dich, da sie es so wünscht! Sieh mal an, ihr habt also Brüderschaft geschlossen und seid nun so gut wie Kinder ein und derselben Mutter! Ihr habt euch liebgewonnen wie Liebesleute!“

Ordynow setzte sich.

„Sieh nur, was das für eine Schwester ist“, fuhr der Alte auflachend fort und zeigte dabei zwei Reihen weißer, ganz vollzähliger Zähne. „So liebkost euch doch, Kinder! Hast du nicht eine hübsche Schwester, Herr? So rede doch, antworte! Da, sieh nur, wie dunkelrot ihr die Wangen glühen! Sprich doch, preise der ganzen Welt ihre Schönheit! Zeige, daß dein Herz schmerzlich nach ihr verlangt!“

Ordynow zog die Brauen zusammen und blickte den Alten voll Ingrimm an. Dieser zuckte unter seinem Blicke zusammen. Eine blinde Wut wallte in Ordynows Brust auf. Er fühlte mit einer Art von tierischem Instinkte, daß der Mann da neben ihm sein Todfeind war. Er selbst vermochte nicht zu begreifen, was mit ihm vorging; die Denkkraft versagte ihm den Dienst.

„Sieh mich nicht an!“ erscholl eine Stimme hinter ihm. Ordynow sah sich um.

„Sieh mich nicht an, sieh mich nicht an, sage ich, wenn der Böse dich dazu verführen will; habe Mitleid mit deinem Liebchen!“ sagte Katerina lachend und hielt ihm plötzlich von hinten mit den Händen die Augen zu. Aber gleich darauf zog sie ihre Hände wieder zurück und be-

deckte ihr eigenes Gesicht mit ihnen. Aber es war, als ob die Röthe ihres Gesichtes durch ihre Finger hindurchschimmerte. Sie nahm die Hände wieder herunter und versuchte, obwohl feuerrot, dem erwarteten Gelächter und den neugierigen Blicken der beiden mit heller, unerschrockener Miene zu begegnen. Aber die beiden sahen sie schweigend an: Ordynow mit einer Art von Erstaunen der Liebe, als wenn zum erstenmal eine so gewaltige Schönheit sein Herz ergriffe, der Alte aufmerksam und kalt. Sein blasses Gesicht wies keinerlei besonderen Ausdruck auf; nur hatten die Lippen eine bläuliche Färbung und zitterten leise.

Katerina lachte nicht mehr; sie trat zum Tische, räumte die Bücher, Papiere, das Tintenfaß und was sonst noch auf dem Tische war, ab und stellte alles auf das Fensterbrett. Sie atmete hastig und stoßweise und zog von Zeit zu Zeit gierig die Luft in sich hinein, wie wenn sie Herzbecklemmung hätte. In schwerer Bewegung, wie eine Woge am Gestade, hob und senkte sich wieder ihre volle Brust. Sie schlug die Augen nieder, und ihre pechschwarzen Wimpern glänzten wie spitze Nadeln auf ihren hellen Wangen...

„Ein königliches Weib!“ sagte der Alte.

„Meine Herrin und Gebieterin!“ flüsterte Ordynow, der mit dem ganzen Leibe zusammenzuckte. Aber er kam zur Besinnung, als er merkte, daß der Blick des Alten auf ihn gerichtet war; dieser Blick funkelte einen Augenblick lang wie ein Blitz: ein gieriger, böser, kalt-verächtlicher Blick. Ordynow wollte von seinem Platze aufstehen; aber es war ihm, als seien seine Füße durch eine unsichtbare Gewalt angeschmiedet. Er setzte sich von neuem hin. Manchmal drückte er seine eigene Hand zusammen, als glaube er nicht recht an

die Wirklichkeit dessen, was er erlebte. Es schien ihm, daß ein schwerer Traum ihn bedrücke und ein krankhafter, qualvoller Schlaf immer noch auf seinen Augen liege. Aber seltsam: er wünschte gar nicht zu erwachen!

Katerina nahm die alte Decke vom Tische ab; dann öffnete sie eine Truhe, holte ein kostbares, ganz mit leuchtender Seide und mit Gold gesticktes Tischtuch hervor und breitete es über den Tisch; hierauf nahm sie aus einem Schranke ein altertümliches, urgroßväterisches, ganz silbernes Bechergestell, stellte es mitten auf den Tisch und entnahm ihm drei silberne Becher, einen für den Hausherrn, einen für den Gast und einen für sich. Dann blickte sie mit ernster, fast schwermütiger Miene den Alten und den Gast an.

„Wer von uns ist einem andern lieb oder verhaßt?“ sagte sie. „Wer einem verhaßt ist, der soll mir lieb sein und mit mir einen Becher besonders trinken. Mir ist jeder von euch lieb wie ein naher Verwandter: also wollen wir alle auf die Liebe und auf die Eintracht trinken!“

„Tun wir das, und ertränken wir die schwarzen Gedanken im Weine!“ sagte der Alte mit veränderter Stimme.

„Gieß ein, Katerina!“

„Soll ich auch dir eingießen?“ fragte Katerina, indem sie Ordynow ansah.

Ordynow schob schweigend seinen Becher hin.

„Warte noch! Wenn jemand ein geheimes Begehrt hat, dem möge es nach seinem Wunsche in Erfüllung gehen!“ sagte der Alte und erhob seinen Becher.

Alle stießen mit den Bechern an und tranken.

„Nun laß mich mit dir zusammen trinken, Alter!“ sagte Katerina, sich an den Hausherrn wendend; „laß uns zusammen trinken, wenn dein Herz mir freundlich gesinnt

ist! Laß uns auf das zusammen verlebte Glück trinken; gedenken wir dankbar der verlebten Jahre voll Glück und Liebe! Laß mich dir eingießen, wenn dein Herz für mich glüht!“

„Dein Wein ist stark, mein Täubchen; du selbst aber nehest nur deine Lippen!“ sagte der Alte lachend und stellte seinen Becher von neuem hin.

„Nun, ich werde nur nippen; aber du trink bis auf den Grund aus! . . . Was ist das für ein Leben, lieber Alter, wenn man immer die schweren Gedanken mit sich herum-schleppt? Von den schweren Gedanken tut einem nur das Herz weh! Die Gedanken kommen vom Kummer, und die Gedanken rufen den Kummer herbei; wer glücklich ist, der hat keine Gedanken! Trink, Alter! Ertränke deine schweren Gedanken!“

„Es muß sich wohl viel Kummer bei dir angefun- den haben, wenn du ihm so zu Leibe gehen willst! Du möchtest ihm wohl mit einemmal ein Ende machen, meine weiße Taube. Ich werde mit dir trinken, Katerina! Aber du, Herr, hast du auch einen Kummer, wenn es erlaubt ist zu fragen?“

„Was ich habe, das habe ich still für mich,“ flüsterte Ordynow, ohne die Augen von Katerina abzuwenden.

„Hast du es wohl gehört, Alterchen? Auch ich habe mich selbst lange Zeit nicht gekannt und nicht an die Vergangenheit gedacht; aber nun ist die Zeit gekommen, und ich habe alles erkannt und mich an alles erinnert; alles Vergangene habe ich mit unersättlicher Seele noch einmal durchlebt.“

„Ja, es ist bitter, wenn man sich auf die Erinnerung an das Vergangene beschränken muß“, sagte der Alte schwer- mütig. „Das Vergangene ist wie getrunkenen Wein! Was

hat man von vergangenem Glücke? Wenn ein Rock abgetragen ist, dann weg mit ihm . . .“

„Dann muß man sich einen neuen anschaffen!“ fiel Katerina ein und lachte gezwungen, während zwei große Tränen, wie Diamanten funkelnd, an ihren Wimpern hingen. „Ein ganzes Leben kann man nicht in einer Minute durchleben, und ein Mädchenherz ist lebenskräftig; dem tut man es nicht so leicht gleich! Hast du das erfahren, Alter? Sieh nur, ich habe in deinen Becher eine Träne hineinfallen lassen!“

„Ist es ein großes Glück gewesen, das du mit Kummer bezahlt hast?“ sagte Ordynow, und seine Stimme zitterte vor Erregung.

„Du mußt wohl viel eigenes Glück zu verkaufen haben, Herr,“ antwortete der Alte, „daß du dich ungefragt einmischst.“ Und er kicherte boshaft und unhörbar und blickte Ordynow frech an.

„Das gehört der Vergangenheit an“, antwortete Katerina; ihre Stimme klang unzufrieden und gekränkt. „Dem einen scheint es viel, dem andern wenig. Der eine will alles hingeben und erreicht nichts; ein anderer bietet nichts, und doch folgt ihm ein williges Herz! Aber mache du niemandem einen Vorwurf“, fuhr sie fort, indem sie Ordynow traurig anblickte; „der eine ist ein solcher Mensch und der andre ein anderer; weiß man denn, warum das Herz sich zu jemandem hingezogen fühlt? Fülle deinen Becher, Alter! Trink auf das Glück deines lieben Töchterchens, deiner stillen, gehorsamen Sklavin, wie ich es ursprünglich war, als ich dich kennenlernte. Erhebe deinen Becher!“

„Wohlan, sei es so! Fülle auch den deinen!“ sagte der Alte und griff zum Weine.

„Warte noch, Alter! Trink noch nicht; laß mich vorher noch ein Wort sagen . . .!“

Katerina stützte sich mit den Ellbogen auf den Tisch und blickte unverwandt mit Augen, die von Leidenschaft glühten, dem Alten ins Gesicht. Eine seltsame Entschlossenheit glänzte in ihren Augen. Aber alle ihre Bewegungen waren ruhig, ihre Gesten kurz, unerwartet und schnell. Sie schien ganz und gar Feuer und Flamme zu sein, was einen wunderbaren Eindruck machte. Aber es war, als ob ihre Schönheit mit ihrer Erregung und Lebhaftigkeit noch wüchse. Aus ihren lächelnden, halbgeöffneten Lippen, welche zwei Reihen weißer, gleichmäßiger, perlenartiger Zähne sichtbar werden ließen, flog stoßweise der Atem, der ihre Nasenflügel leise hob. Die Brust wogte; ihre im Nacken dreimal herumgewickelte Haarflechte war aus Unachtsamkeit ein wenig auf das linke Ohr gesunken und bedeckte einen Teil der glühenden Wange. Leichter Schweiß war ihr an den Schläfen hervorgedrungen.

„Sage mir wahr, Alter! Sage mir wahr, mein Bester, sage mir wahr, bevor der Wein deinen Verstand trübt; da hast du meine weiße Handfläche! Nicht ohne Grund haben dich ja bei uns die Leute einen Zauberer genannt. Du hast in Büchern studiert und kennst die ganze schwarze Kunst! So sieh denn her, Alterchen, und verkünde mir mein ganzes trauriges Los; nur nimm dich in acht, daß du nicht lügst! Sage mir so, wie du es selbst erkennst: wird deinem Töchterchen Glück zuteil werden, oder wirst du ihr nicht verzeihen und ihr ein böses Unglück auf ihren Weg herabrufen? Sage mir: werde ich ein behagliches Nestchen haben, in dem ich wohnen kann, oder werde ich wie ein Zugvogel mein lebelang als arme Waise bei guten Leuten mir ein

Plätzchen suchen müssen? Sage mir: wer ist mein Feind, wer hat Liebe für mich bereit, wer führt Böses gegen mich im Schilde? Sage mir: wird mein junges, heißes Herz lebenslänglich einsam bleiben und vor der Zeit ersticken, oder wird es ein gleiches Herz finden und mit ihm in gleichem Takte freudig schlagen . . . bis neues Leid kommt? Und sage mir dann gleich auch, Alterchen: in welchem blauen Himmel, jenseits ferner Meere und Wälder, lebt mein heller Falke? Und hält er scharfe Ausschau nach einer Falkin für sich, und wartet er voller Liebe, wird er mich innig lieben, wird er bald aufhören, mich zu lieben, und mich betrügen? Und wenn du einmal dabei bist, dann sage mir zu guter Letzt doch auch das noch, Alterchen: ist es mir bestimmt, noch lange mit dir zusammen zu hausen, in diesem häßlichen Winkel zu sitzen und mit dir die schaurigen Bücher zu lesen? Und wann wird es mir vergönnt sein, Alter, dir mit tiefer Verbeugung Lebewohl zu sagen und dir für deine Gastfreundschaft zu danken, daß du mich gespeist und getränkt und mir Märchen erzählt hast? . . . Aber sage mir ja die ganze Wahrheit und hüte dich zu lügen! Die Zeit ist gekommen; zeige, daß du ein Mann bist!"

Ihre Lebhaftigkeit steigerte sich bis zum letzten Worte, bei dem ihre Stimme plötzlich vor Erregung abbrach, immer mehr, wie wenn eine Art von Wirbelsturm ihr Herz fortrisse. Ihre Augen funkelten, und ihre Oberlippe zitterte leise. Es war zu merken, daß sich in jedem ihrer Worte ein böser Spott wie eine Schlange verbarg; aber in ihrem Lachen schien ein verhaltenes Weinen zu klingen. Sie bog sich über den Tisch zu dem Alten hin und blickte unverwandt in begieriger Spannung in seine trüben Augen.

Ordynow hörte, wie ihr Herz auf einmal heftig zu schlagen begann, als sie zu Ende war; er schrie auf vor Entzücken, als er sie anblickte, und wollte von der Bank aufspringen. Aber ein schneller, kurzer Blick des Alten bannte ihn wieder auf seinen Platz. Eine seltsame Mischung von Verachtung, Spott, ungeduldiger, ärgerlicher Unruhe und zugleich von boshafter, schlauer Neugier funkelte in diesem schnellen, kurzen Blicke, welcher Ordynow jedesmal zusammenfahren ließ und sein Herz jedesmal mit Ingrimm, Ärger und ohnmächtiger Wut erfüllte.

Mit einem nachdenklichen und eigentümlich traurigen, forschenden Blicke sah der Alte seine Katerina an. Sein Herz war tief verwundet; die entscheidenden Worte waren gesprochen. Aber nicht einmal die Augenbrauen bewegten sich in seinem Gesichte! Er lächelte nur, als sie zu Ende war.

„Gar vieles willst du auf einmal erfahren, du mein flügge gewordenes, unternehmungslustiges Vögelchen! Gieß mir recht schnell den Becher voll; wir wollen zuerst auf den guten Willen bei der Trennung trinken; sonst wird mir noch durch jemandes bösen, unreinen Blick mein Wunsch verdorben. Der Böse ist mächtig! Wie leicht ist ein Unglück da!“

Er erhob seinen Becher und trank ihn aus. Je mehr Wein er trank, um so blasser wurde er. Seine Augen wurden rot wie Kohlen. Ihr fieberhafter Glanz und die plötzliche leichenhaft bläuliche Gesichtsfarbe waren offenbar die Vorboten eines baldigen neuen Krankheitsanfalles. Der Wein war stark, so stark, daß Ordynows Augen von einem einzigen getrunkenen Becher sich immer mehr trübten. Sein fieberhaft entzündetes Blut konnte sich nicht länger

halten: es überflutete sein Herz und quälte und verwirrte seine Denkkraft. Seine Unruhe wuchs immer mehr. Er goß sich noch Wein ein und schlürfte davon, ohne selbst zu wissen, was er tat und wodurch er seine zunehmende Aufregung bekämpfen könne, und sein Blut jagte nur noch schneller durch seine Adern. Er war wie im Fieber und vermochte kaum mit Anstrengung all seiner Aufmerksamkeit dem zu folgen, was zwischen seinen seltsamen Wirtsleuten vorging.

Der Alte klopfte mit dem silbernen Becher laut auf den Tisch.

„Gieß ein, Katerina!“ rief er; „gieß noch ein, du böses Lächerchen; gieß ein, bis ich umfalle! Bring den Alten zur Ruhe, und dann laß ihn abgetan sein! So ist's recht, gieß noch ein, gieß mir ein, du Schöne! Laß uns zusammen trinken! Warum hast du so wenig getrunken? Meinst du, ich hätte es nicht gesehen?“

Katerina antwortete ihm etwas; aber Ordynow konnte es nicht ordentlich verstehen: der Alte ließ sie nicht zu Ende sprechen; er ergriff sie bei der Hand, als ob er nicht länger imstande sei, all das zurückzuhalten, was ihm die Brust beengte. Sein Gesicht war blaß; die Augen waren bald trübe, bald leuchteten sie wie helles Feuer auf; die bleich gewordenen Lippen zitterten, und mit ungleichmäßiger, unsicherer Stimme, in der mitunter eine seltsame Begeisterung aufblitzte, sagte er zu ihr:

„Gib mir deine Hand, du Schöne! Laß mich dir wahr sagen; ich werde dir die reine Wahrheit verkünden. Ich bin wirklich ein Zauberer; du hast dich nicht geirrt, Katerina! Dein goldenes Herzchen hat die Wahrheit gesagt, daß ich allein ihm seine Zukunft vorherverkünden kann, und ich

werde ihm, diesem schlichten, aufrichtigen Herzen, die Wahrheit nicht verhehlen! Aber eines hast du nicht erkannt: obwohl ich ein Zauberer bin, steht es doch nicht in meiner Macht, dich mit Verstand zu begaben! Der Verstand ist für ein Mädchen nicht das Bestimmende, und wenn sie auch die ganze Wahrheit gehört hat, so handelt sie doch, als ob sie nichts erfahren hätte und nichts wüßte! Ihr eigener Kopf ist eine listige Schlange, mag auch das Herz noch so viel Tränen vergießen! Sie findet selbst ihren Weg, schlüpft kriechend zwischen allem Leid und Unglück hindurch und setzt ihren schlaunen Willen durch! Mitunter verhilft ihr der Verstand zum Siege; aber wo das nicht der Fall ist, da betört sie den Mann durch ihre Schönheit und macht mit ihren dunklen Augen seinen Verstand betrunken; Schönheit ist stärker als Kraft, und selbst ein eisernes Herz schmilzt in dieser Glut! Du fragst, ob dir auch Leid und Trübsal bevorsteht? Schwer ist Menschenleid! Aber nicht die schwachen Herzen sucht sich das Unglück aus. Das Unglück wählt sich gern ein starkes Herz, und dieses vergießt dann im stillen blutige Tränen, drängt sich aber nicht anderen Leuten zu vergnüglichem Schauspiel auf: dein Kummer aber, o Mädchen, ist wie die Spur im Sande, die der Regen verwäscht, die Sonne trocknet, der stürmische Wind verweht! Laß mich dir noch eines sagen und prophezeien: wer dich lieben wird, dessen Sklavin wirst du werden; du wirst selbst deinen freien Willen binden und als Pfand geben, aber nie zurückerhalten; rechtzeitig mit der Liebe aufzuhören wirst du nicht verstehen; du wirst ein Korn legen, und dein Verderber wird es sich als volle Ahre aneignen! Du mein zärtliches Kind, du Goldköpfchen, du hast in meinen Becher eine Tränenperle

hereinfallen lassen; aber nach dieser Träne hast du dich doch nicht beherrschen können, sondern ihrer gleich hundert vergossen; du hast schöne Worte gesprochen und dich deines Kummers gerühmt! Aber um das Tränchen, das himmlische Tautröpfchen, brauchst du dich nicht zu grämen! Das wird dir mit Wucherzinsen zurückerstattet werden, dein Tränenperlchen, in langer Nacht, in trübseliger Nacht, wenn schlimmer Gram und böse Gedanken an deinem Herzen nagen werden; dann wird auf dein heißes Herz, zum Entgelt für eben jenes Tränchen, eines anderen Menschen Träne tropfen, aber eine blutige Träne, die nicht bloß warm ist, sondern heiß wie geschmolzenes Blei; und die wird dir deine weiße Brust blutig brennen, und bis zum traurigen, düstern Morgen des regnerischen Tages wirst du dich auf deinem Bettchen umherwälzen und rotes Blut vergießen, und deine frische Wunde wird noch am nächsten Tage nicht geheilt sein! Gieß mir noch ein, Katerina; gieß mir ein, mein Täubchen; gieß mir ein zum Dank für meinen weisen Rat; jetzt aber noch mehr Worte zu verlieren ist zwecklos . . .“

Seine Stimme wurde schwach und fing an zu zittern: es schien, als wolle ein Schluchzen aus seiner Brust hervorbrechen. Er goß sich Wein ein und trank gierig den neuen Becher aus; dann klopfte er von neuem mit dem Becher auf den Tisch. Sein trüber Blick loderte noch einmal wie eine Flamme auf.

„Ah! Lebe, so gut es geht!“ rief er; „was vorbei ist, das ist man los! Gieß mir ein, gieß mir noch ein, reiche mir immer noch einen Becher, damit er mir den unruhigen Kopf von den Schultern werfe und die ganze Seele in Todesschlaf versenke! Bette mich für die lange Nacht ohne

einen Morgen; möge mir die Erinnerung völlig schwinden! Was man getrunken hat, das hat man gehabt! Wenn dem Kaufmann die Ware vom langen Liegen verdorben ist, dann gibt er sie umsonst hin! Sonst würde er sie nicht freiwillig unter seinem eigenen Preise verkaufen; da würde das Blut des Feindes fließen, und auch unschuldiges Blut würde vergossen werden, und der Käufer müßte seine verlorene Seele noch zum Kaufpreise dazulegen! Gieß ein, gieß mir noch ein, Katerina!"

Aber seine Hand, die den Becher hielt, schien erstarrt zu sein und bewegte sich nicht; er atmete schwer und mühsam; der Kopf sank ihm unwillkürlich herab. Zum letztenmal richtete er seinen trüben Blick auf Ordynow; aber auch dieser Blick erlosch endlich, und seine Augenlider fielen herab, als ob sie von Blei wären. Eine Totenblässe überzog sein Gesicht. Noch eine Weile bewegten sich seine Lippen und zuckten, als ob sie sich bemühten, etwas zu sagen, — und plötzlich hing eine Träne, eine heiße, große Träne an seinen Wimpern, löste sich los und rollte langsam über seine blasser Wange . . . Ordynow war nicht imstande, sich länger zu beherrschen. Er stand auf, tat schwankend einen Schritt vorwärts, näherte sich Katerina und ergriff sie bei der Hand; aber sie sah ihn gar nicht an, wie wenn sie ihn nicht bemerke, ihn nicht erkenne . . .

Sie schien ebenfalls das Bewußtsein verloren zu haben, wie wenn ein einziger Gedanke, eine einzige starre Idee sie vollständig einnähme. Sie warf sich an die Brust des schlafenden alten Mannes, umschlang seinen Hals mit ihrem weißen Arme und sah ihn unverwandt, als ob sie an ihn angeschmiedet wäre, mit einem feurigen, glühenden Blicke an. Sie schien es nicht zu bemerken, daß Ordynow

sie bei der Hand ergriff. Endlich wandte sie den Kopf nach ihm hin und richtete einen langen, durchdringenden Blick auf ihn. Sie schien ihn endlich zu verstehen, und ein bedrücktes, erstauntes Lächeln trat mühsam, wie wenn es ihr Schmerz machte, auf ihre Lippen . . .

„Geh weg, geh weg!“ flüsterte sie; „du bist betrunken und ein böser Mensch! Du bist kein Gast für mich!“ Damit wandte sie sich von neuem zu dem Alten hin und heftete ihre Augen wieder starr auf ihn.

Sie schien jeden seiner Atemzüge zu bewachen und mit ihrem Blicke den Schlummernden zu streicheln. Es schien, als suche sie das ungestüme Schlagen ihres Herzens niederzuhalten, und als fürchte sie sich selbst zu atmen. Ihr Herz war offenbar von einem so verzückten Wohlgefallen erfüllt, daß Ordynow mit einem Male von Verzweiflung, Wut und rasendem Grimm gepackt wurde . . .

„Katerina, Katerina!“ rief er und drückte ihre Hand wie in einem Schraubstock zusammen.

Eine Empfindung des Schmerzes zog über ihr Gesicht; sie hob den Kopf wieder in die Höhe und sah ihn mit einer so spöttischen, verächtlichen, dreisten Miene an, daß er sich kaum auf den Füßen halten konnte. Dann wies sie auf den schlafenden Alten hin und schaute Ordynow, als ob aller Spott seines Feindes in ihre Augen übergegangen wäre, wieder mit einem Blicke an, der ihn marterte und zu Eis erstarren ließ.

„Wie? Du meinst, er wird mich ermorden?“ sagte Ordynow, der vor Wut nicht von sich selbst wußte.

Es war, als ob ein Dämon ihm ins Ohr flüsterte, daß er sie verstanden habe . . . Und sein ganzes Herz lachte über diesen festen Glauben Katerinas.

„Ich werde dich deinem Kaufmann abkaufen, meine schöne, wenn du meine Seele verlangst! Sei unbesorgt, er wird mich nicht ermorden! . . .“

Das starre Lachen, das auf Ordynows ganzes Wesen so heftig wirkte, wich nicht von Katerinas Gesichte. Der grenzenlos spöttische Ausdruck zerriß ihm das Herz. Ohne Besinnung und kaum von sich selbst wissend stützte er sich mit dem einen Arme gegen die Wand und nahm mit dem andern einen dem Alten gehörigen kostbaren, alterthümlichen Dolch vom Nagel. Auf Katerinas Gesichte schien sich ein Erstaunen zu malen; aber gleichzeitig kamen in ihren Augen Haß und Verachtung zum ersten Male in solcher Stärke zum Ausdruck. Es wurde Ordynow geradezu übel zumute bei ihrem Anblick . . . Er hatte ein Gefühl, wie wenn eine unbekannte Kraft seine irre Hand zu einer That des Wahnsinns in die Höhe risse; er zog den Dolch heraus. Katerina stand regungslos; sie schien kaum mehr zu atmen und folgte ihm mit den Augen . . .

Er sah nach dem Alten hin.

In diesem Augenblicke kam es ihm vor, als ob das eine Auge des Alten sich langsam öffne und ihn lachend ansehe. Ihre Blicke trafen sich. Lange, lange blickte Ordynow ihn an, ohne sich zu rühren. Auf einmal schien es ihm, daß das ganze Gesicht des Alten lache und schließlich ein teuflisches Gelächter, bei dem das Blut zu Eis erstarrte, im Zimmer ertöne. Ein häßlicher, schwarzer Gedanke kroch wie eine Schlange durch sein Gehirn. Er zitterte; der Dolch entfiel seiner Hand und klirrte auf dem Fußboden. Katerina schrie auf, als sei sie plötzlich aus ihrer Versunkenheit erwacht, von einem Alpdruck, von einem schweren, bedrückenden Traume wieder zu sich gekommen . . . Der Alte erhob sich

mit blasserem Gesichte langsam vom Bette und stieß zornig mit dem Fuße den Dolch in eine Ecke des Zimmers; Katerina stand bleich und regungslos wie tot da; ihre Augen waren geschlossen; ein dumpfer, unerträglicher Schmerz prägte sich krampfhaft auf ihrem Gesichte aus; sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und fiel mit einem herzerreißenden Schrei, fast entseelt, zu den Füßen des Alten hin.

„Merei! Merei!“ entfuhr es ihrer beengten Brust . . .

Der Alte umschlang sie mit seinen starken Armen und erdrückte sie fast an seiner Brust. Aber als sie ihren Kopf an seinem Herzen verbarg, da verzog sich jeder Muskel im Gesichte des Alten zu einem so unverhohlenen, schamlosen Lachen, daß Ordynow's ganzes Wesen von Entsetzen gepackt wurde. Betrug, Berechnung, Kalte, eifersüchtige Tyrannei und eine furchtbare Gewalt über ein armes zerrissenes Herz — das war's, was ihm in diesem schamlosen, unverhüllten Lachen entgegentrat.

„Sie ist eine Wahnsinnige!“ flüsterte er. Zitternd wie Espenlaub und halbtot vor Schreck lief er aus dem Zimmer hinaus.

III

Mit blasserem, aufgeregtem Gesichte öffnete Ordynow, der von den erschütternden Ereignissen des vorhergehenden Tages immer noch nicht recht hatte zur Besinnung kommen können, am andern Morgen um acht Uhr die Thür Jaroslaw Iljitsch's, zu dem er, ohne selbst zu wissen warum, gegangen war; aber er prallte erstaunt zurück und blieb wie

angenagelt auf der Schwelle stehen: im Zimmer erblickte er Murin. Der Alte war noch blasser als Ordynow und schien sich infolge seiner Krankheit kaum auf den Beinen halten zu können; aber dennoch wollte er sich nicht hinsetzen, trotz aller Aufforderungen von seiten Jaroslaw Iljitschs, der über diesen Besuch ganz glücklich war. Auch bei Ordynows Anblick schrie Jaroslaw Iljitsch erfreut auf; aber fast in demselben Augenblicke verschwand seine Freude, und es überkam ihn plötzlich eine arge Verlegenheit, während er gerade halbwegs zwischen dem Tische und dem nächsten Stuhle war. Er wußte augenscheinlich nicht, was er sagen und tun sollte; er hatte durchaus das richtige Gefühl, daß es unpassend sei, wenn er in einem so drangvollen Augenblicke einen seiner Gäste vernachlässigte und seine Pfeife weiterr Rauchte; aber dennoch (so groß war seine Verwirrung) sog er aus aller Kraft und sogar mit einer Art von Begeisterung an seiner Pfeife. Endlich trat Ordynow ins Zimmer. Er warf einen flüchtigen Blick auf Murin. Etwas Ähnliches wie das gestrige böse Lächeln, an das Ordynow auch jetzt nicht zurückdenken konnte, ohne zu zittern und in Entrüstung zu geraten, glitt über das Gesicht des Alten hin. Indessen verschwand alle Feindseligkeit sofort wieder, seine Miene glättete sich, und sein Gesicht nahm den Ausdruck der größten Unzugänglichkeit und Verschlossenheit an. Er machte seinem Mieter eine tiefe Verbeugung. Durch diese ganze Szene wurde Ordynow schließlich zur Besinnung gebracht. In dem Wunsche, über die Situation ins Klare zu kommen, blickte er Jaroslaw Iljitsch unverwandt an. Dieser geriet in Unruhe und Verlegenheit.

„Treten Sie doch näher, treten Sie doch näher,“ sagte er endlich; „treten Sie doch näher, teuerster Basili Michailo-

witsch; beehren Sie mich durch Ihren Besuch und drücken Sie all diesen gewöhnlichen Sachen . . . Ihren Stempel auf! . . .“ sagte Jaroslaw Ilijtsch, indem er mit der Hand in eine Ecke des Zimmers zeigte und rot wie eine Zentifolie wurde; er war innerlich in großer Verwirrung, weil ihm seine schöne Phrase so arg mißglückt war; er rückte geräuschvoll einen Stuhl gerade in die Mitte des Zimmers.

„Ich möchte Sie nicht belästigen, Jaroslaw Ilijtsch; ich wollte nur . . . auf zwei Minuten . . .“

„Aber ich bitte Sie! Als ob Sie mich überhaupt belästigen könnten . . . Wasili Michailowitsch! Aber . . . gestatten Sie, daß ich Ihnen ein Glas Tee . . . Heda! Diener! . . . Ich bin überzeugt, daß auch Sie noch ein Täßchen Tee nicht ausschlagen werden!“

Murin nickte und gab so zu verstehen, daß er es durchaus nicht ausschlage.

Jaroslaw Ilijtsch fuhr den eintretenden Diener an und befahl ihm in sehr strengem Tone, noch drei Gläser Tee zu bringen; dann setzte er sich neben Ordynow. Eine Zeitlang drehte er seinen Kopf wie eine Gipskaze bald nach rechts, bald nach links, von Murin zu Ordynow und von Ordynow zu Murin. Seine Lage war eine sehr unangenehme. Er wollte offenbar gern etwas sagen, was nach seiner Meinung mindestens für die eine Partei sehr peinlich war. Aber trotz all seiner Anstrengungen konnte er schlechterdings kein Wort herausbringen. Ordynow schien ebenfalls ratlos zu sein. Dann kam ein Augenblick, wo sie auf einmal beide zugleich anfangen zu sprechen. Der schweigsame Murin, der sie mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtete, zog langsam den Mund auseinander, so daß seine sämtlichen Zähne sichtbar wurden.

„Ich bin gekommen, um Ihnen mitzuteilen,“ begann Ordynow auf einmal, „daß ich mich infolge eines sehr unangenehmen Vorfalles genötigt sehe, aus meiner Wohnung auszuziehen, und . . .“

„Nun sagen Sie mal, so ein sonderbarer Vorfall!“ unterbrach ihn Jaroslaw Iljitsch. „Ich muß gestehen, ich war ganz außer mir vor Verwunderung, als dieser achtungswerte alte Mann mir heute früh von Ihrem Entschlusse Mitteilung machte. Aber . . .“

„Er, er hat Ihnen davon Mitteilung gemacht?“ fragte Ordynow erstaunt und sah Murin an.

Murin strich sich den Bart glatt und lachte in seinen Rockärmel hinein.

„Ja, allerdings,“ erwiderte Jaroslaw Iljitsch; „übrigens kann ich mich auch irren. Aber so viel kann ich dreist sagen, daß (darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort), daß in den Worten dieses achtungswerten alten Mannes nichts lag, was für Sie auch nur im entferntesten kränkend sein könnte . . .“

Bei diesen Worten errötete Jaroslaw Iljitsch und unterdrückte mit übermäßiger Anstrengung seine Erregung. Murin, der sich nun endlich genug an der Verwirrung des Wirtes und des andern Gastes geweidet zu haben schien, tat einen Schritt vorwärts.

„Euer Wohlgeboren,“ begann er, sich höflich vor Ordynow verbeugend, „ich habe in Ihrer Angelegenheit Seine Wohlgeboren ein wenig zu belästigen gewagt. Hm, ja, gnädiger Herr, es steht nun einmal so . . . Sie wissen selbst . . . ich und meine Hausfrau, das heißt, wir würden uns von Herzen freuen und kein Wort zu sagen wagen . . . aber was habe ich für eine elende Wohnung, Sie wissen es

ja selbst, haben es selbst gesehen, gnädiger Herr! Und dann, wirklich, nur daß uns Gott unser bißchen Hab und Gut behütet, wofür wir auch Seinen heiligen Namen im Gebete preisen; aber Sie haben das ja alles selbst gesehen, gnädiger Herr; was soll ich da erst noch viel jammern?" Hier strich sich Murin wieder mit dem Armel den Bart.

Ordynow empfand fast ein Gefühl der Übelkeit.

„Ja, ja, ich habe ja selbst schon mit Ihnen von ihm gesprochen,“ sagte Jaroslaw Iljitsch. „Er ist krank, das heißt dieses Malheur . . ., das heißt, ich wollte mich eigentlich französisch ausdrücken; aber, entschuldigen Sie, ich kann mich auf französisch nicht so frei . . . das heißt . . .“

„Jawohl . . .“

„Jawohl, das heißt . . .“

Ordynow und Jaroslaw Iljitsch machten einander eine halbe Verbeugung, jeder von seinem Stuhle aus und etwas nach der Seite hin, und beide verdeckten die entstandene Verlegenheit durch ein entschuldigendes Lachen. Der praktische Jaroslaw Iljitsch brachte die Sache sofort wieder in Ordnung.

„Ich habe diesen achtungswerten Mann übrigens eingehend befragt“, begann er; „er hat mir gesagt, daß die Krankheit jener weiblichen Person . . .“

Hier richtete der peinlich genaue Jaroslaw Iljitsch, wahrscheinlich um eine kleine Verlegenheit zu verbergen, die wieder auf seinem Gesichte sichtbar wurde, schnell einen fragenden Blick auf Murin.

„Ja, die Krankheit meiner Hausfrau . . .“ schaltete Murin ein.

Der zartfühlende Jaroslaw Iljitsch ließ sich auf diesen Punkt weiter nicht ein.

„Die Krankheit der Hausfrau, das heißt Ihrer bisherigen Wirtin . . . ich möchte gewissermaßen . . . wirklich . . . nun ja! Sehen Sie, sie ist eine kranke Person. Sie sagt, sie störe Sie . . . in Ihren Studien, und auch er selbst . . . übrigens haben Sie mir einen wichtigen Vorfall verschwiegen, Wasili Michailowitsch!“

„Welchen Vorfall denn?“

„Den Vorfall mit der Flinte“, sagte Jaroslaw Iljitsch beinah flüsternd im liebenswürdigsten Tone, und in seiner freundschaftlichen Tenorstimme klang dabei der millionste Teil eines leisen Vorwurfes mit. „Aber“, fügte er eilig hinzu, „ich weiß alles; er hat mir alles erzählt, und es war sehr edel von Ihnen, ihm das Vergehen zu verzeihen, das er sich unwillkürlich gegen Sie hat zuschulden kommen lassen. Ich versichere Sie, ich habe Tränen in seinen Augen gesehen!“

Jaroslaw Iljitsch errötete von neuem; seine Augen glänzten, und er drehte sich gefühlvoll auf seinem Stuhle hin und her.

„Euer Wohlgeboren, ich, das heißt wir, gnädiger Herr, das heißt ich, sozusagen, und meine Hausfrau, wir senden heiße Gebete für Sie zu Gott empor“, begann Murin, sich an Ordynow wendend und diesen unverwandt anblickend, während Jaroslaw Iljitsch seiner Aufregung Herr zu werden suchte. „Aber Sie wissen selbst, gnädiger Herr, sie ist ein kränkliches, dummes Weib; und mich selbst tragen kaum meine Beine . . .“

„Aber ich bin ja bereit auszuziehen“, sagte Ordynow ungeduldig; „bitte, reden Sie doch nicht erst noch lange; meinerwegen will ich es gleich tun! . . .“

„Nicht doch, das heißt, gnädiger Herr, wir sind ja mit Euer Gnaden höchst zufrieden“ (Murin verbeugte sich sehr

tief). „So meinte ich es nicht, gnädiger Herr; ich wollte nur ein Wörtchen sagen: sie ist beinahe mit mir verwandt, gnädiger Herr, das heißt entfernt verwandt, wie man zu sagen pflegt, das siebente Wasser, das heißt, nehmen Sie mir meine Ausdrucksweise nicht übel, gnädiger Herr, ich bin ein ungebildeter Mann . . . und sie ist schon von klein auf so gewesen! Ihr Kopf ist krank und hitzig; sie ist im Walde aufgewachsen, in bäuerischer Weise, immer bei den Schiffsknechten und Fabrikarbeitern; und dann brannte ihnen das Haus ab; und ihre Mutter, gnädiger Herr, verbrannte; und ihr Vater verlor auch das Leben . . . da mag sie Ihnen wohl wer weiß was davon erzählt haben . . . Ich verstehe ja von ihrer Krankheit nichts; aber in Moskau haben mehrere Psy-~~ch~~-~~ch~~-~~ch~~iatern sie untersucht . . . das heißt, gnädiger Herr, sie ist ganz kaputt; so steht es! Ich bin der einzige, den sie noch auf der Welt hat; mit mir lebt sie zusammen. So leben wir denn und beten zu Gott und hoffen auf die Hilfe des Allerhöchsten; ich widerspreche der Kranken schon gar nicht mehr . . .“

Ordynows Gesicht sah ganz entstellt aus. Jaroslaw Sliutsch blickte bald den einen, bald den andern an.

„So meinte ich es nicht, gnädiger Herr . . . nein!“ verbesserte sich Murin, ernst den Kopf schüttelnd; „sie ist sozusagen wie eine Wetterfahne, wie ein Wirbelwind; ihr Kopf ist so verliebt, so hitzig; immer möchte sie einen Geliebten haben, wenn es mir erlaubt ist, das zu sagen; immer soll man ihr einen Liebhaber für ihr Herz geben; darin besteht eben ihre geistige Störung. Ich unterhalte sie nun mit Märchen; jedoch ist das nur eine schwache Unterhaltung. Aber ich habe ja nun gesehen, gnädiger Herr, wie sie — verzeihen Sie schon meine plumpe Ausdrucksweise,

gnädiger Herr," fuhr Murin fort, indem er sich verbeugte und mit dem Armel über den Bart strich —, „wie sie zum Beispiel mit Ihnen bekannt wurde; das heißt, sozusagen, Sie, Euer Erlaucht, wünschten, was Liebe betrifft, ihr näherzukommen . . .“

Jaroslav Iljitsch wurde dunkelrot und blickte Murin vorwurfsvoll an. Ordynow konnte kaum auf seinem Stuhle ruhig sitzen.

„Nein . . . das heißt, gnädiger Herr, so meinte ich es nicht; ich bin ein einfacher Bauer, gnädiger Herr; Sie sind mein Gebieter . . . wahrhaftig, wir sind ungebildete Leute; wir sind Ihre Diener, gnädiger Herr“, sagte er mit tiefen Verbeugungen. „Ich und meine Frau werden für Euer Gnaden heiße Gebete zu Gott emporsenden! . . . Was wollen wir mehr? Wenn wir nur satt zu essen haben und gesund sind, dann murren wir nicht. Aber ich, gnädiger Herr, was soll ich machen, soll ich etwa den Kopf in die Schlinge stecken, ja? Sie wissen ja selbst, gnädiger Herr, wie es in der Welt zugeht; haben Sie Mitleid mit uns; das würde ja gerade so sein wie mit einem Liebhaber, gnädiger Herr! . . . Verzeihen Sie mir meine plumpe Redeweise, gnädiger Herr . . . ich bin ein Bauer, gnädiger Herr, und Sie sind ein vornehmer Herr . . . Sie, gnädiger Herr, Euer Erlaucht, sind ein junger, stolzer, heißblütiger Mensch; sie aber, gnädiger Herr, ist, wie Sie selbst wissen, ein kleines, unverständiges Kind . . . wie leicht kann ihr da ein Unglück zustoßen! Sie ist ein frisches, rotbackiges, liebliches Weib; mich alten Mann aber plagt immer meine Krankheit. Was ist da zu sagen? Der Böse hat Euer Gnaden offenbar schon umgarnt! Ich unterhalte sie immer durch Märchen; wahrhaftig, das tue ich. Aber ich und

meine Frau würden für Euer Gnaden heiße Gebete zu Gott emporsenden! Das heißt heiße Gebete! Und was haben Euer Erlaucht auch an ihr? Wenn sie auch ganz nett ist, so ist sie doch eine Bäuerin, ein unfeines Weib, eine dumme Bäuerin, die zu mir, dem Bauern, paßt! Für Sie, gnädiger Herr, paßt es sich doch nicht, sich mit Bäuerinnen abzugeben! Und heiße Gebete würden wir beide für Euer Gnaden zu Gott emporsenden, heiße Gebete! . . ."

Bei diesen letzten Worten verbeugte sich Murin ganz tief und machte lange den Rücken nicht wieder gerade, wobei er sich fortwährend mit dem Rockärmel den Bart strich. Jaroslaw Iljitsch fühlte sich durch die ganze Szene überaus peinlich berührt.

„Ja, dieser brave Mann“, bemerkte er in der größten Verlegenheit, „hat mir von gewissen Mißhelligkeiten gesagt, die zwischen Ihnen beständen; ich wage es nicht zu glauben, Basili Michailowitsch . . . Ich hörte, Sie seien immer noch krank?“ unterbrach er sich schnell, indem er Ordynow in grenzenloser Verwirrung mit Augen ansah, in denen vor Erregung die Tränen standen.

„Ja, also . . . wieviel bin ich Ihnen schuldig?“ fragte Ordynow schnell Murin.

„Aber was reden Sie da, gnädiger Herr? Sagen Sie doch so etwas nicht! Wir sind ja doch keine Judasse. Warum kränken Sie uns so, gnädiger Herr? Sie sollten sich schämen, gnädiger Herr! Was haben wir, meine Gattin und ich, Ihnen zuleide getan? Ich bitte Sie!“

„Aber das ist doch sonderbar, mein Freund; der Herr hat doch bei Ihnen eine Wohnung gemietet; fühlen Sie denn nicht, daß Sie ihn durch Ihre Weigerung verletzen?“ mischte sich Jaroslaw Iljitsch ein, der es für seine Pflicht

hielt, Murin darauf hinzuweisen, daß sein Verhalten sonderbar und unpassend sei.

„Aber ich bitte Sie, gnädiger Herr! Was sagen Sie nur da, gnädiger Herr? Ich bitte Sie! Wodurch hätten wir denn Ihre Ehre verletzt? Wir haben uns ja doch solche Mühe gegeben, solche Mühe gegeben, ordentlich über unsere Kraft; ich bitte Sie! Reden Sie doch so etwas nicht, gnädiger Herr; Christus möge es Ihnen verzeihen! Sind wir denn etwa Ungläubige? Sie hätten ja ruhig bei uns wohnen und unsere bäuerische Kost mit uns zur Gesundheit verzehren können; wir hätten nichts gesagt, kein Wort hätten wir gesagt; aber der Böse hat Sie umgarnt; ich bin ein kranker Mensch, und meine Frau ist auch krank — was ist da zu machen! Es würde niemand zu Ihrer Bedienung da sein; sonst würden wir uns ja freuen, uns von Herzen freuen. Aber ich und meine Hausfrau werden für Euer Gnaden heiße Gebete zu Gott emporsenden, wirklich, heiße Gebete!“

Murin verbeugte sich tief. Dem guten Jaroslaw Sliitsch drangen vor Entzücken die Tränen aus den Augen, und er blickte Ordynow mit einem wahren Enthusiasmus an.

„Sagen Sie nur, was ist das für ein edler Charakterzug! Welch ein heiliges Gefühl für Gastfreundschaft ruht in der Seele des russischen Volkes!“

Ordynow warf ihm einen zornigen Blick zu; er war fast in Entsetzen . . . und musterte ihn vom Kopfe bis zu den Füßen.

„Ja wahrhaftig, gnädiger Herr, wir halten die Gastfreundschaft in Ehren; in hohen Ehren halten wir sie, gnädiger Herr!“ fiel Murin ein und verdeckte seinen Bart mit dem ganzen Rockärmel. „Wahrhaftig, da kommt mir

jetzt ein Gedanke: Sie sollen unser Gast gewesen sein, gnädiger Herr, bei Gott, unser Gast!" fuhr er fort, indem er näher an Ordynow herantrat. „Das macht ja nichts aus, gnädiger Herr; einen oder zwei Tage, das macht ja nichts aus, wirklich nichts. Aber die Sünde hat sich als gar zu verführerisch erwiesen; meine Hausfrau ist eben krank! Ach, wenn die nicht da wäre! Wenn ich allein da wäre: wie würde ich dann Euer Gnaden verehren und hegen und pflegen, ja, hegen und pflegen! Wen könnte ich wohl mehr verehren als Euer Gnaden? Und ich würde Sie auch kurlieren; wirklich, ich würde Sie kurlieren; ich kenne ein Heilmittel . . . Wirklich, Sie sollen unser Gast gewesen sein, gnädiger Herr, bei Gott; das ist der richtige Ausdruck, Sie sollen unser Gast gewesen sein! . . .“

„Gibt es denn überhaupt ein solches Mittel?“ fragte Jaroslaw Iljitsch, sprach aber seinen Gedanken nicht zu Ende.

Ordynow hatte unrecht getan, als er kurz vorher Jaroslaw Iljitsch mit zornigem Erstaunen vom Kopfe bis zu den Füßen gemustert hatte. Dieser war in der That ein höchst ehrenhafter, anständig denkender Mensch; aber jetzt hatte er alles begriffen, und man muß zugeben, daß seine Lage eine sehr schwierige war! Er wollte, wie man sich ausdrückt, bersten vor Lachen! Wäre er mit Ordynow allein unter vier Augen gewesen (zwei so gute Freunde!), so hätte sich Jaroslaw Iljitsch natürlich nicht beherrscht und sich einem maßlosen Heiterkeitsausbruche hingegeben. Jedenfalls hätte er das in anständiger Weise getan; er hätte nach dem Lachen Ordynow gefühlvoll die Hand gedrückt und ihm aufrichtig und wahrheitsgemäß versichert, daß er eine verdoppelte Hochachtung vor ihm empfinde und

ihn jedenfalls für entschuldigt erachte . . . und schließlich einem jungen Menschen so etwas nicht verüble. Aber jetzt befand er sich bei seinem notorischen Zartgefühl in einer sehr schwierigen Lage und wußte kaum, wohin er sich verstecken sollte . . .

„Es gibt ein Mittel, das heißt ein Heilmittel“, erwiderte Murin, dessen ganzes Gesicht bei Jaroslaw Ilijtschs ungeschicktem Ausrufe in Bewegung gekommen war. „Ich, gnädiger Herr, ich möchte nach meiner bäuerlichen Dummheit noch das sagen,“ fuhr er, wieder einen Schritt vortretend, fort: „Bücher haben Sie sehr viele gelesen, gnädiger Herr; ich glaube, Sie sind sehr klug geworden; aber ich meine, wie man auf russisch bei uns Bauern zu sagen pflegt, hierbei ist Ihnen der Verstand stehen geblieben . . .“

„Nun genug!“ sagte Jaroslaw Ilijtsch in strengem Tone.

„Ich gehe“, sagte Ordynow; „ich danke Ihnen, Jaroslaw Ilijtsch; ich werde jedenfalls zu Ihnen kommen, jedenfalls“, fügte er auf die verdoppelten Höflichkeiten Jaroslaw Ilijtschs hinzu, der nicht imstande war, ihn länger festzuhalten. „Leben Sie wohl, leben Sie wohl . . .“

„Leben Sie wohl, Euer Wohlgeboren; leben Sie wohl, gnädiger Herr; vergessen Sie uns nicht; besuchen Sie uns Sünder!“

Ordynow hörte nichts mehr. Er ging wie halb wahnsinnig hinaus.

Er vermochte das nicht länger zu ertragen; er war wie zerschlagen, seine Denkkraft gelähmt. Er fühlte dumpf, daß seine Krankheit ihn erstickte; aber eine kalte Verzweiflung hatte sich seiner Seele bemächtigt, und er hatte körperlich nur die Empfindung, daß ein dumpfer Schmerz

in seiner Brust wühlte und bohrt und sog. Er wäre in diesem Augenblicke am liebsten gestorben. Die Beine knickten ihm ein; er setzte sich an einem Zaune auf die Erde und kümmerte sich um nichts mehr, weder um die Vorübergehenden noch um die Menge, die sich um ihn zu sammeln anfing, noch um die Anrufe und Fragen der Neugierigen, die ihn umgaben. Aber plötzlich ließ sich unter den vielen Stimmen die Stimme Murins über ihm vernehmen. Ordynow hob den Kopf in die Höhe. Der Alte stand wirklich vor ihm; sein bleiches Gesicht war ernst und nachdenklich. Das war jetzt ein ganz anderer Mensch als derjenige, der bei Jaroslaw Iljitsch in so grober Weise über ihn gespottet hatte. Ordynow richtete sich auf; Murin ergriff ihn bei der Hand und führte ihn aus der Menge hinaus . . .

„Du mußt noch deine Sachen wegschaffen“, sagte er, Ordynow von der Seite ansehend. „Gräme dich nicht, gnädiger Herr!“ rief er dann. „Du bist noch jung; wozu willst du dich grämen! . . .“

Ordynow gab ihm keine Antwort.

„Fühlst du dich gekränkt, gnädiger Herr? Da hat dich also ein starker Ingrimme erfaßt . . . aber dazu ist kein Anlaß; ein jeder verteidigt sein Eigentum!“

„Ich kenne Sie nicht“, sagte Ordynow; „ich will Ihre Geheimnisse nicht erfahren. Aber sie, sie! . . .“ rief er, und die Tränen stürzten stromweise aus seinen Augen. Der Wind riß sie eine nach der andern von seinen Wangen fort. Ordynow wischte sie mit der Hand weg. Seine Gebärde, sein Blick, die unwillkürliche Bewegung seiner zitternden bläulichen Lippen, alles wies auf eine sich herausbildende geistige Störung hin.

„Ich habe es dir doch bereits erklärt,“ sagte Murin, die Augenbrauen zusammenziehend, „sie hat nur halb ihren Verstand! Wodurch und wie sie irrsinnig geworden ist, — wozu brauchst du das zu wissen? Mir aber ist sie auch in diesem Zustande lieb und wert! Ich liebe sie mehr als mein Leben und werde sie niemandem abtreten. Verstehst du jetzt?“

In Ordynows Augen blitzte für einen Augenblick ein feuriger Schein auf.

„Aber warum ist mir denn . . . warum ist mir denn jetzt, als sei mein Leben für immer zerstört? Warum schmerzt denn mein Herz so? Warum bin ich Katerina so nahe gekommen?“

„Warum?“ Murin lächelte und wurde nachdenklich. „Warum? Das weiß ich selbst nicht, warum“, erwiderte er schließlich. „Der Charakter des Weibes ist kein Abgrund des Meeres; man kann ihn ergründen; aber er ist schlau, beharrlich, zäh! Wenn ein Weib etwas besitzen will, so setzt sie auch durch, daß sie es bekommt. Wollte sie doch wirklich mit dir von mir fortgehen, gnädiger Herr“, fuhr er nachdenklich fort. „Sie verschmähte den alten Mann, mit dem sie doch alles erlebt hatte, was man überhaupt nur erleben kann! Du mußt ihr von vornherein sehr gefallen haben! Oder vielleicht war es ihr auch egal, ob du es warst oder ein anderer . . . Ich tue ihr ja in allem den Willen; wenn sie Vogelmilch verlangt, so verschaffe ich ihr auch Vogelmilch und stelle selbst einen solchen Vogel her, wenn es ihn noch nicht gibt! Sie ist eitel! Sie trachtet nach Freiheit und weiß selbst nicht, was ihr launisches Herz begehrt. Aber das Ende vom Liede ist gewesen, daß alles am besten beim alten bleibt! Ach, gnädiger Herr! Du bist noch sehr

jung! Dein Herz ist noch so heiß wie das einer jungen Dirne, die, von dem Geliebten verlassen, sich mit dem Armel die Tränen abwischt! Präge dir das ein, gnädiger Herr: ein schwacher Mensch für sich allein hat keinen Halt! Und wenn man ihm alles mögliche gibt, so wird er selbst kommen und alles zurückgeben. Man versuche es und gebe ihm die halbe Welt, damit er über sie herrsche; was meinst du? Er wird sogleich auf dem Fleck sich in ein Mauselloch verstecken; so gern ist er klein. Man gebe ihm seinen freien Willen, dem schwachen Menschen, — er wird ihn selbst binden und zurückbringen. Ein törichtes Herz hat auch von der Freiheit keinen Gewinn! Es kann in dieser Art nicht leben! Ich sage dir das alles nur so, weil du noch sehr jung bist! Im Grunde, was habe ich mit dir zu schaffen? Du warst da und bist wieder gegangen; du oder ein anderer, das ist ganz egal. Ich wußte von vornherein, daß es so kommen würde. Aber es zu hindern, das durfte ich nicht versuchen! Man darf kein Wort des Widerspruchs sagen, wenn man sein Glück bewahren will. Weißt du, gnädiger Herr,“ fuhr Murin fort zu philosophieren, „was passiert nicht alles? Im Zorn greift einer auch nach dem Messer oder geht auch unbewaffnet mit bloßen Händen auf den Feind los und zerbeißt ihm mit den Zähnen die Kehle. Gibt ihm aber der Feind das Messer in die Hand und bietet ihm seine breite Brust offen dar, dann unterläßt er wohl eine Gewalttat!“

Sie betraten den Hof. Der Tatar hatte Murin schon von weitem gesehen, nahm vor ihm die Mütze ab und blickte Ordynow schlau und unverwandt an.

„Wo ist deine Mutter? Zu Hause?“ rief ihm Murin zu.

„Ja, sie ist zu Hause.“

„Sag ihr doch, sie möchte helfen, die Sachen des Herrn wegzutragen! Und du komm auch mit, flink!“

Sie stiegen die Treppe hinauf. Die alte Frau, die bei Murin die Stelle einer Magd versah und sich tatsächlich als die Mutter des Hausknechtes herausstellte, suchte die Sachen des bisherigen Mieters zusammen und band sie brummend in ein großes Bündel.

„Warte“, sagte Murin zu Ordynow; „ich bringe dir noch etwas, was dir gehört und noch dageblieben ist . . .“

Murin ging in sein Zimmer. Einen Augenblick darauf kehrte er zurück und übergab Ordynow ein prachtvolles, ganz mit farbiger Seide und Wolle gesticktes Kissen, ebendasselbe, das ihm Katerina unter den Kopf gelegt hatte, als er krank geworden war.

„Das schickt sie dir“, sagte Murin. „Jetzt aber geh mit Gott; aber nimm dich vor leichtsinnigem Lebenswandel in acht“, fügte er halblaut in väterlichem Tone hinzu, „sonst wird es dir schlimm ergehen!“

Offenbar lag es nicht in seiner Absicht, seinen Mieter zu beleidigen. Aber als er ihm den letzten Blick zuwarf, da nahm sein Gesicht doch unwillkürlich den Ausdruck einer maßlosen, plötzlich hervorbrechenden Wut an. Fast mit einer Miene des Ekels schloß er hinter Ordynow die Thür.

Zwei Stunden darauf zog Ordynow bei jenem Deutschen namens Spieß ein. Linchen schrie bei seinem Anblick erstaunt auf. Sie erkundigte sich sogleich nach seiner Gesundheit, und als sie hörte, wie es damit stand, traf sie unverzüglich alle Einrichtungen zu seiner Pflege.

Der alte Deutsche teilte seinem Mieter selbstgefällig mit, er habe gerade zum Tore gehen wollen, um den Mietzettel von neuem anzuhäften, da die von ihm geleistete An-

zahlung gerade an diesem Tage, bei tageweiser Berechnung der Miete, bis auf die letzte Kopeke aufgebraucht sei. Dabei unterließ der Alte nicht, die deutsche Genauigkeit und Ehrlichkeit kräftig zu rühmen. Noch an demselben Tage erkrankte Ordynow heftig und konnte erst nach drei Monaten das Bett wieder verlassen.

Allmählich genas er und begann wieder auszugehen. Das Leben bei dem Deutschen war einförmig und ruhig. Der Deutsche hatte keine hervorstechenden Charaktereigenschaften; das hübsche Tünchen war, ohne Verletzung der Moralität, alles, was man nur wünschen konnte; aber für Ordynow schien das Leben für immer seinen Reiz verloren zu haben! Er wurde schwermütig und reizbar; seine Sensibilität nahm eine krankhafte Form an, und er versank unmerklich in eine arge, starre Hypochondrie. Die Bücher schlug er manchmal ganze Wochen lang nicht auf. Die Zukunft stand wie ein verschlossenes Thor vor ihm; sein Geld ging auf die Neige, und er ließ schon vorher die Arme sinken; er dachte nicht einmal an die Zukunft. Manchmal überkam ihn wieder der frühere warme Eifer für die Wissenschaft, und die früheren, von ihm selbst geschaffenen Ideen erstanden aus der Vergangenheit klar und deutlich vor seinem geistigen Blicke; aber sie erdrückten und erstickten nur seine Energie. Der Gedanke setzte sich nicht in Taten um. Das Schaffen war zum Stillstand gekommen. Es schien, als seien alle diese Ideen nur deshalb wie Riesen wieder in seiner Vorstellung erstanden, um über seine, ihres Schöpfers, Ohnmacht zu spotten. Unwillkürlich verglich er sich in einem trüben Augenblicke mit jenem prahlerischen Zauberlehrling, der seinem Meister das Zauberwort abgelauscht hatte, dem Besen befahl, Wasser zu tragen, und

in Gefahr kam, in diesem Wasser zu ertrinken, weil er vergessen hatte, wie er Halt gebieten mußte.

Ein halbes Jahr vorher hatte er eine wohlgeordnete Skizze zu einem Werke entworfen und zu Papier gebracht und, jung wie er war, in solchen Augenblicken, die nicht von der schöpferischen Tätigkeit ausgefüllt waren, auf dieses Werk weitgehende materielle Hoffnungen gesetzt. Das Werk betraf die Kirchengeschichte, und seine wärmsten, glühendsten Überzeugungen hatten unter seiner Feder Gestalt angenommen. Jetzt las er diesen Plan noch einmal durch, änderte ihn um, überdachte ihn, las manches darüber nach, suchte in Büchern umher und verwarf seine Idee schließlich, ohne auf den Ruinen etwas anderes zu erbauen. Aber Dinge wie Mystizismus, Prädestination und andere Geheimnisse dieser Art begannen seinen Geist zu beschäftigen. Der Unglückliche litt schwer und erflehte Heilung von Gott. Die Magd des Deutschen, eine gottesfürchtige alte Russin, erzählte mit Genugthuung, wie ihr frommer Mieter bete und manchmal ganze Stunden lang wie entseelt auf den Kirchenfliesen liege . . .

Er hatte zu niemandem auch nur ein Wort von seinem Erlebniße gesagt. Manchmal aber, besonders in der Abenddämmerung, wenn das Geläut der Glocken ihn an jenen Augenblick erinnerte, wo zum ersten Male seine ganze Brust schmerzlich von einem bis dahin ihm unbekanntem Gefühle erbebte, wo er neben ihr im Gotteshause kniete und alles vergaß und nur hörte, wie ihr ängstliches Herz pochte, wo er mit Tränen der Freude und des Entzückens die neue, lichte Hoffnung begrüßte, die in seinem einsamen Leben vor ihm aufschimmerte: dann erhob sich ein wahrer Sturm aus seiner für das ganze Leben verwundeten Seele; dann

erzitterte sein Geist, und die Qual der Liebe loderte wie brennendes Feuer von neuem in seiner Brust auf; dann tat ihm das Herz weh vor Traurigkeit und Leidenschaft, und seine Liebe schien zugleich mit dem Kummer zu wachsen. Oftmals saß er ganze Stunden lang, sich und sein ganzes Alltagsleben und alles in der Welt vergessend, einsam und trübsinnig auf einem Flecke, schüttelte hoffnungslos den Kopf und flüsterte, stumme Tränen vergießend, vor sich hin: „Katerina! Du mein herzallerliebstes Täubchen! Mein einziges Schwesterchen . . .!“

Ein häßlicher Gedanke begann ihn immer mehr zu peinigen. Immer stärker und stärker verfolgte ihn dieser Gedanke und verkörperte sich jeden Tag mehr vor seiner Einbildungskraft zur Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit. Es schien ihm (und zuletzt glaubte er das alles fest), es schien ihm, daß Katerinas Verstand unversehrt sei, daß aber Murin in seiner Weise recht habe, wenn er sie ein schwaches Herz genannt hatte. Es schien ihm, daß irgend- ein Geheimnis sie mit dem Alten verbinde, und daß Katerina, ohne sich eines Verbrechens bewußt zu sein, wie eine reine Taube in seine Gewalt gekommen sei. Wer waren sie? Er wußte es nicht. Aber er hatte immer die Vorstellung, daß das arme, schutzlose Geschöpf von dem Alten in grausamer Weise rettungslos tyrannisiert werde, und das Herz in seiner Brust wallte auf und erbehte in ohnmächtiger Empörung. Es schien ihm, daß, als sie die Wahrheit zu durchschauen angefangen habe, der Alte ihr listigerweise ihre eigene Schuld vor die erschrockenen Augen gestellt, das arme, schwache Herz tückisch gequält, den Sachverhalt verdreht, sie, wo es zweckmäßig war, in Blindheit erhalten, den unerfahrenen Neigungen ihres un-

ruhigen, impulsiven Herzens geschmeichelt und allmählich der freiheitsliebenden Seele die Flügel beschnitten habe, so daß sie schließlich unfähig geworden sei, sich gegen seine Tyrannei aufzulehnen und sich in das freie, wirkliche Leben zu retten.

Allmählich wurde Ordynow immer menschenscheuer, worin ihm seine Deutschen (diese Gerechtigkeit muß man ihnen widerfahren lassen) nicht hinderlich waren.

Er liebte es, lange und ziellos auf den Straßen umherzuschweifen. Er wählte sich dazu vorzugsweise die Dämmerstunde und als Ort stille, abgelegene Gegenden, wo nur wenige Leute hinkamen. An einem unfreundlichen, ungesunden Abend im Frühjahr traf er auf einem solchen Spaziergange mit Jaroslaw Iljitsch zusammen.

Jaroslaw Iljitsch war merklich magerer geworden; seine freundlichen Augen sahen trüb aus, und der ganze Mensch machte gewissermaßen den Eindruck der Blasiertheit. Er hatte es in einer unaufschiebbaren Sache sehr eilig, war durchnäßt und beschmutzt, und an seiner sehr anständigen, aber jetzt etwas bläulich gefärbten Nase hing in einer beinahe phantastischen Weise schon den ganzen Abend über unterbrochen ein Regentropfen. Überdies hatte er sich einen Backenbart wachsen lassen.

Dieser Backenbart und besonders der Umstand, daß Jaroslaw Iljitsch so aussah, als ob er eine Begegnung mit seinem alten Bekannten vermeiden wolle, machte Ordynow stutzig. Und wunderbar: sein Herz, das bisher niemals Verlangen nach jemandes Teilnahme getragen hatte, fühlte sich dadurch sogar verletzt und gekränkt. Da war ihm schließlich sein Bekannter lieber so, wie er früher gewesen war: schlicht, gutmütig-naiv und (entschließen wir uns nur,

endlich offen zu reden!) ein bißchen dumm, aber ohne den Anspruch auf Blasiertheit und besondere Klugheit. Es ist einem unangenehm, wenn ein dummer Mensch, den man früher hat gut leiden können, vielleicht gerade wegen seiner Dummheit, nun auf einmal klug wird; entschieden unangenehm ist einem das. Übrigens verschwand der Ausdruck des Mißtrauens, mit dem er Ordynow angeblickt hatte, sofort wieder aus seinem Gesichte.

Trotz aller Blasiertheit hatte er sein früheres Wesen, mit dem der Mensch bekanntlich ins Grab geht, keineswegs abgelegt und erneuerte mit Freuden die alte Freundschaft mit Ordynow. Vor allen Dingen bemerkte er, er habe sehr viel zu tun; dann, sie hätten sich sehr lange nicht gesehen; aber auf einmal nahm das Gespräch eine ganz seltsame Wendung. Jaroslaw Iljitsch begann von der Lügenhaftigkeit der Menschen im allgemeinen zu reden, von der Vergänglichkeit der Güter dieser Welt, von der Eitelkeit der Eitelkeiten; im Vorübergehen unterließ er nicht, sich mehr als gleichgültig über Puschkin und mit einem gewissen Zynismus über einige gute Bekannte zu äußern, und machte zum Schluß sogar allerlei Andeutungen über die Lügenhaftigkeit und Lücke derjenigen, die sich in der Welt Freunde nannten, während es doch wahre Freundschaft in der Welt niemals gegeben habe. Mit einem Worte: Jaroslaw Iljitsch war sehr klug geworden.

Ordynow widersprach ihm in keinem Punkte; aber es wurde ihm unsäglich traurig zumute: er hatte ein Gefühl, als ob er seinen besten Freund begraben hätte!

„Ach! Denken Sie nur, das hätte ich beinahe ganz vergessen Ihnen zu erzählen“, sagte Jaroslaw Iljitsch auf einmal, wie wenn ihm etwas sehr Interessantes einfiele;

„bei uns gibt es etwas Neues! Ich will es Ihnen im Vertrauen mitteilen. Erinnern Sie sich noch des Hauses, in dem Sie einmal wohnten?“

Ordynow fuhr zusammen und wurde blaß.

„Also stellen Sie sich das einmal vor: in diesem Hause ist neulich ein ganzes Diebesnest entdeckt worden, das heißt, mein Verehrtester, eine ganze Bande, eine ganze Kotte: Schmuggler, Gauner jeder Art, und wer weiß was sonst noch! Einige sind schon eingefangen; nach andern wird noch gefahndet; es sind die strengsten Weisungen ergangen! Und können Sie sich das vorstellen: erinnern Sie sich noch an den Hauswirt? So ein gottesfürchtiger, achtungswerter, dem Außern nach anständiger Mann . . .“

„Nun?“

„Wie soll man da noch an die Menschheit glauben? Der war gerade der Anführer der ganzen Bande, der Räuberhauptmann! Ist das nicht toll?“

Jaroslaw Iljitsch sprach mit lebhaftem Affekte und verurteilte mit dem einen zugleich die ganze Menschheit; anders konnte Jaroslaw Iljitsch eben nicht verfahren; das lag nun einmal so in seinem Charakter.

„Und meine Wirtsleute? Murin?“ fragte Ordynow flüsternd.

„Ach, Murin, Murin! Nein, das ist ein achtungswerter, anständiger alter Mann . . . Aber erlauben Sie, Sie werfen da ein neues Licht auf die Sache . . .“

„Wie? Gehörte er etwa auch zur Bande?“

Ordynows Herz schlug vor Ungeduld so heftig, als wollte es ihm die Brust zersprengen . . .

„Übrigens, wie können Sie denn so etwas sagen . . .“ fügte Jaroslaw Iljitsch hinzu, indem er Ordynow mit

seinen zinnernen Augen starr anblickte — ein Zeichen, daß er ernstlich nachdachte. „Murin kann nicht zu ihnen gehört haben. Der ist gerade vor drei Wochen mit seiner Frau nach seiner Heimat gezogen . . . Ich habe es von dem Hausknecht gehört . . . jenem jungen Tataren, erinnern Sie sich noch?“

Ein Roman in neun Briefen



(Peter Iwanowitsch an Iwan Petrowitsch.)

Sehr geehrter Herr und teurer Freund Iwan Petrowitsch!

Schon seit drei Tagen bin ich, man kann sagen, auf der Jagd nach Ihnen, mein teurer Freund, da ich mit Ihnen über eine sehr notwendige Angelegenheit zu sprechen habe; aber ich kann Sie nirgends finden. Meine Frau gebrauchte gestern, als wir bei Semjon Alexejewitsch waren, von Ihnen einen sehr zutreffenden scherzhaften Ausdruck, indem sie sagte, Sie und Tatjana Petrowna seien ein Pärchen ohne Sitzfleisch. Sie sind noch nicht drei Monate verheiratet, und schon vernachlässigen Sie Ihre heimischen Penaten. Wir haben alle viel gelacht, natürlich in größter, aufrichtigster Zuneigung zu Ihnen; aber ohne Spaß, mein Verehrtester, Sie haben mir viel Mühe gemacht. Semjon Alexejewitsch sagte zu mir, Sie seien vielleicht im Klub der Vereinigten Gesellschaft zum Ball. Ich ließ meine Frau bei Semjon Alexejewitschs Gattin und eilte selbst nach der Vereinigten Gesellschaft. Es war lächerlich und traurig zugleich; stellen Sie sich meine Lage vor: ich auf dem Ball, und allein, ohne meine Frau! Iwan Andrejewitsch, der mich in der Garderobe traf und sah, daß ich allein war, zog daraus sofort den Schluß (der Bösewicht!), ich müsse eine außerordentliche Leidenschaft für Tanzvergünstigungen haben, faßte mich unter den Arm und wollte mich mit Gewalt in eine Tanzstunde schleppen, mit der Begründung, in der Vereinigten Gesellschaft sei es ihm zu eng; da könne ein flotter Tänzer nicht seine Meisterschaft zeigen, und er habe von dem Patschuli- und Resedageruch Kopf-

schmerzen bekommen. Ich fand weder Sie noch Tatjana Petrowna; Swan Andrejewitsch versicherte mir mit der größten Bestimmtheit, Sie seien unfehlbar im Alexandra-Theater bei der Aufführung von „Verstand schafft Leiden“.¹

Ich eilte nach dem Alexandra-Theater: auch da waren Sie nicht. Heute vormittag hoffte ich Sie bei Tschistoganow zu treffen; aber es war wieder nichts. Tschistoganow schickte mich zu Perepalkins; dieselbe Geschichte! Kurz, ich bin ganz kaputt; Sie können selbst beurteilen, wie ich mich abstrapaziert habe! Jetzt schreibe ich an Sie (ich weiß mir nicht anders zu helfen!). Die Angelegenheit, um die es sich handelt, eignet sich ganz und gar nicht zu schriftlicher Erörterung (Sie verstehen mich); es wäre besser, ja dringend notwendig, daß wir beide uns darüber unter vier Augen aussprächen, und zwar so bald wie möglich, und daher lade ich Sie und Tatjana Petrowna heute abend zum Tee und zu einem Plauderstündchen zu uns ein. Meine Anna Michailowna wird sich über Ihren Besuch außerordentlich freuen. Sie werden uns wirklich, wie man sich ausdrückt, zu lebenslänglicher Dankbarkeit verpflichten. Apropos, wertester Freund (da ich nun doch einmal zur Feder gegriffen habe, so ist es ja ein Aufwaschen), ich sehe mich genötigt, Sie, mein hochverehrter Freund, wegen eines anscheinend sehr harmlosen Streiches, den Sie mir boshafterweise gespielt haben, schon jetzt ein bißchen auszuschelten und Ihnen sogar einen kleinen Vorwurf zu machen. Sie Bösewicht, Sie gewissenloser Mensch! Um die Mitte des vorigen Monats führten Sie in mein Haus

¹ Ein berühmtes Lustspiel von Gribojedow. Anmerkung des Übersetzers.

einen Ihrer Bekannten ein, ich meine Jewgeni Nikolajewitsch, und gaben ihm Ihre freundschaftliche Empfehlung mit, auf die ich selbstverständlich den höchsten Wert legte; ich freute mich über diese Gelegenheit, Ihnen gefällig zu sein, und nahm den jungen Mann mit offenen Armen auf; aber dabei habe ich meinen Kopf in eine Schlinge gesteckt. Wie dem nun auch sei, jedenfalls hat sich daraus, was man so nennt, eine eklige Geschichte entwickelt. Ich habe jetzt zu näheren Auseinandersetzungen keine Zeit, und schriftlich macht sich das überhaupt nicht recht; ich möchte nur an Sie, Sie schadenfroher Freund und Gönner, die ganz ergebenste Bitte richten, ob Sie nicht auf irgendeine Weise, recht zart, so beiläufig, ganz vertraulich, im stillen, Ihrem jungen Manne zuflüstern wollen, daß es in der Residenz noch viele andere Häuser außer dem unsrigen gibt. Es geht so nicht länger, liebster Freund! Ich bitte Sie fußfällig, wie unser Freund Simonewitsch zu sagen pflegt. Sobald wir uns sehen, werde ich Ihnen alles erzählen. Ich will nicht etwa sagen, daß es dem jungen Manne an Lebensart oder an schönen geistigen Eigenschaften mangelte, oder daß er sonst irgendwelchen Verstoß begangen hätte. Im Gegenteil, er ist sogar ein sehr angenehmer, lebenswürdiger Gesellschafter; aber warten Sie nur, bis wir uns wiedersehen; flüstern Sie ihm jedoch inzwischen, wenn Sie mit ihm zusammenkommen sollten, das Obige zu; ich bitte Sie inständig, Verehrtester. Ich würde es ja selbst tun; aber Sie kennen meinen Charakter: ich bekomme es nicht fertig; da ist nichts zu machen. Sie aber haben ihn empfohlen, also... Übrigens wollen wir heute abend jedenfalls ausführlicher darüber sprechen. Jetzt aber: auf Wiedersehen! Ich verbleibe usw.

P. S. Mein Kleiner befindet sich schon seit ungefähr einer Woche nicht recht wohl, und es wird von Tag zu Tag schlimmer. Er leidet an den Zähnen, die durchbrechen. Meine Frau hat fortwährend mit seiner Wartung zu tun und ist sehr betrübt, die Arme. Kommen Sie ja! Sie werden uns eine wirkliche Freude machen, mein teuerster Freund!

II

(Iwan Petrowitsch an Peter Iwanowitsch.)

Sehr geehrter Peter Iwanowitsch!

Gestern erhielt ich Ihren Brief und las ihn mit dem größten Erstaunen. Sie haben mich an Gott weiß welchen Orten gesucht, und dabei bin ich einfach zu Hause gewesen; bis zehn Uhr habe ich auf Iwan Iwanowitsch Tolokonow gewartet. Nach Empfang Ihres Briefes nahm ich sogleich um halb sieben eine Droschke, stürzte mich in Unkosten und fuhr mit meiner Frau zu Ihnen. Sie waren nicht zu Hause, und es empfing uns nur Ihre Gattin. Ich wartete auf Sie bis halb elf; länger konnte ich nicht bleiben. Ich nahm meine Frau, gab wieder Geld für eine Droschke aus, brachte sie nach Hause und begab mich selbst zu Perepalkins, in der Hoffnung, Sie vielleicht dort zu finden, hatte aber dabei wieder falsch spekuliert. Als ich nach Hause gekommen war, konnte ich die ganze Nacht nicht schlafen, so beunruhigte ich mich; am Vormittag fuhr ich dann dreimal zu Ihnen, um neun, um zehn und um elf, gab dreimal Geld für Droschken aus und mußte wieder von Ihnen mit langer Nase abziehen.

Beim Lesen Ihres Briefes habe ich mich sehr gewundert. Sie schreiben von Jewgeni Nikolajewitsch, bitten mich, ihm etwas zuzuflüstern, geben aber keinen Grund an. Ich lobe Ihre Vorsicht; aber ich behandle die Schriftstücke, die ich erhalte, verschieden und gebe wichtige nicht meiner Frau zu Papilloten. Ich verstehe überhaupt nicht, aus welchem Anlasse Sie mir das alles geschrieben haben. Wenn die Sache sich so gestaltet hat, warum wollen Sie mich denn mit hineinziehen? Ich stecke meine Nase nicht in alles mögliche hinein. Ihm das Haus verbieten, das konnten Sie ja doch selbst; aber ich sehe, daß ich mich mit Ihnen in kurzer, entschiedener Form aussprechen muß, und zudem drängt die Zeit. Ich befinde mich in Geldklemme und weiß nicht, was ich tun soll, wenn Sie unsere Abmachungen nicht innehalten. Meine Reise rückt heran, und eine solche Reise kostet viel, und dann jammert mir noch meine Frau etwas vor, ich solle ihr ein modernes samtenes Hauskleid machen lassen. Was Jewgeni Nikolajewitsch anlangt, so beeile ich mich, Ihnen folgendes mitzuteilen: ich habe gestern ohne Zeitverlust, als ich bei Pawel Semjonowitsch zu Besuch war, definitive Recherchen angestellt. Er besitzt jetzt schon fünfhundert Seelen im Gouvernement Jaroslaw und hat von seiner Großmutter noch dreihundert Seelen auf einem Gute bei Moskau zu erwarten. Wie hoch sich sein Barvermögen beläuft, weiß ich nicht, meine aber, daß Sie das leichter erfahren können als ich. Ich bitte Sie nun dringend, mir einen Ort zu einer Zusammenkunft zu bestimmen. Sie haben vorgestern Iwan Andrejewitsch getroffen und schreiben mir, er habe Ihnen gesagt, daß ich mit meiner Frau im Alexandra-Theater sei. Ich aber erkläre Ihnen, daß er gelogen hat, und daß man ihm in solchen

Dingen um so weniger glauben kann, als er erst vorgestern seine Großmutter um achthundert Rubel betrogen hat. Hiermit habe ich die Ehre zu sein usw.

P. S. Meine Frau befindet sich in anderen Umständen; außerdem ist sie schreckhaft und hat ab und zu Anfälle von Melancholie. Bei Theatervorstellungen aber wird manchmal geschossen und mit Maschinen künstlicher Donner hervorgebracht. Daher führe ich meine Frau, aus Furcht, daß sie einen Schreck bekommen könne, nicht ins Theater. Ich selbst aber inkliniere nicht sehr zum Theaterbesuch.

III

(Peter Iwanowitsch an Iwan Petrowitsch.)

Mein teuerster Freund Iwan Petrowitsch!

Verzeihen Sie mir, verzeihen Sie mir; tausendmal bitte ich um Verzeihung; aber ich beeile mich, Ihnen meine Rechtfertigung vorzutragen. Gestern zwischen fünf und sechs, gerade als wir in aufrichtiger, herzlicher Zuneigung von Ihnen sprachen, kam ein expresser Bote von meinem Onkel Stepan Alexejewitsch hergejagt mit der Nachricht, daß es mit der Tante schlecht stehe. Um meine Frau nicht zu erschrecken, sagte ich ihr kein Wort davon, sondern schützte einen andersartigen notwendigen Anlaß vor und fuhr zum Onkel und zur Tante hin. Ich fand die letztere mehr tot als lebendig. Genau um fünf Uhr hatte sie einen Schlaganfall gehabt, schon den dritten innerhalb zweier Jahre. Karl Fjodorowitsch, der Hausarzt der Familie, erklärte, sie werde vielleicht die Nacht nicht überleben.

Stellen Sie sich meine Lage vor, mein teuerster Freund! Die ganze Nacht über war ich auf den Beinen und hatte dieses und jenes zu besorgen; und dann der Kummer! Erst am Morgen legte ich mich, völlig entkräftet und körperlich und geistig erschöpft, dort bei ihnen auf ein Sofa, vergaß aber zu sagen, daß man mich rechtzeitig wecken möge, und so wachte ich denn erst um halb zwölf auf. Der Tante ging es besser. Ich fuhr zu meiner Frau; die Ärmste hatte sich ganz zermartert vor Unruhe über mein Ausbleiben. Ich aß schnell einen Bissen, umarmte meinen Kleinen, beruhigte meine Frau und begab mich zu Ihnen. Sie waren nicht zu Hause. Wohl aber fand ich Jewgeni Nikolajewitsch bei Ihnen. Nach Hause zurückgekehrt, griff ich zur Feder und schreibe jetzt an Sie. Knurren Sie nicht, und seien Sie mir nicht böse, mein wahrer Freund! Prügeln Sie mich, schlagen Sie mir armem Sünder den Kopf ab; aber entziehen Sie mir nicht Ihr Wohlwollen! Von Ihrer Gattin erfuhr ich, daß Sie heute abend bei Slawjanows sind. Ich werde bestimmt dort sein und erwarte Sie mit der größten Ungeduld.

Bis dahin verbleibe ich usw.

P. S. Unser Kleiner bringt uns geradezu zur Verzweiflung. Karl Fjodorowitsch hat ihm ein Rhabarbertränkchen verschrieben. Er stöhnt immerzu und hat gestern niemanden erkannt. Heute jedoch hat er angefangen uns zu erkennen und stammelt immer: „Papa, Mama, wehweh!“ Meine Frau hat den ganzen Vormittag geweint.

IV

(Iwan Petrowitsch an Peter Iwanowitsch.)

Sehr geehrter Herr Peter Iwanowitsch!

Ich schreibe an Sie in Ihrer Wohnung, in Ihrem Zimmer, an Ihrem Schreibtische; aber bevor ich zur Feder griff, habe ich über drittehalb Stunden auf Sie gewartet. Gestatten Sie mir jetzt, Peter Iwanowitsch, Ihnen meine Meinung über dieses schändliche Benehmen offen und unverhohlen auszusprechen. Aus Ihrem letzten Briefe schloß ich, daß Sie bei Slawjanows erwartet wurden und mich dorthin bestellten; ich erschien und saß da fünf Stunden lang, aber von Ihnen war nichts zu sehen. Na, meinen Sie etwa, ich sei dazu da, mich von den Leuten auslachen zu lassen? Erlauben Sie mal, sehr geehrter Herr . . . Ich kam heute morgen nach Ihrer Wohnung in der Hoffnung, Sie zu treffen; denn ich mache es nicht wie gewisse hinterlistige Leute, die einen Gott weiß wo suchen, während sie einen zu jeder anständig gewählten Tageszeit zu Hause finden könnten. Aber zu Hause war keine Spur von Ihnen. Ich weiß nicht, was mich jetzt abhalten sollte, Ihnen die ganze Wahrheit in scharfer Form zu sagen. Ich will aber nur soviel bemerken: ich sehe, daß Sie anscheinend Ihr Wort hinsichtlich unserer bekannten Abmachungen zurückziehen. Und wenn ich jetzt die ganze Sache überdenke, so muß ich bekennen, daß ich über die Schlaueit Ihres Verfahrens geradezu erstaunt bin. Ich sehe jetzt klar, daß Sie Ihre unedle Absicht schon seit geraumer Zeit gehegt haben. Als Beweis für diese meine Annahme dient der Umstand,

daß Sie schon in der vorigen Woche sich auf eine beinahe unerlaubte Weise in den Besitz jenes Ihres an mich gerichteten Briefes gesetzt haben, in welchem Sie selbst, wiewohl in ziemlich dunkler, unklarere Art, unsere Abmachungen betreffs der Ihnen sehr wohl bekannten Angelegenheit darlegten. Sie fürchten sich vor schriftlichen Beweisstücken und schaffen sie daher aus der Welt; mich aber halten Sie zum Narren. Aber ich werde mich nicht zum Narren halten lassen; denn für einen solchen hat mich bisher noch niemand angesehen, und alle haben mein Verfahren in dieser Angelegenheit gebilligt. Ich werde die Augen offen halten. Sie wollen mich von der Hauptsache ablenken, machen mir mit Ihren Redensarten über Jewgeni Nikolajewitsch blauen Dunst vor, und wenn ich in betreff Ihres mir bisher unverständlichen Briefes vom Siebenten dieses Monats mich mit Ihnen auszusprechen wünsche, so bestimmen Sie mir hinterlistigerweise Rendezvous, zu denen Sie selbst nicht erscheinen. Meinen Sie denn, sehr geehrter Herr, daß ich nicht imstande bin, alles das zu durchschauen? Sie versprechen, mich für die Ihnen recht wohl bekannten Dienste betreffs der Empfehlung verschiedener Persönlichkeiten zu belohnen, und richten es dabei auf eine unbegreifliche Weise so ein, daß Sie selbst von mir beträchtliche Geldsummen ohne Quittung erhalten, wie das erst noch in der vorigen Woche geschehen ist. Jetzt aber, wo Sie das Geld haben, halten Sie sich versteckt und bestreiten noch, daß ich Ihnen hinsichtlich Jewgeni Nikolajewitschs einen Dienst erwiesen habe. Sie spekulieren vielleicht auf meine baldige Abreise nach Simbirsk und meinen, ich würde keine Zeit mehr haben, die Sache mit Ihnen zu erledigen. Aber ich erkläre Ihnen

feierlich und mit meinem Ehrenworte, daß ich nötigenfalls willens bin, erpreß noch ganze zwei Monate in Petersburg zu bleiben, und daß ich meine Sache durchzusetzen, mein Ziel zu erreichen und Sie zu finden wissen werde. Auch unsereiner versteht es manchmal, jemandem einen Pöffen zu spielen. Zum Schlusse erkläre ich Ihnen folgendes: wenn Sie sich nicht noch heute mir gegenüber zunächst brieflich, dann aber persönlich unter vier Augen in befriedigender Weise aussprechen und nicht in Ihrem Briefe von neuem alle Hauptpunkte der zwischen uns bestehenden Abmachungen rekapitulieren und Ihre Gedanken über Jewgeni Nikolajewitsch nicht endgültig klarlegen, so werde ich mich genötigt sehen, Maßregeln zu ergreifen, die Ihnen sehr unangenehm sein werden, und die sogar mir selbst widerstreben.

Genehmigen Sie usw.

V

(Peter Iwanowitsch an Iwan Petrowitsch.)

Den 11. November.

Mein liebster, verehrtester Freund Iwan Petrowitsch!

Ihr Brief hat mich in tiefster Seele betrübt. Schâmen Sie sich denn nicht, mein teurer, aber ungerechter Freund, so mit einem Menschen zu verfahren, der es mit Ihnen so gut meint wie sonst niemand? Schâmen Sie sich denn nicht, sich so zu übereilen und mich mit einem so beleidigenden Verdachte zu krânnen, statt die Aufklärung der ganzen Sache abzuwarten? Aber ich beeile mich, auf Ihre Be-

schuldigungen zu antworten. Sie haben mich gestern deswegen nicht zu Hause getroffen, Iwan Petrowitsch, weil ich plötzlich und ganz unerwartet an ein Totenbette gerufen worden war. Meine Tante Jewfimija Nikolajewna ist gestern abend um elf Uhr in die Ewigkeit hinübergegangen. Durch einhelligen Beschluß der Verwandten wurde mir der Auftrag erteilt, alles, was mit dem Begräbnis und den Trauerzeremonien zusammenhängt, zu ordnen. Damit hatte ich so viel zu tun, daß ich heute morgen nicht Zeit fand, Sie aufzusuchen oder Sie auch nur brieflich durch eine Zeile zu benachrichtigen. Das zwischen uns eingetretene Mißverständnis schmerzt mich in der Seele. Was ich scherzend und nur so beiläufig über Jewgeni Nikolajewitsch geschrieben hatte, haben Sie vollständig falsch aufgefaßt und der ganzen Sache einen für mich tief kränkenden Sinn beigelegt. Sie erwähnen das Geld und sprechen darüber Ihre Beunruhigung aus. Aber ich bin ohne alle Winkelzüge bereit, Ihre sämtlichen Wünsche und Forderungen zu befriedigen, obgleich ich nicht umhin kann, Sie hier beiläufig daran zu erinnern, daß ich das Geld, die dreihundertfünfzig Rubel, in der vorigen Woche von Ihnen unter bestimmten Abmachungen, aber nicht leihweise erhalten habe. Wäre das letztere der Fall gewesen, so würde unbedingt eine Quittung vorhanden sein. Zu einer Erörterung der übrigen Punkte, die Sie in Ihrem Briefe berührt haben, kann ich mich nicht herabwürdigen. Ich sehe, daß dies ein Mißverständnis ist, und erkenne darin Ihre gewöhnliche Hast, Heißblütigkeit und Offenherzigkeit. Ich weiß, daß Ihr edler, aufrichtiger Charakter das Verbleiben eines Zweifels in Ihrem Herzen nicht zulassen wird, und daß Sie schließlich selbst als erster mir die Hand zur Ver-

söhnung hinstrecken werden. Sie haben sich geirrt, Iwan Petrowitsch; Sie haben sich arg geirrt!

Trotzdem Ihr Brief mein Herz schwer verwundet hat, würde ich gleich heute bereit sein, meinerseits zuerst mit einem Schuldbekennntnis zu Ihnen zu kommen; aber ich habe seit gestern so enorm viel zu tun, daß ich jetzt ganz wie zerschlagen bin und mich kaum auf den Beinen halten kann. Um das Unglück voll zu machen, hat sich meine Frau ins Bett legen müssen; ich befürchte eine ernsthafte Krankheit. Was unsern Kleinen anlangt, so geht es ihm, Gott sei Dank, besser. Aber ich lege die Feder hin; die Geschäfte rufen mich, und es ist ihrer eine große Menge. Ich verbleibe, mein teuerster Freund, usw.

VI

(Iwan Petrowitsch an Peter Iwanowitsch.)

Den 14. November.

Sehr geehrter Herr Peter Iwanowitsch!

Ich habe drei Tage gewartet und mich bemüht, sie nützlich zu verwenden; inzwischen aber habe ich, da nach meinem Gefühle Höflichkeit und Anstand die ersten Zierden eines jeden Menschen sind, seit meinem letzten Briefe vom Zehnten dieses Monats mich weder mit einem Worte noch mit einer Tat Ihnen in das Gedächtnis zurückgerufen, theils um Ihnen die Möglichkeit zu geben, Ihre Christenpflicht Ihrer Tante gegenüber ungestört zu erfüllen, theils aber auch, weil ich für gewisse Überlegungen und Nach-

forschungen in der bewußten Angelegenheit Zeit nötig hatte. Jetzt aber beeile ich mich, mich mit Ihnen in endgültiger, entschiedener Weise auseinanderzusetzen.

Ich gestehe Ihnen offen, daß ich beim Lesen Ihrer beiden ersten Briefe allen Ernstes dachte, Sie verstanden nicht, was ich eigentlich wollte; dies war der Grund, weshalb ich eine persönliche Zusammenkunft mit Ihnen und eine Aussprache unter vier Augen dringend wünschte, der Feder mißtraute und mich der Undeutlichkeit im schriftlichen Ausdrucke meiner Gedanken zieh. Es ist Ihnen bekannt, daß es mir an höherer Bildung und feinen Manieren mangelt; hohles Scheinwesen aber hasse ich, weil ich durch bittere Erfahrungen schließlich zu der Erkenntnis gelangt bin, wie trügerisch mitunter das Äußere ist, und daß sich unter den Blumen manchmal eine Schlange verbirgt. Indessen hatten Sie mich recht wohl verstanden; aber Sie antworteten mir absichtlich nicht, wie es sich gehörte, weil Sie in der Treulosigkeit Ihres Herzens von vornherein vorhatten, Ihrem Ehrenworte und den zwischen uns bestehenden freundschaftlichen Beziehungen zuwiderzuhandeln. Vollständig bewiesen haben Sie das durch Ihr schändliches, meinen Interessen nachteiliges Benehmen gegen mich in der letzten Zeit, ein Benehmen, das ich nicht erwartet hatte, und an das ich bis zur letzten Minute nicht hatte glauben wollen; denn ich hatte mich gleich am Anfang unserer Bekanntschaft durch Ihre klugen Manieren, durch Ihre feinen Umgangsformen, durch Ihre Sachkenntnis und durch die Vorteile, die ich mir von dem Zusammenarbeiten mit Ihnen versprach, blenden lassen und glaubte einen wahren, wohlgesinnten Freund gefunden zu haben. Jetzt aber habe ich klar erkannt, daß es viele Menschen gibt,

die unter einem gleisnerischen, glänzenden Außern in ihrem Herzen ein böses Gift verbergen und ihren Verstand dazu benutzen, Ränke gegen ihren Nächsten zu schmieden und ihn in unverzeihlicher Weise zu betrügen, und die daher den ordnungsmäßigen Gebrauch von Feder und Papier scheuen, vielmehr ihre stilistische Gewandtheit nicht zum Nutzen des Nächsten und des Vaterlandes verwenden, sondern um den Verstand derjenigen, die sich mit ihnen auf allerlei Geschäfte und Abmachungen eingelassen haben, einzuschläfern und zu betören. Wie treulos Sie an mir gehandelt haben, sehr geehrter Herr, das kann man deutlich aus dem Folgenden ersehen.

Erstens: als ich Ihnen, sehr geehrter Herr, brieflich in klaren, deutlichen Ausdrücken meine Lage auseinandersetzte und Sie zugleich in meinem ersten Briefe fragte, was Sie mit gewissen Wendungen und Andeutungen namentlich mit Bezug auf Jewgeni Nikolajewitsch eigentlich meinten, da haben Sie sich größtenteils in Stillschweigen gehüllt und, nachdem Sie durch Erregung von Verdacht und Zweifeln meine Seele in Unruhe versetzt hatten, sich ganz sachte von der Angelegenheit wieder zurückgezogen. Nachdem Sie ferner gegen mich Dinge verübt hatten, die man mit gar keinem anständigen Worte bezeichnen kann, schrieben Sie mir, daß Sie über meine Äußerungen betrübt seien. Wie soll man ein solches Benehmen nennen, sehr geehrter Herr? Ferner, als jede Minute für mich kostbar war und Sie mich zwangen, in der ganzen Residenz kreuz und quer auf Sie Jagd zu machen, da haben Sie mir unter der Maske der Freundschaft Briefe geschrieben, in denen Sie absichtlich von der geschäftlichen Angelegenheit schwiegen und von ganz nebensächlichen Dingen sprachen:

von den Krankheiten Ihrer allerdings von mir sehr verehrten Gattin und davon, daß Ihr Kleiner Rhabarber einkommen hat und bei ihm die Zähne zum Durchbruch kommen. Alles das haben Sie in jedem Ihrer Briefe mit einer schändlichen, für mich beleidigenden Regelmäßigkeit erwähnt. Ich gebe ja gern zu, daß die Leiden des eigenen Kindes das Vaterherz martern; aber welchen Zweck hatte es, all dies zu erwähnen, wo es sich um etwas ganz anderes, um etwas Wichtigeres und Wesentlicheres handelte? Ich schwieg dazu und ertrug es; jetzt aber, wo seitdem schon so viel Zeit verstrichen ist, habe ich es für meine Pflicht gehalten, mich darüber auszusprechen. Endlich haben Sie mich mehrmals treuloserweise durch die trügerische Ansetzung einer Zusammenkunft betrogen und mich anscheinend die Rolle Ihres Narren und Hanswurstes spielen lassen, welcher zu sein ich nie beabsichtigt habe. Nachdem Sie mich ferner vorher zu sich eingeladen und mich gehörig genarrt hatten, teilten Sie mir mit, Sie seien zu Ihrer kranken Tante gerufen worden, die Punkt fünf Uhr einen Schlaganfall bekommen habe, indem Sie sich auch hierbei in Ihren Angaben einer schmachvollen Genauigkeit bedienten. Glücklicherweise, sehr geehrter Herr, habe ich in diesen drei Tagen Nachforschungen anstellen können und auf diese Weise erfahren, daß Ihre Tante schon am Siebenten, kurz vor Mitternacht, der Schlag gerührt hat. Daraus ersehe ich, daß Sie die Heiligkeit der verwandtschaftlichen Beziehungen zur Täuschung eines völlig Fernstehenden mißbraucht haben. Endlich erwähnen Sie in Ihrem letzten Briefe auch den Tod Ihrer Tante mit der Angabe, er sei gerade zu der Zeit eingetreten, wo ich auf Ihre Einladung hin zu Ihnen gekommen war, um über gewisse Geschäfts-

angelegenheiten mit Ihnen Rücksprache zu nehmen. Aber hier übersteigt die Schändlichkeit Ihrer rechnerischen Erfindungen geradezu allen Glauben; denn bei den Nachforschungen, die ich durch einen glücklichen Zufall noch zur rechten Zeit anstellen konnte, habe ich zuverlässig erfahren, daß Ihre Tante volle vierundzwanzig Stunden nach dem Zeitpunkte gestorben ist, den Sie so gottlos waren in Ihrem Briefe für ihren Tod anzugeben. Ich würde kein Ende finden, wenn ich alle die Anzeichen aufzählen wollte, an denen ich Ihre Treulosigkeit gegen mich erkannt habe. Für einen unparteiischen Beobachter genügt schon der Umstand, daß Sie mich in jedem Ihrer Briefe Ihren wahren Freund nennen und mich mit den lebenswürdigsten Namen belegen, was Sie meines Erachtens zu keinem andern Zweck thun, als um meine Aufmerksamkeit einzuschläfern.

Ich komme jetzt zu Ihrer ärgsten Betrügerei und Treulosigkeit gegen mich, welche in folgenden Stücken besteht: in dem steten Stillschweigen, das Sie in der letzten Zeit über alles das beobachtet haben, was unser gemeinsames Interesse berührt; in der gottlosen Entwendung des Briefes, in welchem Sie, wenn auch nur dunkel und in einer mir nicht ganz verständlichen Weise, unsere beiderseitigen Abmachungen und Verabredungen angeführt hatten; in der rohen, gewaltsamen Zwangsanleihe von dreihundertundfünfzig Rubeln, die Sie bei mir in meiner Eigenschaft als Ihr Halbpartkompagnon machten, ohne mir eine Quittung auszustellen; und endlich in der schmachlichen Verleumdung unseres gemeinsamen Bekannten Jewgeni Nikolajewitsch. Ich sehe jetzt klar und deutlich, daß Sie mir beweisen wollten, man könne von ihm, mit Erlaubnis zu sagen, wie von einem Bocke weder Milch

noch Wollé erlangen, und er selbst sei nicht dies und nicht das, weder Fisch noch Fleisch; und das machen Sie ihm in Ihrem Briefe vom Sechsten dieses Monats zum Vorwurf. Ich für meine Person kenne Jewgeni Nikolajewitsch als einen bescheidenen, wohlgesitteten jungen Mann, Eigenschaften, durch die er einem jeden zu gefallen und sich allgemeine Achtung zu erwerben vermag. Es ist mir auch bekannt, daß Sie ihm ganze zwei Wochen lang allabendlich ein paar Dußend Rubel, manchmal sogar hundert Rubel im Hasardspiel abgenommen haben. Jetzt aber streiten Sie das alles ab und weigern sich nicht nur, sich für meine Leiden erkenntlich zu zeigen, sondern haben sich sogar Geld, das mir gehört, unwiederbringlich angeeignet, nachdem Sie mich vorher in meiner Eigenschaft als Ihr Halbpartkompagnon verleitet und mich durch die Vorspiegelung von allerlei Vorteilen, die mir zufallen würden, betört hatten. Jetzt aber, wo Sie sich mein und Jewgeni Nikolajewitschs Geld in ungesetzlicher Weise angeeignet haben, weigern Sie sich, sich erkenntlich zu zeigen, und bedienen sich zu diesem Zwecke einer häßlichen Verleumdung, durch die Sie leichtfertig in meinen Augen einen jungen Mann anschwärzen, den ich erst mit großer Mühe und Anstrengung in Ihr Haus eingeführt habe. Sie selbst dagegen behandeln ihn, nach der Aussage von Freunden, bis auf den heutigen Tag mit der ausgesuchtesten Liebenswürdigkeit und stellen ihn vor der ganzen Welt als Ihren besten Freund hin, obwohl niemand in der Welt so dumm ist, daß er nicht gleich merken sollte, wohin alle Ihre Absichten zielen und was Ihr liebenswürdiges, freundschaftliches Benehmen für einen Wert hat. Ich aber sage, daß es weiter nichts ist als Betrug, Treulosigkeit, Verleugnung alles Anstandes und aller Menschen-

rechte, arge Gottlosigkeit und Lasterhaftigkeit aller Art. Und dafür stelle ich mich selbst als Beispiel und Beweis hin. Was habe ich Ihnen zuleide getan, und womit habe ich es verdient, daß Sie mich in so gottloser Weise behandeln?

Ich schließe meinen Brief. Ich habe Ihnen meine Meinung gesagt. Setzt mein Ultimatum: wenn Sie, sehr geehrter Herr, nicht in aller kürzester Zeit nach Empfang dieses Briefes mir erstens die Summe, die ich Ihnen gegeben habe, im Betrage von dreihundertundfünfzig Rubeln, vollzählig zurückerstatten und mir zweitens alle die Summen auszahlen, die mir nach Ihren Versprechungen zukommen, so werde ich zu allen möglichen Mitteln greifen, um Sie zur Herausgabe des Geldes, selbst mit offener Gewalt, zu zwingen; in zweiter Linie werde ich auch den Schutz der Geseze anrufen. Und endlich erkläre ich Ihnen, daß ich im Besitze gewisser Schriftstücke bin, die in den Händen Ihres ergebensten Dieners und Verehrers die Wirkung haben könnten, Sie an den Pranger zu stellen und Ihren Namen in den Augen der ganzen Welt zu entehren.

Genehmigen Sie usw.

VII

(Peter Iwanowitsch an Iwan Petrowitsch.)

Den 15. November.

Iwan Petrowitsch!

Als ich Ihr ungebildetes und zugleich seltsames Schreiben erhielt, wollte ich es im ersten Augenblicke in Stücke reißen, habe es dann aber doch der Kuriosität halber aufgehoben. Übrigens bedauere ich von Herzen

unsere Mißverständnisse und Mißhelligkeiten. Eigentlich wollte ich Ihnen nicht darauf antworten; aber die Nothwendigkeit zwingt mich dazu. Ich muß Ihnen nämlich durch diese Zeilen mittheilen, daß es mir sehr unerwünscht sein würde, Sie jemals wieder in meinem Hause zu sehen; das gleiche gilt von meiner Frau: sie ist von schwacher Gesundheit, und der Leegeruch Ihrer Stiefel könnte ihr schädlich sein. Meine Frau schickt Ihrer Gattin mit vielem Dank ein Buch zurück, das noch bei uns geblieben ist, den Don Quijote de la Mancha. Was Ihre Gummischuhe anlangt, die Sie angeblich bei Ihrem letzten Besuche bei uns vergessen haben, so muß ich Ihnen zu meinem Bedauern mittheilen, daß sie bis jetzt nirgends zu finden gewesen sind. Es wird noch weiter danach gesucht werden; sollten sie sich aber überhaupt nicht finden, so werde ich Ihnen ein Paar neue kaufen.

Im übrigen habe ich die Ehre zu verbleiben usw.

VIII

Am 16. November erhält Peter Iwanowitsch durch die Stadtpost zwei an ihn adressierte Briefe. Er öffnet das erste Kuvert und zieht ein eigenartig zusammengefaltetes Briefchen auf blaßrosa Papier heraus. Die Handschrift ist die seiner Frau. Adressiert ist es an Jewgeni Nikolajewitsch, datiert vom 2. November. Weiter ist in dem Kuvert nichts zu finden. Peter Iwanowitsch liest:

Lieber Eugène! Gestern war es ganz unmöglich. Mein Mann war den ganzen Abend über zu Hause. Morgen aber komm unbedingt Punkt elf! Um halb elf fährt mein Mann nach Zarskoje-Selo und kommt erst um Mitternacht zurück. Ich habe mich die ganze Nacht über geärgert. Ich

danke Dir für die Übersendung der Nachrichten und der Korrespondenz. Was für ein großer Haufe Papier! Hat sie das wirklich alles geschrieben? Der Stil ist übrigens gut. Ich danke Dir; ich sehe, daß Du mich liebst. Sei nicht böse wegen gestern und komm ja morgen! U.

Peter Swanowitsch erbricht den zweiten Brief.

Peter Swanowitsch!

Ich hätte Ihr Haus sowieso nie wieder betreten; also haben Sie unnötig Papier vollgeschmiert.

In der nächsten Woche reise ich nach Simbirsk; in der Person Jewgeni Nikolajewitschs bleibt ein teurer, liebenswürdiger Freund bei Ihnen; ich wünsche Ihnen alles Gute; über die Gummischuhe brauchen Sie sich nicht zu beunruhigen.

IX

Am 17. November erhält Swan Petrowitsch durch die Stadtpost zwei an ihn adressierte Briefe. Er öffnet das erste Kuvert und zieht ein eilig und flüchtig geschriebenes Briefchen heraus. Die Handschrift ist die seiner Frau. Adressiert ist es an Jewgeni Nikolajewitsch, datiert vom 4. August. Weiter ist in dem Kuvert nichts zu finden. Swan Petrowitsch liest:

Leben Sie wohl, leben Sie wohl, Jewgeni Nikolajewitsch! Gott möge Sie auch hierfür belohnen! Seien Sie glücklich; mein Los aber ist ein schreckliches, ein ganz schreckliches! Es war Ihr Wille. Wenn die Tante nicht gewesen wäre, hätte ich mich Ihnen nicht so anvertraut. Lachen Sie aber weder über mich noch über die Tante! Morgen wer-

den wir getraut. Die Tante freut sich, daß sich ein guter Mensch gefunden hat, der mich ohne Mitgift nimmt. Ich habe ihn heute zum erstenmal aufmerksam angesehen. Er scheint wirklich ein guter Mensch zu sein. Man treibt mich zur Eile. Leben Sie wohl, leben Sie wohl!... Mein Teuerster, denken Sie manchmal an mich; ich meinerseits werde Sie nie vergessen. Leben Sie wohl! Ich unterschreibe auch diesen letzten Brief wie meinen ersten... wissen Sie wohl noch?

Tatjana.

In dem zweiten Brief steht folgendes:

Iwan Petrowitsch! Morgen erhalten Sie ein Paar neue Gummischuhe; ich bin nicht gewöhnt, mir fremdes Gut anzueignen; ebensowenig ist es mein Geschmack, auf der Straße allerlei Papierfetzen aufzusammeln.

Jewgeni Nikolajewitsch reist in den nächsten Tagen in Angelegenheiten seines Großvaters nach Simbirsk und hat mich gebeten, ihm einen Reisegefährten zu verschaffen; hätten Sie Lust?

Der ehrliche Dieb

Aus den Aufzeichnungen eines Unbekannten

Eines Morgens, als ich mich schon vollständig fertig gemacht hatte, um in den Dienst zu gehen, trat meine Köchin, Wäscherin und Haushälterin Ugrafena zu mir ins Zimmer und begann zu meiner Verwunderung ein Gespräch mit mir.

Bisher war diese schlichte Frau so schweigsam gewesen, daß sie außer den paar Fragen täglich, was sie mir zum Mittag kochen solle, in sechs Jahren kaum ein Wort gesprochen hatte. Wenigstens hatte ich nicht mehr aus ihrem Munde gehört.

„Ich wollte Ihnen sagen, Herr,“ begann sie unvermittelt: „Sie sollten doch die Kammer vermieten.“

„Was für eine Kammer?“

„Na, die neben der Küche. Sie wissen schon, welche.“

„Wozu?“

„Wozu? Na, wozu eben die Leute Untermieter nehmen. Sie wissen schon, wozu.“

„Aber wer wird sie mieten?“

„Wer sie mieten wird? Ein Untermieter wird sie mieten. Sie wissen schon, was für einer.“

„Aber, meine Beste, da kann man ja nicht einmal ein Bett hinstellen; es ist zu eng. Wer soll da wohnen?“

„Warum soll auch einer da wohnen? Er braucht ja nur einen Platz zum Schlafen zu haben; wohnen kann er am Fenster.“

„An welchem Fenster?“

„Sie wissen schon, an welchem; wie sollten Sie das nicht wissen! An dem Fenster im Vorzimmer. Da kann er auf dem Fensterbrett sitzen und nähen oder sonst etwas tun. Auch auf einem Stuhl kann er sitzen. Er hat einen Stuhl; auch einen Tisch hat er; es ist alles da.“

„Was ist es denn für ein Mensch?“

„Ein braver Mensch, der schon viel in der Welt erlebt hat. Ich werde für seine Beköstigung sorgen. Für die Wohnung und das Essen werde ich nur drei Rubel monatlich nehmen.“

Nach langen Bemühungen brachte ich es endlich heraus, daß ein schon älterer Mann Agrafena dazu überredet oder wenigstens dazu geneigt gemacht hatte, ihn als Untermieter und Pensionär in die Kammer bei der Küche aufzunehmen. Was Agrafena sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, das mußte auch geschehen; ich wußte, daß sie mir sonst keine Ruhe ließ. Wenn es vorkam, daß etwas nicht nach ihrem Wunsche war, dann wurde sie sofort nachdenklich und versank in eine tiefe Melancholie, und ein dergleicher Zustand dauerte dann zwei oder drei Wochen. Während dieser Zeit verdarb sie das Essen, wusch die Wäsche nicht ordentlich, scheuerte den Fußboden nicht; kurz, es geschahen viele unangenehme Dinge. Ich hatte schon längst bemerkt, daß diese schweigsame Frauensperson für gewöhnlich nicht imstande war, einen Entschluß zu fassen und bei einem eigenen Gedanken zu verharren; aber wenn sich einmal in ihrem schwachen Gehirne zufällig etwas herausgebildet hatte, was einem Gedanken, einem Vorhaben ähnlich war, dann durfte man ihr nicht an der Ausführung hinderlich sein; das hätte soviel bedeutet, als sie für eine gewisse Zeit seelisch zu vernichten. Und daher erklärte ich, der ich meine eigene Ruhe über alles liebe, mich sogleich einverstanden.

„Hat er wenigstens irgendwelchen Ausweis, einen Paß oder dergleichen?“

„Und ob! Natürlich hat er. Er ist ein braver, erfahrener Mensch; drei Rubel hat er versprochen zu geben.“

Gleich am folgenden Tage erschien in meiner bescheidenen Junggesellenwohnung der neue Untermieter; aber ich war darüber nicht verdrießlich, sondern freute mich sogar im stillen. Ich führe überhaupt ein zurückgezogenes Leben, ganz wie ein Einsiedler. Bekannte habe ich fast gar keine; ausgehen tue ich nur selten. Nach zehn Jahren eines derartigen Lebens bin ich natürlich an die Einsamkeit gewöhnt. Aber weitere zehn, fünfzehn oder vielleicht noch mehr Jahre dieser selben Einsamkeit, mit dieser selben Agrafena, in dieser selben Junggesellenwohnung, das ist allerdings eine wenig reizvolle Perspektive! Und daher war unter diesen Umständen ein neu hinzutretender friedlicher Mensch eine Wohltat des Himmels!

Agrafena hatte nicht gelogen: mein Untermieter war wirklich ein erfahrener Mensch. Aus seinem Passe ging hervor, daß er ein verabschiedeter Soldat war, was mir, noch ehe ich den Paß gesehen hatte, bei dem ersten Blicke aus seinem Gesichte klar geworden war. Das war leicht zu erkennen. Astasi Swanowitsch, mein Untermieter, gehörte zu den Besseren seines Standes. Wir lebten uns gut miteinander ein. Aber das Beste war, daß Astasi Swanowitsch es manchmal verstand, Geschichten zu erzählen, Ereignisse aus seinem eigenen Leben. Bei der stetigen Langenweile meines Daseins war ein solcher Erzähler geradezu ein Schatz. Einmal erzählte er mir eine derartige Geschichte. Sie machte auf mich einigen Eindruck. Der Anlaß, bei dem er sie mir vortrug, war folgender.

Ich war einmal allein in der Wohnung: sowohl Astasi als auch Agrafena waren in Geschäften ausgegangen. Plötzlich hörte ich vom zweiten Zimmer aus, daß jemand in die Wohnung hereinkam, und zwar, wie es mir schien,

ein Fremder; ich ging hinaus: richtig, im Vorzimmer stand ein fremder Mensch, ein Bursche von kleiner Statur, im bloßen Rocke trotz der kalten herbstlichen Witterung.

„Was willst du?“

„Ich wollte zu dem Beamten Alexandrow; wohnt der hier?“

„So einer wohnt hier nicht; adieu!“

„Aber der Hausknecht hat mir doch gesagt, daß er hier wohnt“, erwiderte der Besucher, indem er sich vorsichtig zur Thür zurückzog.

„Mach, daß du fortkommst; mach, daß du fortkommst; marsch!“

Am andern Tage nach dem Mittagessen, als Astasi Swanowitsch mir einen Rock anprobierte, den er für mich umarbeitete, trat wieder jemand in das Vorzimmer. Ich öffnete die Thür ein wenig.

Der Herr von gestern nahm vor meinen sehenden Augen mit größter Seelenruhe meinen schnurbesetzten Pelzrock vom Kleiderständler herab, nahm ihn unter den Arm und verließ eilig die Wohnung. Agrafena sah ihm die ganze Zeit über erstaunt mit offenem Munde zu und tat weiter nichts zur Verteidigung des Pelzrockes. Astasi Swanowitsch rannte dem Gauner nach und kam nach zehn Minuten ganz atemlos mit leeren Händen wieder zurück. Der Mensch war spurlos verschwunden!

„Na, da haben wir Pech gehabt, Astasi Swanowitsch. Nur gut, daß er uns noch den Mantel gelassen hat! Sonst hätte er uns vollständig aufs trockne gesetzt, der Halunke!“

Aber auf Astasi Swanowitsch hatte dieser Vorgang einen so gewaltigen Eindruck gemacht, daß ich bei seinem Anblick sogar den Diebstahl vergaß. Er konnte gar nicht wieder

recht zu sich kommen. Alle Augenblicke warf er die Arbeit hin, mit der er beschäftigt war; alle Augenblicke begann er von neuem die Geschichte zu erzählen: wie das alles geschehen sei, wie er dagestanden habe, wie vor seinen Augen, zwei Schritte von ihm entfernt, der Mensch den Pelzrock herabgenommen habe, und wie es gekommen sei, daß er ihn nicht habe ergreifen können. Dann setzte er sich wieder an die Arbeit; dann warf er wieder alles hin, und ich sah, wie er schließlich zu dem Hausknecht hinging, um es diesem zu erzählen und ihm Vorwürfe zu machen, daß er in dem seiner Aufsicht anvertrauten Hause so etwas geschehen lasse. Dann kam er zurück und begann Ugrafena auszuskelten. Dann setzte er sich wieder an die Arbeit und murmelte noch lange vor sich hin: wie das alles zugegangen sei, und wie er da gestanden habe und ich dort, und wie der Mensch vor unsern Augen, zwei Schritte von uns entfernt, den Pelzrock herabgenommen habe usw. Kurz, Astasi Swanowitsch verstand sich zwar gut auf seine Arbeit, aber es lag in seinem Wesen eine große Umständlichkeit.

„Er hat mich und dich schön übertölpelt, Astasi Swanowitsch!“ sagte ich am Abend zu ihm, als ich ihm eine Tasse Tee gab. Aus Langerweile wollte ich die Geschichte von dem gestohlenen Pelzrock noch einmal aus ihm herauslocken, die infolge der häufigen Wiederholung und der aufrichtigen Empfindung des Erzählers sehr komisch zu werden anfing.

„Ja, er hat uns übertölpelt, Herr! Selbst für einen, der nicht davon betroffen ist, ist die Sache empörend, und mich packt die Wut, obgleich das gestohlene Kleidungsstück nicht mir gehörte. Meiner Ansicht nach gibt es auf der Welt keine ekelhaftere Kreatur als einen Dieb. So einer stiehlt einem

etwas weg, was man sich mit Mühe erworben, wofür man seinen Schweiß vergossen und seine Zeit aufgewandt hat. Pfui, so eine Gemeinheit! Ich mag gar nicht davon reden; der Ingrimme packt mich. Ich wundere mich, Herr, daß es Ihnen um Ihr Eigentum so wenig leid ist."

"Ja, das ist richtig, Astasi Swanowitsch; man würde lieber wollen, daß ein Gegenstand verbrennt; aber ihn einem Diebe zu lassen, das empört einen, das mag man nicht."

"Nein, wahrhaftig nicht! Freilich ist zwischen Dieb und Dieb ein Unterschied . . . Es ist mir einmal begegnet, Herr, daß ich auf einen ehrlichen Dieb stieß."

"Wie meinst du das: auf einen ehrlichen Dieb? Welcher Dieb ist denn ehrlich, Astasi Swanowitsch?"

"Das ist schon wahr, Herr! Welcher Dieb ist ehrlich? Einen ehrlichen Dieb gibt es eigentlich nicht. Ich wollte auch nur sagen, daß ein Mensch ehrlich war und doch stahl. Er konnte einem ordentlich leid tun."

"Wie hing denn das zusammen, Astasi Swanowitsch?"

"Das war vor zwei Jahren, Herr. Es traf sich, daß ich damals fast ein ganzes Jahr lang ohne Stellung war; aber schon vorher, als ich noch eine Stellung hatte, war ich mit einem ganz heruntergekommenen Menschen bekannt geworden. Wir hatten uns in einer Speisewirtschaft kennengelernt. Er war ein Trunkenbold, ein Herumtreiber, ein Faulenzer; er hatte früher irgendwo ein Amt gehabt, war aber wegen seiner Trunksucht schon längst vom Dienste entfernt worden. So ein unwürdiges Subjekt! Sein Anzug war ganz unbeschreiblich! Manchmal fragte man sich, ob er auch wirklich unter dem Mantel ein Hemd auf dem Leibe habe; alles Geld, das er in die Hände bekam, ver-

trank er. Aber ein Krafceeler war er nicht; er hatte einen friedlichen Charakter und war so freundlich und gutmütig; auch bat er einen nie, er schämte sich immer: na, man sah ja selbst, daß der arme Kerl gern etwas getrunken hätte, und gab ihm etwas. Na, so waren wir also miteinander bekannt geworden, das heißt, er hängt sich an mich. Ich hatte nichts dagegen. Und was war er für ein Mensch! So anhänglich wie ein Hündchen: wenn ich irgendwohin ging, ging er hinter mir her; und dabei hatten wir uns zum ersten Male gesehen; so ein schlapper Kerl! Zuerst fragte ich mich, ob ich ihn die nächste Nacht bei mir schlafen lassen sollte — na, ich ließ ihn: ich sah, sein Paß war in Ordnung, und in seinem Wesen war er ja doch erträglich! Dann, am andern Tage, ließ ich ihn ebenfalls bei mir übernachten; und auch am dritten kam er, saß den ganzen Tag am Fenster und blieb wieder über Nacht. ‚Na,‘ dachte ich, ‚er hat sich an mich gehängt: nun kann ich ihm zu essen und zu trinken geben und ihn auch noch bei mir übernachten lassen, — ich bin selbst ein armer Kerl, und nun sitzt mir noch ein Kostgänger auf dem Halse.‘ Vorher aber war er, gerade: so wie jetzt zu mir, immer zu einem Beamten hingegangen, hatte sich an den gehängt, und sie hatten immer zusammen getrunken; der aber hatte sich durch den Trunk zugrunde gerichtet und war infolge irgendwelches Kammers gestorben. Der anhängliche Mensch aber hieß Semeljan Iljitsch. Ich überlegte und überlegte: ‚Was soll ich mit ihm anfangen?‘ Ihn fortjagen — das zu tun schämte ich mich, und er tat mir leid: so ein jämmerlicher, heruntergekommener Mensch, daß Gott erbarm! Und dabei war er so schweigsam, bat um nichts und saß still da und sah einem nur wie ein Hund nach den Augen. Da konnte man so

recht sehen, wie der Trunk den Menschen zugrunde richtet! Ich dachte bei mir: ‚Wie wär’s, wenn ich zu ihm sagte: mach, daß du fortkommst, lieber Semeljan; du hast bei mir nichts zu suchen; du bist an den Unrechten gekommen; ich werde selbst bald nichts mehr zu beißen und zu brechen haben; wie soll ich dich da auf meine Kosten unterhalten?‘ Ich saß und malte mir aus, was er wohl tun werde, wenn ich so zu ihm spräche. Na, und da sah ich es ordentlich vor mir, wie er mich lange ansehen würde, nachdem er meine Rede gehört hätte; wie er lange dazitzen würde, ohne ein Wort davon zu verstehen; wie er dann, wenn es ihm klar geworden wäre, vom Fenster aufstehen und sein Bündelchen nehmen würde (ich sehe es noch wie heute: ein kariertes, rotes, löcheriges Bündelchen, in das er Gott weiß was hineingebunden hatte, und das er überallhin mit sich schleppte); wie er seinen elenden Mantel zurechtschieben würde, so daß er warm hielt und anständig aussähe und die Löcher nicht zu sehen wären (denn er war ein feinfühligler Mensch!); wie er dann die Thür aufmachen und mit einem Tränchen im Auge auf die Treppe hinausgehen würde. Na, man darf doch einen Menschen nicht ganz untergehen lassen . . . er tat mir leid! Aber dann dachte ich auch wieder: ‚Wie steht es mit mir selbst? Warte mal, mein lieber Semeljan,‘ überlegte ich bei mir, ‚dein gutes Leben bei mir wird nicht mehr lange dauern: ich werde bald umziehen; dann wirst du mich nicht finden.‘ Na, Herr, ich zog denn auch um; mein damaliger Herr, Alexander Filimono-witsch, sagte noch zu mir: ‚Ich bin mit dir zufrieden gewesen, Astasi; wenn wir alle vom Lande wieder zurückkommen, werde ich dich nicht vergessen und dich wieder nehmen.‘ Ich war nämlich bei ihm Hausmeister gewesen;

er war ein guter Herr, starb aber noch in jenem selben Jahre. Na, als ich ihm bei seiner Abreise das Geleit gegeben hatte, da nahm ich mein Hab und Gut und das bißchen Geld, das ich hatte, und dachte, ich wollte mich ein Weilchen ausruhen; ich zog zu einer alten Frau und mietete ihr ein Kämmerchen ab. Sie hatte nur das eine Kämmerchen frei. Sie war irgendwo Kinderfrau gewesen und lebte nun für sich und bekam eine Pension. „Na,“ dachte ich, „dann lebe wohl, mein lieber Semeljan; nun wirst du mich nicht finden!“ Aber was meinen Sie, Herr? Als ich am Abend nach Hause kam (ich hatte einen Bekannten besucht), da war das erste, was ich sah, Semeljan, der auf meinem Kasten saß und sein kariertes Bündel neben sich liegen hatte; so saß er in seinem schlechten Mantel da und wartete auf mich. Aus Langerweile hatte er sich von der Alten noch ein geistliches Buch geben lassen; das hielt er verkehrt in der Hand. Also hatte er mich doch gefunden! Die Arme sanken mir am Leibe herab. „Na,“ dachte ich, „da ist nun nichts zu machen; warum habe ich ihn nicht gleich anfangs weggejagt?“ Ich fragte ihn also einfach: „Hast du auch deinen Paß mitgebracht, Semeljan?“

„Dann setzte ich mich hin, Herr, und begann darüber nachzudenken, ob so ein heimatloser Mensch mir wohl sehr zur Last fallen werde. Und das Resultat meines Nachdenkens war, es werde damit nicht allzu schlimm sein. ‚Zu essen muß er etwas bekommen,‘ dachte ich. ‚Na, morgens ein Stückchen Brot, und damit es schmackhafter ist, muß ich ihm eine Zwiebel dazu kaufen. Und zu Mittag muß ich ihm wieder ein Stück Brot und eine Zwiebel geben, und zum Abendessen wieder eine Zwiebel mit Kwas, und ein Stückchen Brot, wenn er das noch haben möchte. Und

wenn wir dann noch ab und zu eine Kohlsuppe haben, dann können wir uns beide völlig satt essen. Ich für meine Person bin kein starker Esser, und ein Trinker ist bekanntlich auch nur wenig: der ist zufrieden, wenn er nur sein Schnäpschen hat. Aber mit seinem Trinken wird er mir 'Not machen', dachte ich, und da, Herr, kam mir ein anderer Gedanke in den Kopf und nahm mich ganz gefangen, dermaßen, daß, wenn Semeljan jetzt weggegangen wäre, er mir ein großes Stück meiner Lebensfreude geraubt hätte. Ich nahm mir nämlich damals vor, sein Wohltäter und Retter zu werden. 'Ich werde ihn vor dem Verderben bewahren', dachte ich; 'ich werde ihm das Trinken abgewöhnen! Warte du nur', dachte ich. 'Na gut, Semeljan, bleib hier; aber halte dich jetzt bei mir ordentlich und tu', was ich dir befehle!'

„Und da dachte ich bei mir: 'Ich werde jetzt zuerst versuchen, ihn an das Arbeiten zu gewöhnen; aber nicht so plötzlich; mag er zuerst noch ein bißchen herumbummeln; ich werde dich mir unterdessen näher beschauen, Semeljan, und zusehen, wozu du eine Fähigkeit besitzt.' Denn zu jeder Arbeit, Herr, muß der Mensch von vornherein eine gewisse Fähigkeit besitzen. So fing ich denn an, ihn im stillen zu beobachten. Ich sah, daß mein Semeljan ein ganz verzweifelter Kunde war. Zuerst, Herr, versuchte ich es mit gutlichem Zureden: 'So und so,' sagte ich, 'Semeljan Iljitsch, du solltest doch etwas mehr auf dich achten und dich ein bißchen bessern. Du hast genug herumgebummelt! Sieh doch nur, du gehst ja in reinen Lumpen; dein Mantel ist, mit Verlaub zu sagen, als Sieb zu gebrauchen; das ist schon nicht mehr schön! Man muß doch auch wissen, was der Anstand erfordert.' Mein Semeljan saß da, ließ den

Kopf herunterhängen und hörte mich an. Was sagen Sie dazu, Herr: es war durch das Trinken mit ihm schon dahin gekommen, daß er nicht mehr imstande war, ein vernünftiges Wort zu sagen. Man redete zu ihm von Gurken, und er antwortete einem von Bohnen! Er hörte mir zu, hörte mir lange zu und seufzte dann. ‚Was seufzst du denn, Semeljan Iljitsch?‘ fragte ich.

„Ach, das tue ich bloß so, Astasi Swanowitsch; beunruhigen Sie sich nicht darum! Aber heute haben sich zwei Weiber auf der Straße geprügelt, Astasi Swanowitsch; die eine hatte der andern einen Korb mit Moosbeeren aus Versehen umgestoßen.“

„Na, und?“

„Und die andere stieß ihr dafür absichtlich ihren eigenen Korb mit Moosbeeren um und trat noch mit dem Fuß in die Beeren hinein.“

„Na, und was weiter, Semeljan Iljitsch?“

„Weiter nichts, Astasi Swanowitsch; ich wollte es bloß erzählen.“

„Weiter nichts; ich wollte es bloß erzählen! O weh, dachte ich, mein lieber Semeljan; du hast dir deinen armen Kopf durch das Trinken und Bummeln ruiniert!“

„Und ein Herr hatte eine Banknote in der Gorochowaja-Straße auf das Trottoir fallen lassen, oder nein, in der Sadowaja-Straße. Und ein Bauer sah es und sagte: ‚Das ist mein Profit!‘ Ein anderer hatte es auch gesehen und sagte: ‚Nein, das ist mein Profit; ich habe sie vor dir gesehen . . .‘“

„Na, und, Semeljan Iljitsch?“

„Und da fingen die Bauern sich an zu prügeln, Astasi Swanowitsch. Und ein Schuhmann trat dazu, hob die

Banknote auf und gab sie dem Herrn wieder, und den Bauern drohte er, er würde sie alle beide auf die Wache bringen.'

„Na, und was ist denn nun? Was ist daran so Merkwürdiges, lieber Semeljan?'

„Weiter wollte ich nichts sagen. Die Leute lachten, Astafi Swanowitsch.'

„Ach, mein lieber Semeljan! Was kümmern dich die Leute! Du hast deine Seele für einen Kupfergroschen verkauft. Aber weißt du, was ich dir sagen will, Semeljan Iljitsch?'

„Was denn, Astafi Swanowitsch?'

„Du solltest doch irgendwelche Arbeit vornehmen; wirklich, das solltest du tun. Zum hundertsten Male sage ich dir: nimm eine Arbeit vor; erbarme dich deiner selbst!'

„Was soll ich denn arbeiten, Astafi Swanowitsch? Ich weiß nicht, was für eine Arbeit ich vornehmen soll, und eine Stellung gibt mir niemand, Astafi Swanowitsch.'

„Wegen deiner Trunksucht hast du ja auch dein Amt verloren, Semeljan!'

„Und der Einschenker Blas ist heute aufs Kontor gerufen worden, Astafi Swanowitsch.'

„Warum ist er denn dahin gerufen worden, Semeljan?'

„Ich weiß nicht, warum, Astafi Swanowitsch. Es wird doch wohl notwendig gewesen sein, und da haben sie ihn vorgeladen . . .'

„O weh, o weh,' dachte ich, 'wir gehen alle beide zugrunde, ich und du, mein lieber Semeljan! Gott straft uns für unsere Sünden!' Na, was sollte ich mit einem solchen Menschen anfangen, Herr?'

„Aber ein schlauer Bursche war er, das mußte man ihm lassen! Er hörte mir zu, hörte mir lange zu; aber wenn es

ihm dann langweilig wurde und er sah, daß ich mich ereiferte, dann nahm er sachte seinen Mantel und machte sich aus dem Staube — weg war er! Den ganzen Tag über trieb er sich umher, und am Abend kam er betrunken nach Hause. Von wem er traktiert worden war, oder wo er das Geld herbekommen hatte, das mag Gott wissen; ich war jedenfalls daran unschuldig!

„Mein, Semeljan Iljitsch,“ sagte ich, „du darfst dich nicht zugrunde richten! Hör’ auf mit dem Trinken; hörst du wohl, hör’ auf! Ein andermal, wenn du betrunken nach Hause kommst, kannst du hier auf der Treppe übernachten. Ich werde dich nicht hereinlassen!“

„Als mein Semeljan diese Drohung gehört hatte, blieb er einen Tag und noch einen Tag zu Hause; aber am dritten war er wieder verschwunden. Ich wartete und wartete, er kam nicht! Ich bekam es schon, offen gesagt, mit der Angst zu tun, und er tat mir leid. ‚Was habe ich bei ihm angerichtet?‘ dachte ich. ‚Ich habe ihn verschüchtert. Na, wo mag er jetzt geblieben sein, der arme Kerl? Am Ende wird er noch umkommen, Herr du mein Gott!‘ Es wurde Nacht; aber er kam nicht. Am andern Morgen trete ich auf den Flur hinaus und sehe, daß er die Nacht auf dem Flur zugebracht hat. Er hatte den Kopf auf die Schwelle gelegt und lag so da; vor Kälte war er ganz starr geworden.

„Was machst du nur, Semeljan? Um Gottes willen! Wie kannst du hier liegen!“

„Aber Sie waren doch neulich so böse und ärgerlich und sagten, Sie würden mich nur auf dem Flur schlafen lassen; und da habe ich nicht gewagt hereinzukommen, Astasi Swanowitsch, und habe mich hier draußen hingelegt . . .“

„Zorn und Mitleid ergriffen mich gleichzeitig!“

„Du könntest dir auch eine andere Tätigkeit suchen, Zemeljan“, sagte ich. „Wozu brauchst du die Treppe zu bewachen?“

„Was denn für eine andere Tätigkeit, Astasi Swanowitsch?“

„Na, du verlorene Seele“, sagte ich (ein starker Ingrimme hatte mich gepackt), „könntest du nicht zum Beispiel das Schneiderhandwerk erlernen? Wie sieht dein Mantel aus! Nicht genug, daß er ganz zerrissen ist, du fegst auch noch die Treppe damit! Du solltest doch eine Nadel nehmen und die Risse zunähen, wie es der Anstand erfordert. O weh, du Trunkenbold du!“

„Was glauben Sie, Herr? Er nahm wirklich eine Nadel zur Hand; ich hatte es ja zu ihm eigentlich nur so zum Spott gesagt; aber er hatte Angst bekommen und griff nach der Nadel. Er zog sich den Mantel aus und versuchte einen Faden einzufädeln. Ich beobachtete ihn; na, man kennt das ja: die Augen waren ihm gerötet und eitrig, die Hände zitterten ihm; es ging nicht! Er stieß und stieß mit dem Faden gegen das Ohr; aber der Faden ging nicht hinein. Er kniff die Augen zusammen, benetzte den Faden mit Speichel und drehte ihn mit den Fingern zusammen — aber nein! Er legte Nadel und Faden hin und sah mich an . . .

„Na, Zemeljan, du wolltest dich wohl willfährig zeigen! Du einfältiger Mensch, ich hatte es dir doch nur so zum Spott, als Vorwurf gesagt. Laß das nur, in Gottes Namen! Sitze meinetwegen so da; aber tu' nichts, worüber man sich schämen müßte, nächtige nicht auf der Treppe, mach mir keine Schande!“

„Aber was soll ich tun, Astasi Swanowitsch; ich weiß ja selbst, daß ich ein Trunkenbold bin und zu nichts tauge!“

Ich mache nur Ihnen, meinem Wo . . . Wohltäter, unnötig Ärger . . .‘

„Und da fingen auf einmal seine blauen Lippen an zu beben, und ein Tränchen rollte über seine blasse Wange und zitterte auf seinen unrasierten Bartstoppeln, und dann brach meinem Semeljan plötzlich ein ganzer Tränenstrom aus den Augen . . . O Gott, es war mir, als stieße mir jemand ein Messer ins Herz.

„Ach,‘ dachte ich, ‚du empfindsamer Mensch, das hätte ich ja gar nicht gedacht! Wer hätte das geglaubt oder geahnt? Nein, Semeljan, ich werde mich ganz von dir lossagen; meinetwegen verkomme wie ein alter Lappen!‘

„Na, Herr, was ist da noch lange zu erzählen! Die ganze Sache ist ja so gering, so kläglich, nicht der Erwähnung wert; Sie zum Beispiel, Herr, würden dafür nicht zwei zerbrochene Groschen geben; ich aber würde viel darum geben, wenn ich viel hätte, damit nur das alles nicht passiert wäre! Ich besaß eine Reithose, Herr, hol’ sie dieser und jener, eine gute, prächtige Reithose, blaukarriert; ein Gutsbesitzer, der nach Petersburg gekommen war, hatte sie bei mir bestellt, sie aber dann nicht abgenommen; er sagte, sie sei ihm zu eng; so hatte ich sie denn auf dem Halse behalten. Ich dachte: es ist immerhin ein wertvoller Gegenstand! Auf dem Trödelmarkt hätten sie vielleicht fünf Rubel dafür gegeben; und wenn nicht, so konnte ich daraus für Petersburger Herren zwei Paar Pantalons machen, und es wäre noch ein Stückchen zu einer kleinen Weste für mich übriggeblieben. Wissen Sie, für einen armen Menschen, wie unsereiner, ist alles gut! Aber der gute Semeljan hatte damals eine schwere, traurige Zeit durchzumachen. Ich sah, daß er den einen Tag nicht trank, auch den zweiten

nicht, und daß auch am dritten kein Tropfen Branntwein in seinen Mund kam; er war ganz verstört; er konnte einem leid tun; den Kopf auf die Hand gestützt, saß er in trübsinnigem Brüten da. ‚Na,‘ dachte ich, ‚entweder hast du nur kein Geld, Mensch, oder du bist von selbst wieder auf den rechten Weg gekommen, hast basta gesagt und auf die Stimme der Vernunft gehört.‘ So lagen die Dinge, Herr; es fiel aber in jene Zeit gerade ein hoher Feiertag. Ich war zur Abendmesse gegangen; als ich zurückkam, saß mein Semeljan auf dem Fensterbrett, war betrunken und wiegte sich hin und her. ‚Ach herrje!‘ dachte ich. ‚Also hast du es doch wieder getan, du Patron!‘ Aus irgendwelchem Grunde ging ich an meinen Kasten. Ich sehe hinein: die Reithose ist nicht da . . . Ich suche hier und da: sie ist verschwunden! Na, als ich nun alles umgewühlt hatte, ohne sie zu finden, da zog sich mir ordentlich das Herz zusammen! Ich stürzte zu der alten Frau hin; denn die hatte ich zunächst im Verdacht; auf Semeljan aber verfiel ich gar nicht, obgleich der Umstand, daß er betrunken war, mich hätte stutzig machen können. ‚Nein, mein lieber Herr,‘ sagte die Alte; ‚ich bitte Sie, was sollte ich mit einer Reithose; kann ich die tragen? Mir ist selbst neulich ein Rock weggekommen; es wird wohl ein guter Mensch aus Ihrer Bekanntschaft gewesen sein; na, das heißt, ich weiß es nicht; bestimmt sagen kann ich es nicht,‘ sagte sie. ‚Wer ist hier gewesen?‘ fragte ich. ‚Wer ist hergekommen?‘ ‚Es ist niemand hergekommen, lieber Herr; ich bin die ganze Zeit über hier gewesen. Semeljan Iljitsch ist ausgegangen und nachher wiedergekommen; da sieht er! Fragen Sie den!‘ — ‚Hast du vielleicht, Semeljan,‘ sagte ich, ‚zu irgendwelchem Zwecke meine neue Reithose genommen, du be-

sinnst dich wohl, ich hatte sie für einen Gutsbesitzer gemacht?' ,Nein, Astasi Swanowitsch,' antwortete er, ,ich, hm, das heißt, ich habe sie nicht genommen.'

„Eine dumme Geschichte. Ich fing wieder an zu suchen und suchte und suchte — nichts zu finden! Semeljan aber saß da und wiegte sich hin und her. Da kauerte ich nun so vor ihm auf dem Kasten, Herr, und auf einmal schielte ich so nach ihm hin . . . ,O je!' dachte ich, und das Herz in der Brust fing mir auf einmal an zu brennen, und das Blut stieg mir sogar ins Gesicht. Möglicherweise sah mich auch Semeljan an.

„Nein, Astasi Swanowitsch,' sagte er, ,ich habe Ihre Reit-hose nicht, hm . . . Sie denken vielleicht, hm . . . aber ich habe sie nicht genommen.'

„Aber wo kann sie denn geblieben sein, Semeljan Iljitsch?'

„Nein, Astasi Swanowitsch,' sagte er, ,ich habe sie gar nicht gesehen.'

„Na, dann ist sie also wohl von selbst verschwunden, Semeljan Iljitsch?'

„Vielleicht ist sie wirklich von selbst verschwunden, Astasi Swanowitsch.'

„Nachdem ich ihn so verhört hatte, stand ich auf, trat zu ihm, steckte mir Licht an und setzte mich an meine Näharbeit. Ich änderte gerade für einen Beamten, der unter uns wohnte, eine Weste um. Aber in der Brust fühlte ich eine brennende Hitze und einen dumpfen Schmerz. Es wäre mir leichter zumute gewesen, wenn ich mit meiner ganzen Garderobe den Ofen geheizt hätte. Auch Semeljan merkte, daß mir der Ärger am Herzen fraß. Wenn ein Mensch etwas Schlechtes begangen hat, Herr, dann wittert

er schon von weitem das Unheil, so wie der Vogel das bevorstehende Gewitter.

„Was ich sagen wollte, Astasi Swanowitsch,‘ begann Semeljan, aber die Stimme zitterte ihm nur so, ‚heute hat der Heilgehilfe Antip Prochorowitsch die Witwe des Rutschers, der vor einiger Zeit gestorben ist, geheiratet . . .‘

„Ich sah ihn nur an, so recht zornig sah ich ihn an. Semeljan verstand das. Da sah ich: er stand auf, ging zum Bette hin und fing an dort herumzustoßern. Ich wartete; er machte sich da lange zu schaffen und sagte immer dabei: ‚Nein, nein, wo mag das nichtswürdige Ding nur geblieben sein!‘ Ich wartete, was daraus werden würde; da sah ich, daß Semeljan sich auf die Knie niederließ und unter das Bett kroch. Ich konnte mich nicht länger beherrschen.

„Warum kriechen Sie denn auf den Knien herum, Semeljan Iljitsch?‘ sagte ich.

„Ich wollte zusehen, ob die Reithose vielleicht da wäre, Astasi Swanowitsch; ob sie da irgendwo herumläge.‘

„Wie kommen Sie nur darauf, mein Herr,‘ sagte ich (in meinem Ingrimme redete ich ihn mit ‚Herr‘ an), ‚wie kommen Sie nur darauf, einem armen, einfachen Menschen, wie ich, behilflich zu sein und unnötigerweise auf den Knien herumzurutschen?‘

„Das tut ja nichts, Astasi Swanowitsch . . . Vielleicht findet sie sich doch irgendwo, wenn man nur ordentlich sucht.‘

„Hm! . . .‘ sagte ich. ‚Höre mal, Semeljan Iljitsch!‘

„Was denn, Astasi Swanowitsch?‘ erwiderte er.

„Hast nicht etwa du sie mir einfach gestohlen, als ein Dieb und Gauner, zum Dank für meine Gastfreundschaft?‘

Nämlich, Herr, ich war zu empört darüber, daß er da vor meinen Augen auf den Knien herumrutschte.

„Mein . . . Astasi Swanowitsch . . .“

„Und wie er da war, blieb er unter dem Bette auf dem Bauche liegen. Lange lag er so da; dann kroch er heraus. Ich sah: er war ganz blaß, wie Leinwand. Er stand auf, setzte sich neben mich ans Fenster und saß so etwa zehn Minuten lang da.

„Mein, Astasi Swanowitsch“, sagte er auf einmal, indem er aufstand und noch näher an mich herantrat; ich sehe ihn noch wie jetzt vor mir: er sah schrecklich aus, wie die leibhaftige Sünde. „Mein, Astasi Swanowitsch“, sagte er, „ich habe Ihre Reithose, hm, nicht genommen.“

„Er bebte am ganzen Leibe, stieß sich mit einem zitternden Finger gegen die Brust, und auch die Stimme zitterte ihm so, daß ich, Herr, es selbst mit der Angst bekam und starr sitzen blieb, als ob ich am Fenster angewachsen wäre.

„Na,“ sagte ich, „verzeihen Sie schon, Semeljan Iljitsch, wenn ich Sie in meiner Dummheit fälschlich beschuldigt habe. Mag die Reithose in Gottes Namen verloren sein; ich werde auch ohne sie nicht umkommen. Ich habe, Gott sei Dank, meine Hände und werde mich nicht aufs Stehlen legen . . . und bei einem fremden armen Menschen betteln werde ich auch nicht; ich werde mir schon mein Brot verdienen . . .“

„Semeljan hörte mich an und stand lange vor mir; schließlich setzte er sich hin. So saß er den ganzen Abend über da, ohne sich zu rühren; auch als ich schlafen ging, saß er immer noch still auf demselben Fleck. Am andern Morgen sah ich: er lag zusammengekrümmt, in seinen Mantel gewickelt, auf dem bloßen Fußboden; er hatte sich

tief gedemütigt gefühlt und sich darum nicht aufs Bett legen mögen. Na, Herr, ich liebte ihn in jener Zeit nicht; das heißt, in den ersten Tagen haßte ich ihn sogar. Gerade als wenn mich, zum Beispiel gesagt, mein eigener Sohn bestohlen und mir eine blutige Kränkung zugefügt hätte. ‚Ach, Semeljan, Semeljan!‘ dachte ich. Semeljan aber, Herr, trank etwa vierzehn Tage lang, ohne jemals nüchtern zu werden. Nämlich er war ordentlich in Raserei geraten und trank sich zuschanden. Am Morgen ging er weg, und erst spät in der Nacht kam er wieder nach Hause, und die ganzen zwei Wochen über bekam ich von ihm auch nicht ein Wort zu hören. Nämlich gewiß nagte der Kummer an ihm, oder er wollte sich irgendwie den Garaus machen. Endlich hörte er damit auf, weil er nämlich alles vertrunken hatte, und setzte sich wieder aufs Fensterbrett. Ich erinnere mich, daß er so drei Tage lang dasaß und schwieg; auf einmal sah ich, daß er weinte. Nämlich er saß da, Herr, und weinte; aber wie weinte er! Es war geradezu ein Brunnen, und er selbst schien es gar nicht zu merken, daß ihm die Tränen aus den Augen strömten. Es ist ein schmerzlicher Anblick, Herr, wenn ein erwachsener Mensch und noch dazu ein so alter Mensch, wie Semeljan, vor Gram und Leid zu weinen anfängt.

„Was hast du, Semeljan?“ sagte ich.

„Er zuckte zusammen, und ein Schütteln ging durch seinen ganzen Körper. Ich hatte ihn nämlich zum ersten Male seit jener Zeit angeredet.

„Ich habe nichts, Astasi Swanowitsch.“

„Um Gottes willen, Semeljan, mag das Ding immer verloren sein! Warum sitzt du denn so da wie eine Eule?“ Er tat mir leid.

„Ach, Astasi Swanowitsch, das ist es nicht. Ich möchte eine Arbeit haben, Astasi Swanowitsch.“

„Was denn für eine Arbeit, Semeljan Iljitsch?“

„Irgendwelche. Vielleicht finde ich eine Stelle, wie ich sie früher hatte; ich bin schon zu Fedossei Swanowitsch gegangen und habe ihn gebeten . . . Es ist nicht recht, daß ich Sie zu Schaden bringe, Astasi Swanowitsch. Wenn ich eine Stelle bekommen sollte, Astasi Swanowitsch, dann werde ich Ihnen alles erstatten und Ihnen alle Ihre Unkosten ersetzen.“

„Hör' auf, Semeljan, hör' auf! Na, es war eine Sünde; na, aber nun ist's vorbei. Schwamm drüber! Laß uns wieder in der alten Weise leben!“

„Nein, Astasi Swanowitsch, Sie meinen vielleicht immer noch . . . hm . . . aber ich habe Ihre Reithose nicht genommen.“

„Na, schön, schön; lassen wir's gut sein, lieber Semeljan!“

„Nein, Astasi Swanowitsch, ich kann nicht länger bei Ihnen wohnen bleiben; das ist klar. Nehmen Sie es mir nicht übel, Astasi Swanowitsch!“

„Aber ich bitte dich,“ sagte ich, „wer tut dir denn etwas zuleide, Semeljan Iljitsch? Wer treibt dich denn aus dem Hause? Ich etwa?“

„Nein, aber es schickt sich nicht, daß ich bei Ihnen wohnen bleibe, Astasi Swanowitsch . . . Es ist schon besser, daß ich fortgehe . . .“

„Er fühlte sich nämlich gekränkt und sagte daher immer dasselbe. Ich sah ihn an: er stand wirklich auf und zog sich den Mantel an.“

„Aber wo willst du denn hin, Semeljan Iljitsch? So nimm doch Vernunft an! Was willst du? Wohin gehst du?“

„Nein, ich muß Ihnen schon Lebewohl sagen, Astasi Swanowitsch; suchen Sie mich nicht mehr zurückzuhalten‘ (er schluchzte wieder); ‚ich gehe von dem Unglücksorte weg, Astasi Swanowitsch. Sie sind jetzt ein anderer geworden.‘

„Wieso ein anderer? Ich bin immer noch derselbe. Aber du wirst wie ein kleines, unvernünftiges Kind so ganz allein zugrunde gehen, Semeljan Iljitsch.‘

„Nein, Astasi Swanowitsch, wenn Sie jetzt weggehen, schließen Sie immer Ihren Kasten zu, und wenn ich das sehe, Astasi Swanowitsch, dann muß ich weinen . . . Nein, lassen Sie mich lieber gehen, Astasi Swanowitsch, und verzeihen Sie mir alles, was ich Ihnen während unseres Zusammenlebens Übles getan habe.‘

„Was meinen Sie, Herr? Der Mensch ging wirklich fort. Ich wartete einen Tag; ich dachte, er werde zum Abend zurückkommen; aber nein. Auch am zweiten Tage kam er nicht; ebensowenig am dritten. Ich bekam es mit der Angst zu tun; die Sorge quälte mich; ich konnte nicht essen, nicht trinken, nicht schlafen. Vollständig entwaffnet hatte mich der Mensch! Am vierten Tage machte ich mich auf, sah in alle Schenken hinein und fragte nach Semeljan — aber ohne Erfolg; er war verschwunden! ‚Bist du umgekommen, du armer Kerl?‘ dachte ich. ‚Vielleicht bist du in betrunkenem Zustande irgendwo an einem Zaune krepirt und liegst nun da wie ein moderndes Stück Holz.‘ Mehr tot als lebendig kehrte ich nach Hause zurück. Ich beabsichtigte, meine Nachforschungen am folgenden Tage fortzusetzen. Und ich verfluchte mich selbst, weil ich zugelassen hatte, daß der dumme Mensch so nach seinem Kopfe von mir wegging. Aber am fünften Tage (es war ein Festtag) hörte ich, als es kaum hell wurde, wie die Tür knarrte. Ich

blickte hin: Semeljan kommt herein! Er sah ganz blau aus, und die Haare waren ihm ganz schmutzig, wie wenn er auf der Straße geschlafen hätte, und mager war er geworden wie ein Span; er zog den Mantel aus, setzte sich zu mir auf den Kasten und sah mich an. Ich freute mich; aber der Gram in meiner Seele wurde noch stärker als vorher. Und das hing so zusammen, Herr: hätte ich meinerseits so eine menschliche Sünde begangen gehabt, so wäre ich (das kann ich sicher sagen) lieber wie ein Hund krepirt, als daß ich zurückgekommen wäre. Aber Semeljan kam zurück. Na, es ist peinlich, einen Menschen in einer solchen Lage zu sehen. Ich begann ihn zu streicheln, zu liebkosen und zu trösten. ‚Na, lieber Semeljan,‘ sagte ich, ‚ich freue mich, daß du zurückgekommen bist. Wärest du ein klein bißchen später gekommen, so wäre ich auch heute wieder in den Schenken herumgegangen, um dich zu suchen. Hast du etwas gegessen?‘

„Ja, ich habe gegessen, Astasi Iwanowitsch.“

„Wirklich, hast du gegessen? Sieh mal, Brüderchen, es ist noch ein bißchen Kohlsuppe von gestern übrig; sie ist mit Rindfleisch gekocht, nicht so nüchtern; und da ist auch Brot und eine Zwiebel.iß,‘ sagte ich, ‚das wird dir gut tun.‘

„Ich setzte es ihm vor; na und da sah ich, daß er vielleicht ganze drei Tage nichts gegessen hatte; einen solchen Appetit entwickelte er. Also hatte ihn der Hunger wieder zu mir getrieben. Das Herz wurde mir ganz weich, wie ich ihn so ansah. ‚Ich werde in einen Branntweinladen laufen,‘ dachte ich, ‚und ihm eine Herzstärkung holen, und unter alles Vergangene wollen wir einen Strich machen! Nein, ich bin dir nicht mehr böse, lieber Semeljan!‘ Ich brachte den Branntwein. ‚Hier, Semeljan Iljitsch,‘ sagte ich, ‚wir

wollen dem Festtage zu Ehren einen Schluck trinken. Magst du trinken? Das ist gesund.'

„Er streckte schon die Hand aus, und zwar mit einer Art von Gier, und faßte das Glas, hielt aber dann inne; er wartete ein Weilchen. Dann sah ich, wie er das Glas nahm und zum Munde führte; dabei schülperte er den Branntwein über, so daß er ihm auf die Hand floß. Aber nein, er führte das Glas zwar zum Munde, stellte es jedoch sogleich wieder auf den Tisch.

„Was hast du, lieber Semeljan?'

„Nichts; ich will nur . . . hm . . . Astasi Swanowitsch.'

„Willst du nicht trinken, wie?'

„Nein, Astasi Swanowitsch, ich werde . . . ich werde nicht mehr trinken, Astasi Swanowitsch.'

„Wie denn? Hast du dir vorgenommen, überhaupt aufzuhören, oder willst du nur heute nicht trinken, lieber Semeljan?'

„Er schwieg. Nach einem Weilchen sah ich, daß er den Kopf auf den Arm legte.

„Was machst du? Du bist doch nicht krank, Semeljan?'

„Ja, mir ist nicht gut, Astasi Swanowitsch.'

„Ich brachte ihn schleunigst zu Bette. Ich sah, daß es wirklich schlecht mit ihm stand: der Kopf glühte, und der Leib wurde vom Fieber geschüttelt. Ich pflegte ihn den Tag über; zur Nacht wurde es schlechter. Ich tat ihm etwas Butter und Zwiebel an den Kwas und brockte ihm Brot hinein. ‚Da!‘ sagte ich, ‚iß die Brotsuppe; vielleicht wird dir dann besser werden!‘ Er schüttelte den Kopf. ‚Nein,‘ sagte er, ‚ich mag heute nichts essen, Astasi Swanowitsch.‘ Ich ließ ihm auch Tee machen und setzte die Alte tüchtig in Bewegung; aber es wurde nicht besser. ‚Na,‘ dachte ich,

„Schlimm!“ Am dritten Tage ging ich zum Arzte. Ich kannte da in der Nähe einen Arzt, namens Kostoprawow. Ich hatte ihn schon früher kennengelernt, als ich noch bei Bosomjagins im Dienst war; er hatte mich behandelt. Der Arzt kam und besah den Kranken: „Ja,“ sagte er, „es steht schlecht. Da hätten Sie mich gar nicht mehr zu rufen brauchen“, sagte er. „Aber wir können ihm ja meinetwegen noch Pulver geben.“ Na, die Pulver gab ich ihm nicht ein; ich dachte: „Das ist nur so eine Spielerei vom Arzte.“ Unterdes aber kam der fünfte Tag heran.

„Er lag vor mir da, Herr, und es ging mit ihm zu Ende. Ich saß auf dem Fensterbrett und hatte meine Arbeit in den Händen. Die Alte heizte den Ofen. Wir schwiegen alle. Mir wollte das Herz um den Laugenichts brechen, Herr; es war mir zumute, als sollte ich meinen eigenen Sohn verlieren. Ich wußte, daß Semeljan jetzt nach mir hinsah; schon am Morgen hatte ich bemerkt, daß er sich Gewalt antat, mir etwas sagen wollte, es aber offenbar nicht wagte. Endlich blickte ich ihn an; da sah ich: in den Augen des armen Kerls lag ein tiefer Gram; er hielt seinen Blick unverwandt auf mich gerichtet; als er aber bemerkte, daß ich ihn ansah, schlug er sofort die Augen nieder.

„Astafi Swanowitsch!“

„Was willst du, lieber Semeljan?“

„Ich wollte sagen: wenn man zum Beispiel meinen Mantel nach dem Trödelmarkt brächte, würden sie viel dafür geben, Astafi Swanowitsch?“

„Na,“ antwortete ich, „ich weiß nicht, ob sie viel dafür geben würden. Vielleicht würden sie drei Rubel dafür geben, Semeljan Tjitsch.“

„Aber in Wirklichkeit würden sie, wenn er hingegangen wäre und den Mantel hingebracht hätte, ihm nichts gegeben, sondern ihm nur ins Gesicht gelacht haben, daß er einen solchen Schund zum Kauf anböte. Ich redete nur so, weil ich seine Einfalt kannte, um ihn zu trösten.

„Ich habe auch gedacht, daß sie drei Rubel für ihn geben würden, Astasi Swanowitsch; er ist ja doch von Tuch, Astasi Swanowitsch. Gewiß, drei Rubel ist er wert, da er von Tuch ist; nicht wahr?“

„Ich weiß es nicht, Semeljan Iljitsch“, erwiderte ich; „wenn du ihn hinbringen willst, mußt du natürlich zunächst drei Rubel dafür verlangen.“

„Semeljan schwieg ein Weilchen; dann rief er wieder:

„Astasi Swanowitsch!“

„Was denn, lieber Semeljan?“ fragte ich.

„Verkaufen Sie meinen Mantel, wenn ich tot bin, und begraben Sie mich ohne ihn! Ich kann auch so liegen, und er ist doch ein wertvolles Stück und kann Ihnen zustatten kommen.“

„Da befiel mich eine solche Herzbeklemmung, Herr, daß ich nicht imstande war zu reden. Ich sah, daß die Todesangst an den Kranken herantrat. Wir schwiegen wieder. So verging eine Stunde. Ich blickte wieder nach ihm hin: er sah mich immer noch an; aber als unsere Blicke sich begegneten, schlug er wieder die Augen nieder.

„Willst du nicht ein bißchen Wasser trinken, Semeljan Iljitsch?“ fragte ich ihn.

„Ja, geben Sie mir, wenn ich bitten darf, Astasi Swanowitsch!“

„Ich gab ihm zu trinken. Er trank. „Ich danke Ihnen, Astasi Swanowitsch“, sagte er.

„Hast du sonst noch einen Wunsch, lieber Zemeljan?“

„Nein, Astasi Swanowitsch, ich brauche nichts; ich wollte nur . . .“

„Was denn?“

„Hm . . .“

„Was möchtest du denn, lieber Zemeljan?“

„Die Reithose . . . hm . . . ich habe sie Ihnen damals weggenommen, Astasi Swanowitsch . . .“

„Na,“ sagte ich, „Gott wird es dir verzeihen, lieber Zemeljan, du armer Kerl du! Geh hin in Frieden! . . .“ Ich selbst aber, Herr, konnte gar keine Luft bekommen; die Tränen stürzten mir aus den Augen, und ich wandte mich für einen Augenblick ab.

„Astasi Swanowitsch . . .“

„Ich sah: Zemeljan wollte mir noch etwas sagen, hob sich ein wenig in die Höhe, strengte sich an, bewegte die Lippen . . . Sein ganzes Gesicht wurde auf einmal rot, er blickte mich an . . . Plötzlich sah ich: er wurde wieder blaß, ganz blaß, bekam in einem Augenblicke ein ganz verfallenes Aussehen, warf den Kopf zurück, seufzte einmal und hauchte seinen Geist aus . . .“



Herr Prochartschin
Eine Erzählung



In der Wohnung der Pensionshalterin Ustinja Fjodorowna hatte als Pensionär die dunkelste, bescheidenste Schlafstelle Semjon Swanowitsch Prochartschin inne, ein schon älterer, gefestigter, nüchterner Mann. Da Herr Prochartschin nur ein niedriges Amt bekleidete und somit auch nur ein seinen dienstlichen Fähigkeiten entsprechendes geringes Gehalt bezog, so konnte ihm Ustinja Fjodorowna schlechterdings nicht mehr als fünf Rubel monatlich für das Logis abnehmen. Manche sagten, sie habe dabei ihre besondere Spekulation; aber wie dem auch sein mochte, jedenfalls war Herr Prochartschin, allen, die ihm Übles nachredeten, gleichsam zum Troß, sogar der Günstling der Wirtin geworden, wobei man diese Würde in anständigem, ehrenhaftem Sinne zu verstehen hat. Ich muß hier noch folgendes bemerken. Ustinja Fjodorowna, eine sehr achtbare, korpulente Dame, die eine besondere Neigung zu gutem Essen und zum Kaffeetrinken hatte und sich immer nur mit großer Mühe durch die Fastenzeiten hindurchquälte, hielt sich eine ziemliche Anzahl solcher Pensionäre; diese bezahlten zwar zum Teil noch einmal soviel wie Semjon Swanowitsch, standen aber, weil sie nicht friedfertig waren, sondern im Gegenteil sämtlich über sie als alleinstehende, schutzlose Frau „häßliche Witze“ machten, in ihrer Achtung sehr tief, so daß, wenn sie ihre Pension nicht pünktlich bezahlt hätten, sie sie nicht nur ermittelt, sondern ihnen auch verboten haben würde, sich jemals wieder in der Wohnung blicken zu lassen. In die Stellung eines Günstlings aber war Semjon Swanowitsch gleich damals aufgerückt, als man seinen Vorgänger nach dem Wolkowski-Kirchhofe hinausgetragen hatte; es war dies ein von einer heftigen Leidenschaft für starke Getränke erfüllter Beamter gewesen,

der in den Ruhestand getreten oder vielleicht, richtiger gesagt, vom Amte entfernt worden war. Obgleich diesem abgesetzten Liebhaber des Alkohols ein Auge ausgeschlagen war (seiner Angabe nach infolge seiner Tapferkeit) und er nur ein Bein hatte (das andere hatte er ebenfalls auf irgendeine Weise infolge seiner Tapferkeit verloren), so hatte er es doch verstanden gehabt, das ganze Wohlwollen, dessen Ustinja Fjodorowna fähig war, zu gewinnen und auszunutzen, und hätte wahrscheinlich noch lange als ihr getreuester Gehilfe und Parasit bei ihr gewohnt, wenn er sich nicht schließlich in tief bedauerlicher Weise zu Tode getrunken hätte. Das alles hatte sich noch zu der Zeit zugegetragen, als Ustinja Fjodorowna auf den Peski¹ wohnte und im ganzen nur drei Pensionäre hielt; als sie dann in die neue Wohnung umzog, wo sie ihrem Geschäfte als Vermieterin einen größeren Zuschnitt gab und etwa ein Duzend neue Pensionäre aufnahm, blieb von den früheren drei nur Herr Prochartschin bei ihr.

Mochte nun Herr Prochartschin seinerseits unverbesserliche Mängel besitzen oder ein jeder der anderen Pensionäre mit solchen Mängeln behaftet sein, jedenfalls wollte sich gleich von Anfang an das Verhältnis von beiden Seiten nicht harmonisch gestalten. Wir bemerken hier, daß Ustinja Fjodorownas neue Pensionäre sämtlich unter sich wie Brüder lebten; einige von ihnen waren bei derselben Behörde angestellt; alle verspielten sie an jedem Ersten abwechselnd aneinander ihr Gehalt in Kartenspielen wie Pharo und Préférence und auf dem Billard; sie liebten es, in einer vergnügten Stunde alle zusammen, wie sie es nannten,

¹ Ein Stadtteil im Osten von Petersburg. Anmerkung des Übersetzers.

„die schäumenden Augenblicke des Lebens zu genießen“; sie liebten es auch, manchmal von hohen Dingen zu sprechen; es ging zwar im letzteren Falle selten ohne Streit ab; aber da veraltete Anschauungen aus dieser ganzen Gesellschaft verbannt waren, so wurde das gegenseitige Einverständnis bei solchen Gelegenheiten in keiner Weise gestört. Von den Pensionären waren folgende besonders bemerkenswert: Mark Iwanowitsch, ein verständiger, belesener Mensch; ferner der Pensionär Dplewaniew, ebenfalls ein bescheidener, braver Mensch; ferner war da noch ein gewisser Sinowi Prokofjewitsch, der es sich zum festen Ziele gemacht hatte, in die höchsten Gesellschaftskreise einzudringen; dann der Schreiber Okeanow, der seinerseits Herrn Prochartschin beinahe die Palme des Vorranges und der Günstlingschaft entrischen hätte; ferner noch ein anderer Schreiber namens Sudjbin; der abgabefreie Nichtadlige Kantarew; es waren auch noch andere da. Aber zu all diesen Leuten stand Semjon Iwanowitsch nicht in kameradschaftlichem Verhältnisse. Übles wünschte ihm allerdings niemand, um so weniger, da sie ihm alle gleich von Anfang an hatten Gerechtigkeit widerfahren lassen und sich über ihn das Urtheil gebildet hatten, er sei (dies waren Mark Iwanowitschs Ausdrücke) ein guter, friedlicher Mensch, obwohl ohne weltmännische Gewandtheit, verlässlich, kein Schmeichler; er habe allerdings auch seine Fehler; aber wenn es ihm einmal schlecht gehen sollte, so werde der Grund davon einzig und allein sein Mangel an eigenem Denkvermögen sein. Ja noch mehr: Herr Prochartschin, dem auf diese Weise das eigene Denkvermögen abgesprochen war, konnte auch durch seine Gestalt und seine Manieren auf niemand einen besonders vorteilhaften Eindruck machen (worüber ja Spöt-

ter mit Vorliebe herfallen); aber auch in dieser Hinsicht kam er leichten Kaufs davon, als ob nichts Gravierendes vorläge, und Mark Iwanowitsch, als verständiger Mensch, übernahm in aller Form Semjon Iwanowitschs Verteidigung, indem er geschickt und in schönem, blumenreichem Stil erklärte, Prochartschin sei ein älterer, gefetzter Mann und habe die Zeiten elegischer Schwärmerei schon längst hinter sich. Wenn somit Semjon Iwanowitsch es nicht verstand, sich mit den Leuten gut zu stellen, so mußte die Schuld ausschließlich an seinem eigenen Verhalten liegen.

Das erste, was einem auffiel, war ohne Zweifel Semjon Iwanowitschs Sparsamkeit und Geiz. Das bemerkte ein jeder sofort und setzte es ihm aufs Kerbholz; denn Semjon Iwanowitsch verstand sich nie und unter keinen Umständen dazu, jemandem seine Teekanne zur Benutzung zu überlassen, auch nicht auf ganz kurze Zeit; und dies war um so mehr unrecht von ihm, da er selbst fast nie Tee trank, sondern nur im Bedürfnisfalle einen sehr angenehmen Absud von Feldblumen und gewissen heilsamen Kräutern, von denen er immer einen bedeutenden Vorrat liegen hatte. Übrigens speiste er auch in anderer Weise, als es Pensionäre sonst zu tun pflegen. Er erlaubte es sich zum Beispiel niemals, das ganze Diner zu essen, welches Ustinja Fjodorowna täglich ihren Pensionären darbot. Das Diner kostete fünfzig Kopeken; Semjon Iwanowitsch wandte nur fünf- undzwanzig Kopeken daran, ein Satz, über den er nie hinausging, und aß daher nur entweder eine Portion Kohlsuppe mit Pastete oder nur eine Portion Rindfleisch; am häufigsten aber aß er weder Kohlsuppe noch Rindfleisch, sondern nur ein ordentliches Stück Brot mit Zwiebeln, mit Quark, mit Salzgurke oder einer anderen Beigabe, was

unvergleichlich viel billiger war, und kehrte erst dann, wenn er damit nicht mehr bestehen konnte, zu seinem halben Diner zurück.

Hier bekennt der Biograph, daß er sich um keinen Preis dazu entschlossen haben würde, von solchen wertlosen, unwürdigen, ja peinlichen und sogar (um noch mehr zu sagen) für manchen Liebhaber eines edlen Stiles beleidigenden Einzelheiten zu reden, wenn sie nicht eine Besonderheit, einen hervorstechenden Zug im Charakter des Helden dieser Erzählung gebildet hätten. Und zwar war Herr Prochartschin, wie er selbst manchmal versicherte, keineswegs so geizig, daß er sich nicht einmal eine regelmäßige nahrhafte Kost gegönnt hätte, sondern er handelte so, wie er handelte, ohne Scheu vor übler Nachrede und schlechtem Rufe, speziell zur Befriedigung seiner eigenartigen Neigungen, aus Sparsamkeit und Vorsicht, was übrigens aus dem Folgenden noch klarer hervorgehen wird. Aber wir hüten uns davor, den Leser durch eine Schilderung aller Neigungen Semjon Iwanowitschs zu langweilen, und wir lassen zum Beispiel nicht nur die merkwürdige und für den Leser sehr komische Darlegung aller seiner Einrichtungen weg, sondern würden, wenn nicht Ustinja Fjodorownas eigene Aussage vorläge, selbst das kaum erwähnen, daß Semjon Iwanowitsch sich in seinem ganzen Leben nicht dazu entschließen konnte, seine Wäsche zum Waschen zu geben, oder es doch nur so selten tat, daß einem in den Zwischenzeiten das Vorhandensein von Wäsche an seinem Leibe vollständig unbekannt bleiben konnte. Nach Aussage der Wirtin hatte ihr „lieber guter Semjon Iwanowitsch“ zwanzig Jahre lang bei ihr gehaust, ohne in dieser Hinsicht etwas von Scham zu wissen; denn nicht nur hatte er sich

während der ganzen Dauer seines irdischen Daseins beständig und hartnäckig gegen Socken, Taschentücher und andere derartige Gegenstände ablehnend verhalten, sondern Ustinja Fjodorowna hatte sogar selbst mit eigenen Augen unter Benutzung der Löcher des alten Bettschirmes gesehen, daß er, der liebe Mensch, manchmal nichts gehabt habe, um sein weißes Körperchen zu bedecken. Solche Gerüchte kamen indes erst nach Semjon Swanowitschs Tode in Umlauf. Aber bei seinen Lebzeiten (und das bildete einen der wesentlichsten Anlässe zum Streite) konnte er, selbst wo die kameradschaftlichen Beziehungen von angenehmer Art waren, es absolut nicht vertragen, daß jemand ohne Erlaubnis seine neugierige Nase in sein innerstes Heiligtum steckte, sei es auch unter Benutzung der Löcher des alten Bettschirmes. Er war ein ganz unzugänglicher, schweigsamer Mensch, ein Feind unnützer Reden. Ratgeber waren ihm zuwider; Borwizige konnte er gleichfalls nicht leiden, einen Spötter oder naseweisen Ratgeber kanzelte er immer gleich auf der Stelle tüchtig ab, machte ihn gehörig herunter und erledigte die Angelegenheit in dieser Weise: „Ein dummer Junge bist du, ein Tagedieb, und kein Ratgeber, daß du es weißt; lerne erst deine eigene Tasche kennen, mein Herr, und zähle lieber die Fäden an deinen eigenen Fußlappen, du Grünschnabel; da hast du's!“ Semjon Swanowitsch war ein einfacher Mensch und sagte zu allen Leuten kurzweg du. Auch konnte er es gar nicht ausstehen, wenn jemand, der seinen Schlupfwinkel kannte, aus reinem Mutwillen ihm mit Fragen zusetzte, was er in seinem Kasten liegen habe. Semjon Swanowitsch besaß nämlich einen Kasten. Dieser stand unter seinem Bette, und er behütete ihn wie seinen Augapfel; und obgleich alle wußten, daß

nichts darin war als alte Lumpen, zwei oder drei Paar zerrissene Stiefel und allerlei sonstiger Trödelkram, so schätzte Herr Prochartschin dennoch dieses sein bewegliches Eigentum sehr hoch, und es verlautete sogar einmal, er habe, nicht zufrieden mit dem daran befindlichen alten, aber recht starken Schlosse, davon geredet, ein anderes anbringen zu lassen, ein ganz besonderes, von deutscher Arbeit, mit allerlei verschmitzten Einrichtungen und einer geheimen Feder. Als aber einmal Sinowi Prokofjewitsch, von seinem jugendlichen Temperamente fortgerissen, den höchst unpassenden, rohen Gedanken aussprach, Semjon Iwanowitsch verberge wahrscheinlich in seinem Koffer Ersparnisse, um sie seinen Nachkommen zu hinterlassen, da wurden alle dabei Anwesenden geradezu starr über die außerordentlichen Folgen, die dieser Witz Sinowi Prokofjewitschs nach sich zog. Zunächst konnte Herr Prochartschin auf eine so unverblümte, rohe Bemerkung gar nicht gleich eine angemessene Erwiderung finden. Lange Zeit kamen von seinen Lippen nur Worte ohne jeden Sinn; erst nach einer Weile ließ sich so viel verstehen, daß Semjon Iwanowitsch seinem Gegner Sinowi Prokofjewitsch wegen einer längst vergangenen widerwärtigen Angelegenheit Vorwürfe machte; dann hörte man heraus, daß Semjon Iwanowitsch vorhersagte, Sinowi Prokofjewitsch werde unter keinen Umständen in die höheren Gesellschaftskreise eindringen; der Schneider, dem er noch das Geld für einen Anzug schuldig sei, werde ihn durchprügeln, unbedingt dafür durchprügeln, daß der dumme Junge so lange nicht bezahle. Und dann fügte Semjon Iwanowitsch noch hinzu: „Du willst bei den Husaren als Junker eintreten, du dummer Junge; aber das wird dir nicht gelingen, daraus

wird nichts werden, und wenn die Behörde alles erfährt, wird man dich zum Schreiber degradieren; so ist das, hörst du wohl, du dummer Junge?" Dann beruhigte sich Semjon Iwanowitsch; aber nachdem er ungefähr fünf Stunden lang still gelegen hatte, kam er zum größten Erstaunen aller, wie wenn er die Sache inzwischen hin und her überlegt hätte, zu einem Entschlusse und begann, zuerst für sich allein, dann aber zu Sinowi Prokofjewitsch gewendet, ihm aufs neue Vorwürfe zu machen und ihn auszuschelten. Aber auch damit war die Sache noch nicht zu Ende; sondern als am Abend Mark Iwanowitsch und ein anderer Pensionär namens Prepolowenko zusammen Tee tranken und den Schreiber Okeanow zum Mittrinken eingeladen hatten, da kroch Semjon Iwanowitsch aus seinem Bette, setzte sich expreß zu ihnen, gab seine fünfzehn oder zwanzig Kopeken und begann, unter dem Vorwande, daß er auf einmal großen Appetit auf Tee bekommen habe, sehr ausführlich auf den früheren Gegenstand einzugehen und auseinanderzusetzen, daß er ein armer Mensch sei, nur ein armer Mensch und weiter nichts, und daß ein armer Mensch, wie er, keine Ersparnisse machen könne. So gestand also Herr Prochartschin (wie er sagte, einzig und allein, weil nun einmal die Rede darauf gekommen sei), daß er ein armer Mensch sei; noch vorgestern habe er jenen dreisten Menschen bitten wollen, ihm einen Kubel zu leihen; jetzt aber werde er es nicht tun, damit der dumme Junge nicht damit prahle; sein Gehalt sei so gering, daß er kaum davon leben könne; aber obwohl er, wie jeder sehe, ein so armer Mensch sei, schicke er doch noch allmonatlich seiner Schwägerin fünf Kubel nach Twer, und wenn er seiner Schwägerin nicht allmonatlich die fünf Kubel nach Twer schickte,

so würde die Schwägerin sterben, und wenn die von ihm unterstützte Schwägerin gestorben wäre, so würde er sich schon längst einen neuen Anzug haben machen lassen. Und Semjon Iwanowitsch sprach so lange und so eingehend über seine Armut und über die Rubel und über die Schwägerin und wiederholte um des stärkeren Eindrucks auf die Zuhörer willen so oft ein und dasselbe, daß er schließlich ganz konfus wurde und verstummte; und erst drei Tage darauf, als schon kein Mensch mehr daran dachte, mit ihm anzubinden, und alle den Vorfall mit ihm vergessen hatten, fügte er zum Schlusse etwas von folgender Art hinzu: wenn Sinowi Prokofjewitsch bei den Husaren eintrete, dann werde diesem dreisten Menschen im Kriege ein Bein abgeschossen werden, und er werde statt seines Beines ein hölzernes bekommen, und dann werde Sinowi Prokofjewitsch kommen und sagen: „Gib mir ein Stück Brot, guter Semjon Iwanowitsch!“ Dann werde er, Semjon Iwanowitsch, ihm kein Stück Brot geben und werde den einstmals so streitsüchtigen Sinowi Prokofjewitsch gar nicht ansehen und zu ihm sagen: „Soundso, siehst du, nun ist's aus mit dir!“

Alles dies erschien notwendigerweise sehr merkwürdig und wirkte gleichzeitig sehr lächerlich. Alle Pensionäre taten sich unverzüglich zum Zwecke weiterer Nachforschungen zusammen und beschloßen, in der Hauptsache aus reiner Neugier, auf Semjon Iwanowitsch einen entscheidenden Generalangriff zu unternehmen. Und da Herr Prochartschin in der letzten Zeit, das heißt seit er angefangen hatte sich an dem geselligen Leben seiner Mitpensionäre zu beteiligen, es ebenfalls außerordentlich liebte, nach allem neugierig zu fragen und sich zu erkundigen (was er wahrscheinlich

aus besonderen geheimnisvollen Gründen tat), so kam der Verkehr der beiden feindlichen Parteien ohne alle anbahnenden Vorbereitungen und ohne vergebliche Anstrengungen gewissermaßen zufällig und ganz von selbst in Gang. Zur Anknüpfung des Verkehrs hatte Semjon Iwanowitsch immer ein eigenes, besonderes, recht schlau durchdachtes Manöver bereit, das dem Leser bereits zum Teil bekannt ist: er kroch um die Zeit des Teetrinkens aus seinem Bette, und wenn er sah, daß sich andere irgendwo zu einer Gruppe zwecks Bereitung dieses Getränkes zusammengefunden hatten, so trat er als ein bescheidener, verständiger, freundlicher Mensch zu ihnen, gab seinen festgesetzten Beitrag von zwanzig Kopeken und erklärte, er habe Lust, sich zu beteiligen. Dann wechselten die jungen Leute Blicke miteinander und begannen, nachdem sie sich so gegen Semjon Iwanowitsch verschworen hatten, ein Gespräch, das anfangs anständig und solide war. Dann begann einer in mutwilligerer Weise, anscheinend ohne besondere Absicht, allerlei Neuigkeiten zu erzählen, meist lügenhafte und ganz unglaubliche Geschichten. So behauptete zum Beispiel jemand, heute gehört zu haben, wie Seine Exzellenz zu Demid Wasiljewitsch selbst gesagt habe, daß nach seiner Meinung die verheirateten Beamten solider seien als die unverheirateten und sich deshalb zum Aufrücken in höhere Stellen besser eigneten; denn sie hätten etwas Friedliches und erwürben in der Ehe bedeutend mehr gute Eigenschaften; daher wolle er, der Erzähler, um solche Eigenschaften zu erwerben und eine gute Karriere zu machen, sich bemühen, möglichst bald mit irgendeiner Fewronja Prokofjewna in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Dann wieder erzählte einer, es sei zu wiederholten Malen an verschiedenen Leuten

ihres Standes bemerkt worden, daß es ihnen an jeder weltmännischen Gewandtheit und an guten, angenehmen Manieren mangle und sie infolgedessen auch in der Gesellschaft den Damen nicht gefallen könnten; zur Beseitigung dieses Mißstandes solle daher unverzüglich einem jeden ein Abzug von dem Gehalte gemacht und für die so zusammenkommende Summe ein Kursus eingerichtet werden, in dem sie tanzen lernen und ein anständiges Benehmen, feine Lebensart, Höflichkeit, Respekt vor den Älteren, Charakterfestigkeit, ein gutes, dankbares Herz und allerlei angenehme Manieren erwerben könnten. Endlich wurde auch behauptet, es sei geplant, daß gewisse Beamte, und zwar zuerst gerade die ältesten, zum Zwecke baldiger Aneignung der erforderlichen Bildung ein Examen in allen Gegenständen ablegen sollten; auf diese Weise, fügte der Erzähler hinzu, werde viel Unwissenheit an den Tag kommen, und manche Herren würden genötigt sein, sich in ihrer ganzen Blöße zu zeigen. Kurz, es wurden tausend solche und ähnliche absurde Dinge erzählt. Alle taten, als ob sie es sofort glaubten und sich lebhaft dafür interessierten; sie stellten nähere Fragen und machten die Anwendung auf sich selbst; manche nahmen auch eine traurige Miene an, schüttelten die Köpfe und wollten von jedem Ratschläge haben, was sie zu tun hätten, wenn die Sache an sie heranträte. Natürlich wäre auch ein weit minder harmloser und schüchterner Mensch, als es Herr Prochartschin war, infolge eines derartigen allgemeinen Gespräches wirr im Kopfe geworden. Überdies konnte man aus allen Anzeichen mit zweifelloser Sicherheit schließen, daß Semjon Iwanowitsch jedem neuen, für seinen Verstand ungewöhnlichen Gedanken stumpf und schwerfällig gegenüberstand, und daß, wenn er zum Bei-

spiel irgendeine Neuigkeit erfuhr, er immer genötigt war, sie erst gewissermaßen zu verdauen und wiederzukäuen und nach ihrem Sinne zu suchen, wobei er sich zu verwirren und zu verwickeln pflegte, und daß er sie höchstens erst ganz zuletzt bewältigen konnte, aber auch das nur auf eine ganz besondere, ihm allein eigene Art . . . Es wurden auf diese Weise an Semjon Swanowitsch plötzlich merkwürdige, bis dahin ungeahnte Eigenschaften entdeckt . . . Es kam allerlei Gerede über ihn in Umlauf, und alles dies fand, mit Zusätzen versehen, schließlich auch seinen Weg in die Kanzlei. Aufsehen erregte es auch, daß Herr Prochartschin, der seit undenklichen Zeiten fast immer ein und dasselbe Gesicht gehabt hatte, plötzlich ohne sichtbaren Anlaß seine Physiognomie änderte: sein Gesicht bekam etwas Unruhiges; sein Blick wurde ängstlich, schüchtern und etwas mißtrauisch; er fing an leise zu gehen, zusammenzufahren und zu horchen und zeigte, um all seinen neuen Eigenschaften die Krone aufzusetzen, einen großen Eifer für die Erforschung der Wahrheit. Die Liebe zur Wahrheit brachte ihn schließlich dahin, daß er es wagte, ein paarmal Demid Wasiljewitsch selbst nach der Glaubwürdigkeit der Neuigkeiten zu fragen, die er täglich zu Duzenden hörte, und wenn wir hier über die Folgen dieses seines seltsamen Schrittes schweigen, so geschieht das lediglich aus herzlichem Mitleide mit seiner Reputation. Auf diese Weise fanden diejenigen, die auf dem Bureau mit ihm zu tun hatten, daß er ein Misanthrop sei und den gesellschaftlichen Anstand vernachlässige. Sie fanden ferner, daß an ihm viel Phantastisches sei, und irrten sich auch hierin durchaus nicht; denn es wurde wiederholentlich bemerkt, daß Semjon Swanowitsch mitunter in vollständige Selbstvergeffenheit geriet, mit offenem Munde

wie erstarrt oder versteinert auf seinem Platze saß, die Feder in die Luft hielt und mehr dem Schatten eines vernünftigen Wesens als einem vernünftigen Wesen selbst glich. Es kam nicht selten vor, daß einer seiner Kollegen, der ihn harmlos angaffte, wenn er auf einmal seinem umherirrenden, trüben, nach etwas suchenden Blicke begegnete, es mit der Angst bekam, zu zittern anfing und sogleich auf ein wichtiges Aktenstück, das er vor sich hatte, einen Fleck machte oder ein ganz falsches Wort hinschrieb. Semjon Iwanowitschs unziemliches Benehmen befremdete und verletzte alle anständigen Leute . . . Zuletzt konnte niemand mehr an Semjon Iwanowitschs phantastischer Gedankenrichtung zweifeln, als sich eines schönen Morgens in allen Bureaus der Kanzlei das Gerücht verbreitete, Herr Prochartschin habe sogar seinem Vorgesetzten Demid Wasiljewitsch selbst einen Schreck eingejagt; denn bei einer Begegnung auf dem Korridor habe er sich so wunderbar und seltsam benommen, daß dieser sich genötigt gesehen habe, vor ihm zurückzutreten . . . Der von Semjon Iwanowitsch begangene Verstoß kam schließlich auch ihm selbst zu Ohren. Als er das gehört hatte, stand er sofort auf, ging vorsichtig zwischen den Tischen und Stühlen hindurch, begab sich in das Vorzimmer, nahm eigenhändig seinen Mantel herunter, zog ihn an, ging hinaus — und verschwand für unbestimmte Zeit. Ob er den Mut verloren hatte oder ihn etwas anderes fortzog, das wissen wir nicht; aber weder zu Hause noch in der Kanzlei ließ er sich eine Zeitlang blicken.

Wir wollen Semjon Iwanowitschs Schicksal nicht einfach aus seiner phantastischen Geistesrichtung zu erklären suchen; indes können wir nicht umhin, den Leser darauf

aufmerksam zu machen, daß unser Held kein Weltmann, sondern ein durchaus stiller Mensch war und bis zu der Zeit, wo er in die Gesellschaft der neuen Pensionäre hineingeraten war, in vollständiger Abgeschlossenheit gelebt und sich durch ein stilles, ja gewissermaßen geheimnisvolles Wesen ausgezeichnet hatte; denn in der ganzen letzten Zeit, während er auf den Peski wohnte, hatte er hinter dem Bettschirm auf dem Bette gelegen, geschwiegen und mit niemand Verkehr unterhalten. Seine beiden alten Mitpensionäre hatten genau in derselben Weise gelebt wie er; beide waren ebenfalls gewissermaßen geheimnisvolle Menschen gewesen und hatten ebenfalls fünfzehn Jahre lang hinter ihren Bettschirmen gelegen. In patriarchalischer Ruhe waren die glücklichen, schläfrigen Stunden und Tage nacheinander vorbeigezogen, und da alles ringsumher ebenfalls seinen guten, geregelten Gang nahm, so konnten sich weder Semjon Iwanowitsch noch Ustinja Fjodorowna mehr recht erinnern, wann das Schicksal sie eigentlich zusammengeführt habe. „Ich weiß nicht, ob es zehn oder fünfzehn oder gar schon fünfundzwanzig Jahre her ist, daß der liebe Mensch zu mir gezogen ist“, sagte sie manchmal zu ihren neuen Pensionären. Daher ist es sehr natürlich, daß der an Gesellschaft nicht gewöhnte Held unserer Erzählung in unangenehmer Weise überrascht war, als er, der solide, bescheidene Mensch, gerade vor einem Jahre auf einmal in diese unruhige, lärmende, etwa ein Duzend Köpfe starke Bande junger Leute, seiner neuen Mitpensionäre, hineingeriet.

Semjon Iwanowitschs Verschwinden rief in der Pension keinen kleinen Aufruhr hervor. Erstens weil er der Günstling der Wirtin war, zweitens weil sich bei dieser Gelegen-

heit herausstellte, daß sein Paß, den die Wirtin in Verwahrung gehabt hatte, zufällig abhanden gekommen war. Ustinja Fjodorowna heulte — wozu sie in kritischen Fällen immer ihre Zuflucht nahm; sie schalt und schimpfte zwei Tage lang auf ihre Pensionäre und machte ihnen Vorwürfe, daß sie, „alle diese schändlichen Spötter“, ihren Semjon Iwanowitsch wie ein armes Ruchlein verjagt und zugrunde gerichtet hätten; am dritten Tage aber trieb sie sie alle hinaus auf die Suche, mit der Weisung, den Flüchtling um jeden Preis lebend oder tot herbeizuschaffen. Als erster kam am Abend der Schreiber Sudjbin zurück und berichtete, er habe die Spur gefunden und den Flüchtling auf dem Trödelmarkte und an anderen Orten gesehen; er sei ihm nachgegangen und habe in seiner Nähe gestanden, aber nicht gewagt, ihn anzureden; auch habe er sich bei einer Feuersbrunst nicht weit von ihm befunden, als ein Haus in der Krummen Gasse abgebrannt sei. Eine halbe Stunde darauf erschienen Okeanow und Kantarew; sie bestätigten Sudjbins Mitteilung Wort für Wort: sie hätten ebenfalls nur zehn Schritte von ihm entfernt gestanden, aber auch nicht gewagt, ihn anzureden; beide hatten sie bemerkt, daß Semjon Iwanowitsch mit einem schmarozhenden Trunkenbold namens Simoweikin zusammen war. Schließlich fanden sich auch die übrigen Pensionäre wieder ein und sprachen, nachdem sie die Meldungen aufmerksam angehört hatten, ihre Meinung dahin aus, daß Procharstschin jetzt nicht weit sein könne und bald kommen werde; es sei ihnen übrigens auch schon vorher allen bekannt gewesen, daß er mit jenem Trunkenbolde verkehre. Dieser Trunkenbold war ein ganz widerwärtiges, dreistes, schmeichlerisches Subjekt, und es war aus allem klar, daß er Sem-

jon Swanowitsch verlockt hatte. Er war gerade eine Woche vor Semjon Swanowitschs Verschwinden zusammen mit seinem Kameraden Kemnew in der Pension erschienen, hatte dort kurze Zeit gewohnt und erzählt, er leide für Wahrheit und Recht; er habe vorher in der Provinz ein Amt gehabt; da sei ein Revisor zu ihnen gekommen, und man habe ihn und seine Genossen, weil sie immer für Wahrheit und Recht eingetreten wären, abgesetzt; er sei dann nach Petersburg gekommen und hier Porfiri Grigorjewitsch zu Füßen gefallen; auf dessen Fürsprache habe man ihn wieder bei einer Behörde angestellt; aber infolge der Grausamkeit des ihn verfolgenden Schicksals sei er auch dort wieder brotlos geworden, weil die Behörde selbst aufgehoben sei und eine andere Organisation erhalten habe; in die umgestaltete Beamtenschaft aber habe man ihn nicht aufgenommen, sowohl wegen seiner angeblich mangelnden Qualifikation für die dienstliche Tätigkeit als auch wegen seiner Qualifikation zu einer ganz andersartigen Sache, außer alledem aber wegen seiner Liebe zu Wahrheit und Recht und schließlich infolge der Ränke seiner Feinde. Nach Beendigung dieser seiner Geschichte, in deren Verlauf Herr Simoweikin mehrmals seinen finsterblickenden, unrasierten Freund Kemnew geküßt hatte, hatte er sich der Reihe nach vor allen im Zimmer Anwesenden bis zu den Füßen verbeugt, wobei er auch die Magd Uwdotja nicht vergessen hatte, hatte sie alle seine Wohltäter genannt und erklärt, er sei ein unwürdiger, zudringlicher, dreister, dummer Mensch; gute Menschen möchten ihn aber wegen seines kläglichen Schicksals und wegen seiner Einfalt nicht verachten. Nachdem er alle um ihre Gönnerschaft gebeten hatte, hatte sich Herr Simoweikin als ein sehr lustiger Kauz

erwiesen, war höchst vergnügt geworden, hatte der Wirtin Ustinja Fjodorowna die Hände geküßt, obwohl sie bescheiden versicherte, ihre Hand sei nur eine ganz gewöhnliche und keine adlige; zum Abend aber hatte er der ganzen Gesellschaft sein Talent in einem merkwürdigen Charaktertänze zu zeigen versprochen. Aber gleich am folgenden Tage hatte sein Aufenthalt ein bedauernswertes schnelles Ende gefunden, entweder weil der Charaktertanz sich als gar zu charakteristisch erwiesen hatte, oder weil er sich gegen Ustinja Fjodorowna nach ihrem Ausdruck „infam und respektlos“ benommen hatte, und dabei sei sie doch mit Jaroslaw Iljitsch bekannt und könne, wenn sie nur selbst wolle, längst eine Frau Polizeiiinspektor sein; jedenfalls hatte Simowitsch sich davontrollen müssen. Er war weggegangen, war wieder zurückgekehrt, war wieder mit Schimpf und Schande weggejagt worden, hatte dann Semjon Iwanowitschs Aufmerksamkeit zu erregen und sich in seine Gunst einzudrängen gesucht, ihn so nebenbei um eine neue Hose ärmer gemacht und tauchte schließlich jetzt wieder als Semjon Iwanowitschs Verführer auf.

Sowie die Wirtin erfahren hatte, daß Semjon Iwanowitsch am Leben und gesund sei, und daß sie den Paß jetzt nicht zu suchen brauche, hörte sie sofort auf traurig zu sein und beruhigte sich. Da nun kamen einige Pensionäre auf den Gedanken, dem Flüchtling einen feierlichen Empfang zu bereiten: sie öffneten gewaltsam den Verschluß des Bettenschirmes, rückten diesen von dem Bette des Entlaufenen ab, zerwühlten das Bett ein wenig, zogen den bekannten Kasten hervor und stellten ihn am Fußende auf das Bett, auf das Bett aber setzten sie die Schwägerin, das heißt eine Puppe, die sie aus einem alten Tuche, einer Haube und

einem Umhange der Wirtin hergestellt hatten, und die der Schwägerin so ähnlich sah, daß man sich ganz wohl täuschen konnte. Als sie mit ihrer Arbeit fertig waren, warteten sie, um nach Semjon Iwanowitschs Ankunft ihm mitzuteilen, seine Schwägerin sei aus der Provinz eingetroffen; die Ärmste habe sich bei ihm hinter dem Bettschirm einquartiert. Aber sie warteten und warteten — Semjon Iwanowitsch kam nicht. Während des Wartens hatte Mark Iwanowitsch schon sein halbes Monatsgehalt an Prepolowenko und Kantarew verloren; Okeanows Nase war beim Noski und Dreiblatt schon ganz rot geworden und angeschwollen¹; die Magd Awdotja hatte sich schon fast ganz ausgeschlafen und hatte schon zweimal aufstehen, Holz holen und den Ofen heizen wollen; und Sinowi Prokofjewitsch war bis auf die Haut naß geworden, da er alle Augenblicke auf den Hof hinauslief, um nach Semjon Iwanowitsch Ausschau zu halten; aber noch war niemand erschienen, weder Semjon Iwanowitsch noch der schmarozende Trunkenbold. Schließlich legten sich alle schlafen, ließen aber für jeden Fall die Schwägerin hinter dem Bettschirm, und erst um vier Uhr ertönte ein Klopfen am Haustor; dafür war es aber auch so stark, daß es die Wartenden völlig für all die schweren Mühen, denen sie sich unterzogen hatten, entschädigte. Er war es, er selbst, Semjon Iwanowitsch, Herr Prochartschin, aber in einem solchen Zustande, daß alle entsetzt aufschrien und niemand mehr an die Schwägerin dachte. Der Verlorengegangene war bewußtlos. Es brachte ihn oder, richtiger gesagt, trug ihn auf den Schultern ein ganz durchnäßter, frostzitternder,

¹ Dem Beriterenden wird mit den Karten auf die Nase geschlagen. Anmerkung des Übersetzers.

zerlumpter Nachtdroschkenkutscher. Auf die Frage der Wirtin, wo der Armste sich so betrunken habe, antwortete der Kutscher: „Betrunken ist er nicht und ist es auch nicht gewesen; das kann ich dir versichern. Es hat ihn gewiß so eine Ohnmacht befallen, oder er hat eine Art Starrkrampf bekommen, oder vielleicht hat ihn auch der Schlag gerührt.“ Man untersuchte ihn näher, wobei man ihn der Bequemlichkeit halber an den Ofen lehnte, und sah, daß tatsächlich keine Betrunkenheit vorlag; auch einen Schlaganfall hatte er nicht gehabt, sondern es hatte ihn irgendein anderes Unglück betroffen, infolgedessen Semjon Iwanowitsch auch die Zunge nicht bewegen konnte; krampfhaftige Zuckungen gingen durch seinen Körper, und er klappte nur die Augen auf und zu, indem er verständnislos bald den einen, bald den andern der Zuschauer anstarrte, die ihn in ihren Nachtkostümen umstanden. Man fragte dann den Droschkenkutscher, wo er ihn herbekommen habe. „Von ein paar Männern aus Kolomna¹“, antwortete er; „ob es richtige Herren waren oder nicht, das weiß ich nicht; aber gekneipt hatten sie und waren lustig. Die haben mir den hier übergeben; vielleicht haben sie ihn durchgeprügelt, oder er hat Krämpfe bekommen; Gott weiß, was geschehen ist. Aber lustige Herren waren es, gute Herren!“ Man nahm Semjon Iwanowitsch; einer hob ihn auf seine kräftigen Schultern und trug ihn auf das Bett. Als aber Semjon Iwanowitsch auf das Bett gelegt wurde, seine Schwägerin berührte und mit den Beinen gegen seinen heiligen Kasten stieß, da schrie er aus voller Kehle, kauerte sich nieder und bedeckte, am ganzen Leibe zitternd, so gut er konnte, mit den Händen und dem Körper den ganzen Raum auf seinem

¹ Ein Stadtteil im Westen. Anmerkung des Übersetzers.

Bette; mit dem ängstlichen, aber seltsam entschlossenen Blicke, den er über die Anwesenden hingleiten ließ, schien er zu erklären, daß er eher sterben als auch nur den hundertsten Teil seiner armseligen Habe jemandem überlassen werde.

Semjon Iwanowitsch lag zwei oder drei Tage lang da, von dem Bettschirm dicht umgeben und auf diese Weise von der ganzen Welt und all ihren nichtigen Aufregungen abgeschlossen. Wie es nicht anders sein konnte, hatten ihn gleich am folgenden Tage alle vergessen; unterdes verging die Zeit; eine Stunde löste die andere ab, ein Tag den andern. Ein Mittelding zwischen Schlaf und Phantasieren umging den schweren, heißen Kopf des Kranken; aber er lag friedlich da, stöhnte nicht und klagte nicht; vielmehr verhielt er sich ganz still und ruhig und drückte sich fest an sein Bett, wie ein Hase sich vor Furcht auf die Erde wirft, wenn er die Jagd hört. Zu gewisser Zeit trat in der Wohnung eine lange, melancholische Stille ein, ein Zeichen, daß alle Pensionäre zum Dienst gegangen waren, und wenn Semjon Iwanowitsch wach geworden war, so konnte er sich nach Belieben die Langeweile damit vertreiben, daß er auf das nahe Geräusch in der Küche hinhorchte, wo die Wirtin herumhantierte, oder auf das gleichmäßige Klatschen der niedergetretenen Schuhe der Magd Awdotja in allen Zimmern, wenn sie stöhnend und sich räuspernd in allen Schlafstellen aufräumte und aufwischte und alles in Ordnung brachte. Ganze Stunden vergingen auf diese Weise, schläfrig, träge und langweilig, wie das Wasser, das mit gleichmäßigem Geräusche in der Küche vom Hahn in das Becken tropfte. Endlich kehrten die Pensionäre, theils einzeln, theils in Gruppen zurück, und Semjon Iwano-

witsch konnte bequem hören, wie sie über das Wetter schimpften, zu essen verlangten, wie sie lärmten, rauchten, sich zankten, sich versöhnten, Karten spielten und, wenn es ans Teetrinken ging, mit den Tassen klapperten. Unwillkürlich machte Semjon Swanowitsch eine Anstrengung, um aufzustehen und in der üblichen Weise an dem Genuße dieses Getränkes teilzunehmen, versank aber sogleich in Schlaf und träumte, er sitze schon lange am Teetisch, trinke mit und beteilige sich an der Unterhaltung, und Sinowi Prokofjewitsch habe bereits die Gelegenheit benutzt und ein Projekt über die Schwägerinnen und die moralischen Verpflichtungen verschiedener guter Leute gegen sie im Gespräche angebracht. Hier wollte sich Semjon Swanowitsch schon beeilen, etwas zu erwidern und sein Verhalten zu rechtfertigen; aber mit einem Male erscholl aus jedem Munde die allmächtige dienstliche Redewendung „es ist wiederholentlich bemerkt worden“ und schnitt endgültig alle seine Erwidern ab, und Semjon Swanowitsch konnte nichts Besseres ersinnen, als einen neuen Traum zu beginnen, nämlich davon, daß heute der Erste sei und er soundsoviel Silberrubel in seiner Kanzlei bekomme. Auf der Treppe schlug er das Papier, in dem sie sich befanden, auseinander, sah sich schnell um, teilte so schnell wie möglich die ganze Hälfte des soeben empfangenen Gehaltes ab und verbarg diese Hälfte in seinem Stiefel; dann, immer noch auf der Treppe und ohne sich darum zu kümmern, daß er es auf seinem Bette im Schlafe tat, nahm er sich vor, wenn er nach Hause gekommen sein würde, unverzüglich seiner Wirtin das Erforderliche für Kost und Logis zu bezahlen, hierauf noch irgend etwas Notwendiges zu kaufen und dann geeigneten Persönlichkeiten scheinbar absichtslos

und zufällig zu zeigen, daß er einen Abzug erlitten habe, daß ihm so gut wie nichts übrig geblieben sei, und daß er auch seiner Schwägerin jetzt nichts schicken könne; dabei wollte er dann ein Trauerlied über seine Schwägerin anstimmen, auch morgen und übermorgen noch viel von ihr reden und nach ungefähr zehn Tagen noch einmal im Vorbeigehen auf ihre Armut zurückkommen, damit seine Wohnungsgenossen es nur ja nicht vergäßen. Nachdem er sich das vorgenommen hatte, sah er, daß auch Andrei Jefimowitsch, jener kleine, schweigsame, fahlköpfige Mensch, der in der Kanzlei ganze drei Zimmer von Semjon Iwanowitschs Plaz entfernt saß und in zwanzig Jahren auch nicht ein Wort mit ihm gesprochen hatte, ebendort auf der Treppe stand, ebenfalls seine Silberrubel zählte, den Kopf schüttelte und zu ihm sagte: „Das liebe, liebe Geld!“ „Ohne Geld keine Grüße“, fügte er, die Treppe hinabsteigend, finster hinzu und schloß, als er bereits vor der Haustür war: „Ich habe sieben Kinder, mein Herr!“ Dabei zeigte der fahlköpfige Mensch, wahrscheinlich ebenfalls ohne zu bemerken, daß er das nur als Vision und nicht in Wahrheit und Wirklichkeit tue, mit der Hand eine Elle hoch von der Erde, bewegte die Hand in absteigender Linie und murmelte, der älteste gehe schon aufs Gymnasium; hierauf blickte er Semjon Iwanowitsch entrüstet an, als ob gerade dieser an seinen sieben Kindern schuld sei, drückte sich den Hut ins Gesicht, rüttelte seinen Mantel zurecht, drehte sich nach links herum und verschwand. Semjon Iwanowitsch hatte einen großen Schreck bekommen, und obgleich er von seiner eigenen Unschuld in betreff der bedauerlich hohen Zahl von sieben Kindern in einer Familie vollständig überzeugt war, so schien es in Wirklichkeit doch so herauszu-

Kommen, daß kein anderer als er die Schuld daran trage. In seiner Angst fing er an zu laufen; denn es kam ihm so vor, als ob der kahlköpfige Herr umkehre, ihn verfolge, ihn visitieren und ihm das ganze Gehalt abnehmen wolle, unter Berufung auf seine unumstößliche Zahl von sieben Kindern und unter Bestreitung irgendwelcher Beziehungen Semjon Iwanowitschs zu irgendwelchen Schwägerinnen. Semjon Iwanowitsch lief und lief und kam außer Atem . . . neben ihm liefen noch sehr viele andere Menschen, und bei allen klapperte das Gehalt in den hinteren Taschen ihrer kurzen Fracks; schließlich lief das ganze Volk; die Trompeten der Feuerwehr ertönten, und ganze Menschenwellen trugen ihn beinah auf den Schultern zu eben jener Feuersbrunst hin, die er vor kurzem mit dem schmarozenden Trunkenbold zusammen angesehen hatte. Der Trunkenbold, alias Herr Simoweikin, befand sich schon dort, begrüßte Semjon Iwanowitsch, nahm sich seiner sehr an, faßte ihn unter den Arm und führte ihn mitten in das dichteste Gedränge hinein. Ebenso wie damals im Wachen lärmte und brauste um sie herum eine unüberschbare Volksmenge, die zwischen den beiden Brücken den ganzen Kai der Fontanka und alle umliegenden Straßen und Gassen anfüllte; ebenso wie damals wurden Semjon Iwanowitsch und der Trunkenbold in das Innere einer Umzäunung getragen, wo sie auf einem großen, von Zuschauern angefüllten Holzhohe wie in einer Zange zusammengepreßt wurden; diese waren von den Straßen, vom Trödelmarkt und aus allen umliegenden Häusern, Speisewirtschaften und Schenken zusammengeströmt. Semjon Iwanowitsch sah und empfand alles wie damals; in dem Wirbel des Fiebers und Phantasierens huschten allerlei sonderbare Gestalten

vor seinem Auge vorüber. An einige von ihnen erinnerte er sich. Einer war jener sich stark aufspielende, drei Ellen lange Herr mit dem ellenlangen Schnurrbart, der bei der Feuersbrunst hinter Semjon Iwanowitschs Rücken gestanden und ihm eine Aufmunterung hatte zuteil werden lassen, als unser Held eine Art von Begeisterung empfand und mit den kurzen Beinchen trampelte, um auf diese Weise den Feuerwehrleuten seinen Beifall für ihre mannhafte Arbeit zu spenden, die er, der Lange, von seiner Höhe vollständig übersah. Ein anderer war jener stämmige Bursche, von welchem unser Held, als er über einen andern Zaun hatte steigen wollen, um vielleicht jemand zu retten, einen gehörigen Stoß in Gestalt einer Beihilfe von hinten empfangen hatte. Auch die Gestalt jenes alten Mannes mit dem Hämorrhoidengesichte, in einem alten, mit einem Strick umgürteten wattierten Schlafrock, tauchte vor seinem Blicke auf; dieser war schon vor dem Ausbruche des Feuers von Hause weg in einen Laden gegangen, um für seinen Untermieter Zwieback, Tabak und anderes einzuholen, und suchte sich nun mit einem Milchtopf in der Hand durch die Menschenmenge nach seiner Wohnung durchzuarbeiten, wo seine Frau, seine Tochter und in einer Ecke unter dem Federbett dreißig und ein halber Rubel verbrannten. Aber am deutlichsten stand ihm jene arme, wunderliche Frau vor Augen, von der er schon mehrmals in seiner Krankheit geträumt hatte; er sah sie so, wie sie damals gewesen war: in Lumpen gekleidet, mit schlechten Bastschuhen an den Füßen, einen Krückstock in der Hand, einen geflochtenen Quersack auf dem Rücken. Sie schrie lauter als die Feuerwehr und das Volk, fuchtelte mit dem Krückstock und den Armen umher und rief, ihre eigenen Kinder hätten sie von irgend-

wo hinausgejagt, und dabei seien ihr zwei Fünfkopekenstücke verloren gegangen. Die Kinder und die Fünfkopekenstücke, die Fünfkopekenstücke und die Kinder, das verwirrte sich in ihrem Munde zu einem unverständlichen Unsinn. Nach vergeblichen Bemühungen, daraus Flug zu werden, wandten sich alle von ihr ab; aber das Weib ließ nicht nach: sie schrie und heulte und schwenkte die Arme und kümmerte sich anscheinend weder um die Feuersbrunst, zu der sie in dem Menschenstrom von der Straße hintrieb, noch um die ganze Volksmenge um sie herum, noch um fremdes Unglück, noch selbst um die Funken und Brandstücke, die schon das ganze umherstehende Volk zu überschütten anfingen. Zuletzt aber bekam Herr Prochartschin einen gewaltigen Schreck; denn er erkannte klar, daß das alles nicht so ohne Grund geschah, und daß das Unheil an ihm nicht vorübergehen werde. Und wirklich war ebendort, nicht weit von ihm, ein Mann niederen Standes, in einem zerrissenen langen Rocke ohne Gurt, mit versengtem Haar und Bart, auf einen Holzhaufen gestiegen und begann nun alle Leute gegen ihn, Herrn Prochartschin, aufzuhehen. Die Menge wurde immer dichter und dichter; der Mann schrie, und starr vor Schreck erinnerte sich Herr Prochartschin auf einmal, daß dieser Mann derselbe Droschkenkutscher war, den er vor fünf Jahren schmähslich betrogen hatte, indem er, ohne bezahlt zu haben, in ein Tor, wo ein Durchgang war, hineingeschlüpft und so eilig davongerannt war, wie wenn er barfuß über eine glühende Eisenplatte lief. In seiner Verzweiflung wollte Herr Prochartschin etwas sagen, wollte schreien; aber die Stimme versagte ihm. Er fühlte, wie die ganze ergrimimte Menge ihn wie eine bunte Schlange umwand, ihn zusammenpreßte, ihn würgte. Er machte

eine unnatürliche Anstrengung und erwachte. Da wurde er gewahr, daß er brannte, daß seine ganze Schlafstelle brannte und sein Bettschirm und die ganze Wohnung samt Ustinja Fjodorowna und allen ihren Pensionären, und daß sein Bett brannte und sein Kopfkissen und seine Bettdecke und sein Kasten und endlich auch seine kostbare Matraze. Semjon Iwanowitsch sprang auf, ergriff seine Matraze und lief, sie hinter sich herschleppend, davon. Aber in dem Zimmer der Wirtin, wohin unser Held so, wie er war, barfuß und im bloßen Hemde, ohne alles Anstandsgefühl gelaufen war, wurde er ergriffen, überwältigt, wieder hinter den Bettschirm zurückschleudert (übrigens brannte dieser gar nicht, es brannte vielmehr nur Semjon Iwanowitschs Kopf) und ins Bett gelegt. So legt der umherziehende, zerlumpte, unrasierte, mürrische Besitzer eines Kasperletheaters seinen Hanswurst in den Kasten, nachdem dieser allen möglichen Unfug getrieben, alle durchgeprügelt und seine Seele dem Teufel verkauft hat; dort liegt er nun bis zur nächsten Vorstellung zusammen mit eben jenem Teufel, mit dem Mohren, mit Mamsell Katerina und ihrem glücklichen Liebhaber, dem Bezirkshauptmann.

Alle, alt und jung, umringten sofort Semjon Iwanowitsch, stellten sich in einer Reihe um sein Bett herum und sahen den Kranken mit erwartungsvollen Gesichtern an. Inzwischen war er wieder zur Besinnung gekommen; aber er bemühte sich auf einmal aus aller Kraft, sei es aus Schamgefühl oder aus einem andern Grunde, die Bettdecke über seinen Kopf zu ziehen, wahrscheinlich um sich darunter vor den Blicken seiner teilnahmevollen Wohnungsgenossen zu verbergen. Endlich unterbrach Mark Iwanowitsch als erster das Stillschweigen und sagte als verständig

diger Mensch in sehr freundlichem Tone, Semjon Iwanowitsch müsse sich ganz beruhigen; krank zu sein sei etwas Häßliches, dessen man sich schämen müsse; so benähmen sich nur kleine Kinder; er solle wieder gesund werden und dann auch wieder in den Dienst gehen. Mark Iwanowitsch schloß mit einem Späßchen, indem er sagte, für Kranke sei im Etat kein Gehalt angesetzt, und da er bestimmt wisse, daß auch nur ein sehr geringer Rang damit verbunden sei, so bringe, wenigstens nach seinem Urteil, ein solcher Beruf oder Zustand keine großen materiellen Vorteile. Kurz, es war ersichtlich, daß alle an Semjon Iwanowitschs Schicksal aufrichtig Anteil nahmen und sich seiner Pflege widmen wollten. Aber mit unbegreiflicher Grobheit fuhr dieser fort, im Bette zu liegen, zu schweigen und hartnäckig die Bettdecke immer mehr über sich herüberzuziehen. Mark Iwanowitsch gab sich indessen noch nicht besiegt und sagte mit Selbstüberwindung noch etwas sehr Angenehmes zu Semjon Iwanowitsch, da er wußte, daß man einen Kranken so behandeln müsse. Aber Semjon Iwanowitsch wollte das nicht empfinden; vielmehr brummte er mit höchst mißtrauischer Miene etwas zwischen den Zähnen und begann auf einmal in ganz feindseliger Weise nach rechts und links zu schielen, als wolle er mit seinem Blicke alle, die ihn bemitleideten, vernichten. Da war nun weiter nichts zu machen: Mark Iwanowitsch konnte sich nicht mehr beherrschen, und da er sah, daß dieser Mensch sich geradezu vorgenommen hatte eigensinnig zu sein, so kränkte und verletzte ihn das, und er erklärte ihm ohne Umschweife und angenehme Redewendungen, es sei jetzt Zeit zum Aufstehen; man dürfe nicht auf der Bärenhaut liegen; Tag und Nacht etwas von Feuersbrünsten, Schwägerinnen,

Trunkenbolden, Schläffern, Rasten und der Teufel weiß wovon sonst noch zu schreien sei dumm, unpassend und ein Unrecht gegen andere Leute; denn wenn Semjon Iwanowitsch selbst nicht schlafen wolle, so solle er wenigstens andere nicht stören; das möge er sich hinter die Ohren schreiben. Diese Rede brachte eine Wirkung hervor; denn Semjon Iwanowitsch wandte sich sofort zu dem Redner hin und sagte in festem Tone, wiewohl mit schwacher, heiserer Stimme: „Halt's Maul, dummer Junge! Du Schwächer, du Schandmaul! Ein Stiefel bist du, daß du's nur hörst! Bist du etwa ein Fürst, he? Verstehst du etwas Rechtes?“ Als Mark Iwanowitsch eine derartige Antwort hörte, fuhr er zunächst auf; dann aber sagte er sich, daß er mit einem Kranken zu tun habe, unterdrückte großmütig das Gefühl der Kränkung und machte im Gegenteil den Versuch, ihn zu beschämen; aber auch damit hatte er kein Glück; denn Semjon Iwanowitsch erwiderte ihm sofort, er lasse sich nicht zum besten halten; Mark Iwanowitsch drechsle seine schönen Phrasen ganz vergebens. Es folgte ein zwei Minuten dauerndes Stillschweigen; endlich kam Mark Iwanowitsch von seinem Erstaunen wieder zu sich und erklärte in gewählten Ausdrücken, aber offen, deutlich und nicht ohne Festigkeit, Semjon Iwanowitsch möge sich bewußt sein, daß er sich unter anständigen Menschen befinde; „Sie sollten Verständnis dafür haben, geehrter Herr,“ fuhr er fort, „wie man sich einer anständigen Person gegenüber zu benehmen hat.“ Mark Iwanowitsch verstand es, bei Gelegenheit schön zu reden, und imponierte gern seinen Zuhörern. Semjon Iwanowitsch dagegen redete, wahrscheinlich infolge seiner langen Gewohnheit zu schweigen, mehr in abgebrochener Manier, und dazu kam noch etwas

anderes: wenn es sich traf, daß er einen längeren Satz zu sprechen hatte, so war es, als ob, je mehr er in ihn hineingeriet, jedes Wort noch ein anderes Wort gebar, das andere Wort gleich bei seiner Geburt ein drittes, das dritte ein viertes, und so weiter, so daß er den ganzen Mund voll hatte, sich verschluckte und die Worte ihm schließlich in malezrischer Unordnung aus dem Munde hinauspolterten. Dies war der Grund, weswegen Semjon Iwanowitsch, der doch ein verständiger Mensch war, mitunter schrecklichen Unsinn redete. „Du faselst,“ antwortete er jetzt, „du grüner Bengel, du Herumtreiber! Du wirst dir noch einmal einen Quersack über die Schulter hängen und betteln gehn, du Freigeist, du Liedrian; da hast du es, du Schönredner!“

„Sie phantasieren wohl immer noch, nicht wahr, Semjon Iwanowitsch?“

„Weißt du,“ antwortete Semjon Iwanowitsch, „ein Dummkopf phantasiert, ein Trunkenbold phantasiert, ein Hund phantasiert; aber ein weiser Mann dient der Vernunft. Du verstehst nichts vom praktischen Leben, du liederlicher Mensch, du Gelehrter, du geschriebenes Buch! Und wenn du in Brand gerätsst, dann wirst du gar nicht merken, wie dir der Kopf abbrennt; ich habe da so eine Geschichte gehört!“

„Ja . . . das heißt, wie denn . . . das heißt, wie meinen Sie denn das, Semjon Iwanowitsch, daß mir der Kopf abbrennen wird? . . .“

Mark Iwanowitsch sprach nicht zu Ende; denn alle sahen deutlich, daß Semjon Iwanowitsch noch nicht klar war und irre redete; aber die Wirtin konnte sich nicht mehr halten und schob hier die Bemerkung ein, daß das Haus in der Krummen Gasse neulich durch die Schuld eines fahl-

köpfigen Dienstmädchens abgebrannt sei; es wäre da so ein kahlköpfiges Dienstmädchen gewesen, die habe eine Kerze angezündet und dadurch die Kumpelkammer in Brand gesetzt. Aber bei ihr, der Redenden, komme so etwas nicht vor, und die Schlafstellen seien sicher.

„Ja, sehen Sie mal, Semjon Swanowitsch!“ rief Sinowi Prokofjewitsch ganz außer sich, indem er die Wirtin unterbrach. „Sie sind ja ein ganz wunderlicher, einfältiger Mensch, Semjon Swanowitsch; man macht mit Ihnen ein paar Spaßchen über Ihre Schwägerin und über Prüfungen im Tanzen, und da halten Sie das für wahr?“

„Na, höre du jetzt mal“, antwortete unser Held, der seine letzte Kraft zusammennahm und sich auf dem Bette halb aufrichtete; er war furchtbar ergrimmt auf seine teilnahmsvollen Mitpensionäre. „Wer ist hier der Narr? Du bist ein Narr, ein närrischer Hund, ein Hansnarr; mir aber fällt es nicht ein, auf deinen Befehl Narrheiten zu machen; hörst du wohl, du dummer Junge, ich bin nicht dein Diener!“

Semjon Swanowitsch wollte noch etwas hinzufügen, fiel aber kraftlos auf das Bett zurück. Die teilnahmsvollen Mitpensionäre machten erstaunt den Mund auf; denn sie begriffen jetzt, was mit Semjon Swanowitsch vorgegangen war, und wußten nicht, was sie nun weiter tun sollten. Auf einmal knarrte die Rüchentür, öffnete sich, und der trunksüchtige Freund, alias Herr Simoweikin, steckte schüchtern seinen Kopf herein und witterte nach seiner Gewohnheit vorsichtig umher. Es war, als hätte man ihn erwartet; alle winkten ihm gleichzeitig zu, er möchte schnell hereinkommen, und Simoweikin drängte sich außerordentlich erfreut, ohne den Mantel abzulegen, eilig und höchst bereitwillig zu Semjon Swanowitschs Bette durch.

Es war deutlich, daß Simoweikin die ganze Nacht in wachem Zustande und in irgendwelcher ernstern Tätigkeit verbracht hatte. Die rechte Seite seines Gesichtes war mit etwas verklebt; seine geschwollenen Augenlider waren feucht von Eiter; der Frack und die ganze Kleidung waren zerrissen, und die ganze linke Seite des Anzugs schien mit etwas sehr Häßlichem bespritzt zu sein, vielleicht mit Schmutz aus einer Pfütze. Unter dem Arme trug er eine Geige, die Gott weiß wem gehören mochte, und die er irgendwo verkaufen wollte. Anscheinend hatten die Pensionäre keinen Fehlgriff damit getan, daß sie ihn zu Hilfe riefen; denn nachdem er erfahren hatte, um was es sich handelte, wandte er sich sogleich an den schimpflustigen Semjon Iwanowitsch und sagte mit der Miene eines Mannes, der eine gewisse Autorität besitzt und zudem die Sache durchschaut: „Was fällt dir ein, Semjon? Steh doch auf! Du weiser Prochartschin, diene der Vernunft! Sonst werde ich dich wegschleppen, wenn du hier Randal machst; also mach hier keinen Randal!“ Diese kurze, aber kräftige Ansprache versetzte die Anwesenden in Erstaunen, und noch mehr wunderten sich alle, als sie bemerkten, daß Semjon Iwanowitsch beim Anhören dieser Worte und beim Anblicke dieses Gesichtes dermaßen erschrak und so verwirrt und ängstlich wurde, daß er kaum flüsternd die notwendigste Erwiderung durch die Zähne murmeln konnte: „Du Unglücklicher, geh fort!“ sagte er; „du Unglücklicher, du Dieb! Hörst du wohl, verstehst du wohl? Ein hochfahrender Mensch bist du; denkst wohl, du bist ein Fürst!“

„Nein, Bruder“, antwortete Simoweikin, der vollständig die Geistesgegenwart bewahrte, in gedehntem Tone. „Das ist nicht schön von dir, du weiser Prochartschin“, fuhr er

Semjon Swanowitsch ein wenig parodierend, fort und sah sich selbstzufrieden im Kreise um. „Mach hier keinen Skandal! Sei friedlich, Semjon, sei friedlich; sonst werde ich dich verraten, Brüderchen, und alles erzählen; verstehst du wohl?“

Es schien, daß Semjon Swanowitsch alles verstanden hatte; denn er zuckte zusammen, als er die letzten Worte hörte, und sah sich auf einmal schnell und mit ganz verstörtem Blicke rings um. Zufrieden mit der erzielten Wirkung wollte Herr Simoweikin fortfahren; aber Mark Swanowitsch verbot ihm sogleich solche aufregende Reden, wartete, bis Semjon Swanowitsch still und zahm geworden war und sich fast ganz beruhigt hatte, und begann dann in längerer Rede ihm vernünftig vorzustellen, dergleichen Gedanken zu hegen, wie er sie jetzt im Kopfe habe, sei erstens unnütz, zweitens nicht nur unnütz, sondern sogar schädlich; und endlich nicht nur schädlich, sondern sogar höchst unmoralisch; und die Ursache sei, daß Semjon Swanowitsch alle verführe und ein schlechtes Beispiel gebe. Von dieser Rede erwarteten alle eine verständige Wirkung. Auch war Semjon Swanowitsch jetzt in der That ganz still und erwiderte in maßvollem Tone. Es entspann sich eine freundschaftliche Debatte. Einige wandten sich in brüderlicher Weise an ihn und fragten ihn, warum er denn eigentlich so ängstlich sei. Semjon Swanowitsch antwortete, aber ausweichend. Es wurde ihm etwas erwidert. Semjon Swanowitsch antwortete auch darauf. Es folgte von beiden Seiten noch je eine Erwiderung; dann aber mischten sich alle in das Gespräch, alt und jung; denn die Rede war plötzlich auf ein so wunderbares, seltsames Thema gekommen, daß sie schlechterdings nicht wußten, wie sie alles

ausdrücken sollten. Der Streit wurde schließlich heftig; es wurde geschrien; ja, es kam zu Tränen, und Mark Iwanowitsch trat schließlich mit wutschäumendem Munde weg und erklärte, er habe noch nie einen so vernagelten Menschen kennen gelernt. Dylewaniew spuckte ärgerlich aus; Okeanow bekam Angst; Sinowi Prokofjewitsch brach in Tränen aus, und Ustinja Fjodorowna heulte laut und jammerte, sie verliere einen Pensionär; er habe den Verstand verloren und werde sterben, ohne daß der Paß zu finden sei, und sie stehe allein und schutzlos in der Welt da und werde mit den Behörden ihre Not haben. Kurz, alle sahen schließlich klar ein, daß ihre Aussaat gut gewesen war, daß alles, was zu säen ihnen in den Sinn gekommen war, hundertfältige Frucht trug, daß der Boden wohlgeeignet gewesen war, und daß es Semjon Iwanowitsch gelungen war, in ihrer Gesellschaft seinen Kopf in einer wunderbaren, unwiederbringlichen Weise auszubilden. Alle verstummten; denn da sie sahen, daß Semjon Iwanowitsch sich vor allem fürchtete, so wurden sie schließlich selbst ängstlich.

„Wie!“ rief Mark Iwanowitsch, „warum fürchten Sie sich denn so? Warum sind Sie denn so verrückt geworden? Wer denkt denn überhaupt an Sie, mein Herr? Haben Sie ein Recht, sich zu fürchten? Wer sind Sie? Was sind Sie? Eine Null sind Sie, mein Herr, ein runder Pfannkuchen, daß Sie's nur wissen! Warum machen Sie Lärm? Ein altes Weib ist auf der Straße überfahren worden; muß Ihnen darum das gleiche geschehen? Ein Trunkenbold hat seine Tasche nicht behütet; werden darum auch Ihnen die Rockschöße abgeschnitten werden? Ein Haus ist abgebrannt; wird darum auch Ihnen der Kopf abbrennen, wie? Ist es so, mein Herr? Ist es so, Verehrter? Ist es so?“

„Du, du, du bist dumm!“ murmelte Semjon Iwanowitsch. „Man wird dir die Nase abbeißen, und du wirst sie selbst zum Brote essen, ohne es zu merken . . .“

„Mag ich ein Stiefel sein, mag ich ein Stiefel sein!“ rief Mark Iwanowitsch, der nicht hingehört hatte; „mag ich meinetwegen nicht besser als ein Stiefel sein! Aber ich brauche ja kein Examen abzulegen, brauche mich nicht zu verheiraten, brauche nicht tanzen zu lernen; der Boden bricht unter mir nicht zusammen, mein Herr. Wie steht es, Verehrter? Haben Sie nicht ordentlich Platz? Sinkt der Boden unter Ihnen ein, wie?“

„Wird man etwa dich danach fragen? Sie schließen sie, und dann ist sie nicht mehr vorhanden.“

„Was schließen sie? Was haben Sie da wieder?“

„Aber den Trunkenbold haben sie doch abgesetzt.“

„Ja; aber das ist auch ein Trunkenbold, und Sie und ich sind Menschen!“

„Nun ja, wir sind Menschen. Aber sie existiert, und auf einmal existiert sie nicht mehr . . .“

„Sie existiert nicht mehr! Was für eine ‚sie‘ denn?“

„Na, sie, die Kanzlei . . . die Kanzlei!!!“

„Aber Mann Gottes! Die ist ja doch notwendig, die Kanzlei . . .“

„Sie ist notwendig, sagst du; heute ist sie notwendig, morgen ist sie notwendig, aber übermorgen ist sie auf einmal nicht mehr notwendig. Da habe ich eine Geschichte gehört . . .“

„Aber Sie werden doch ein Jahresgehalt weiterbeziehen! O Sie ungläubiger Thomas! Und bei manchen Stellen steigt das Gehalt mit dem Dienstalter . . .“

„Gehalt? Wenn ich aber das Gehalt verzehrt habe oder Diebe kommen und es mir wegnehmen? Und ich habe eine Schwägerin, hörst du wohl? Eine Schwägerin! Du vernagelter Mensch du! . . .“

„Eine Schwägerin! Nein, Sie sind ein Mensch, der . . .“

„Ein Mensch; ich, ich bin ein Mensch; aber du bist trotz deiner Belesenheit dumm; hörst du wohl, vernagelt bist du, ganz vernagelt; nun weißt du's! Ich mache nicht solche Späße wie du; aber es ist eine Stelle, die ohne weiteres aufgehoben werden kann. Auch Demid, hörst du, Demid Wasiljewitsch sagt, die Stelle würde aufgehoben . . .“

„Ach, was reden Sie; wie wird denn Demid . . . Sie versündigen sich ja . . .“

„Ja, hast du nicht gesehen, ist man ohne Stelle; und was macht man dann, siehst du!“

„Sie reden ja einfach irre oder haben ganz den Verstand verloren! Sagen Sie uns doch einfach: was ist Ihnen? Gestehen Sie es, wenn Ihnen ein Unglück zugestoßen ist! Dabei ist doch nichts zu schämen! Sind Sie verrückt geworden, Verehrter, ja?“

„Er ist verrückt geworden! Er hat den Verstand verloren!“ wurde ringsumher gerufen, und alle rangen verzweifelt die Hände. Die Wirtin aber faßte Mark Iwanowitsch mit beiden Armen um und bat ihn, Semjon Iwanowitsch nicht länger zu peinigen.

„Ein Heide bist du, eine heidnische Seele hast du, du Weiser!“ flehte ihn auch Simoweikin an und fuhr dann, zu Semjon Iwanowitsch gewendet, fort: „Semjon, du bist nicht übelnehmerisch, du bist freundlich und lebenswürdig! Du bist ein schlichter, tugendhafter Mensch, hörst du wohl? Das kommt alles von deiner Tugend her; ich

aber bin dreist und dumm, ich bin ein Bettler. Du hast mich als guter Mensch nicht verlassen; sei sicher, dafür wird dir Ehre zuteil werden; allen Herren hier und der Wirtin sage ich meinen Dank; siehst du, ich verbeuge mich bis zur Erde, da, so; ich tue meine Schuldigkeit, meine Schuldigkeit, liebe Wirtin!" Hier machte Simoweikin wirklich, und sogar mit einer Art von pedantischer Würde, vor allen ringsumher Verbeugungen bis zur Erde. Hierauf wollte Semjon Swanowitsch wieder weiterreden; aber diesmal gestattete man es ihm nicht: alle drangen auf ihn ein, baten ihn, redeten ihm zu und beschwichtigten ihn und erreichten es auch, daß er ganz kleinlaut wurde und zuletzt nur mit schwacher Stimme bat, noch ein paar Worte sagen zu dürfen.

„Nun ja, das ist ja richtig“, sagte er; „ich bin freundlich und friedlich, siehst du, und tugendhaft, anhänglich und treu; weißt du, meinen letzten Blutstropfen, hörst du, du dummer Junge, du Proß . . . mag sie bestehen bleiben, die Stelle; aber ich bin arm; und wenn sie sie mir nehmen, hörst du, du proßiger Mensch (schweige jetzt und höre zu!), wenn sie sie mir nehmen, dann . . . sie besteht ja jetzt, Bruder; aber dann wird sie nicht mehr bestehen . . . verstehst du? Und ich, Bruder, werde noch mit dem Bettelsack . . . hörst du?“

„Semjon!“ heulte Simoweikin wie ein Rasender und übertönte diesmal mit seiner Stimme den ganzen Lärm, der sich erhoben hatte. „Du Freigeist! Ich werde dich gleich verraten! Was bist du denn für einer? Bist du ein Kraakeeler, du Schafskopf? Einen dreisten, dummen Menschen wie mich halftern sie ohne weiteres ab; aber bist du etwa so einer?“

„Aber es ist doch so eine Sache . . .“

„Was heißt das: ‚es ist so eine Sache‘?“

„Es ist gegen ihn nichts anzufangen! . . .“

„Was heißt das: ‚es ist gegen ihn nichts anzufangen‘?“

„Er hat seinen freien Willen; und wenn man immer so liegt und liegt, dann . . .“

„Was?“

„Aber auch wegen Freigeisterei . . .“

„Wegen Frei-gei-ste-rei! Semjon, du ein Freigeist!!“

„Halt!“ rief Herr Prochartschin mit einer heftigen Armbewegung und unterbrach das sich erhebende Geschrei; „ich meinte es anders . . . Versteh doch nur, versteh doch nur recht, du Schafskopf: ich bin friedlich, heute bin ich friedlich, morgen bin ich friedlich; aber dann bin ich nicht mehr friedlich, ich werde grob, und dann heißt es: ‚Mach, daß du wegkommst, du Freigeist!‘“

„Aber was reden Sie denn da!“ donnerte schließlich Mark Iwanowitsch, sprang von dem Stuhle auf, auf den er sich niedergelassen hatte, um sich zu erholen, und lief in größter Aufregung, vor Ärger und Ingrimm am ganzen Leibe zitternd, zum Bette hin. „Was reden Sie da? Sie Schafskopf! Hat weder Dach noch Fach! Sind Sie denn etwa allein auf der Welt? Ist etwa die Welt für Sie geschaffen? Sind Sie ein Napoleon? Was sind Sie? Ein Napoleon, ja? Sind Sie ein Napoleon oder nicht?! Sagen Sie, mein Herr, ob Sie ein Napoleon sind oder nicht! . . .“

Aber Herr Prochartschin gab auf diese Frage keine Antwort mehr. Nicht daß er sich geschämt hätte ein Napoleon zu sein, oder sich gefürchtet hätte, eine solche Verantwortung auf sich zu nehmen; nein, er war nicht mehr imstande zu streiten oder sachlich etwas zu erörtern. Die Krisis der

Krankheit war eingetreten. Ein Sprühregen von Tränen stürzte auf einmal aus seinen grauen Augen, die von einem fieberhaften Feuer glänzten. Mit seinen knochigen, durch die Krankheit ausgemergelten Händen bedeckte er seinen heißen Kopf, richtete sich im Bette auf und begann schluchzend zu reden: er sei ganz arm; er sei ein unglücklicher, schlichter Mensch, ein dummer, ungebildeter Mensch; gute Leute möchten ihm verzeihen, sich seiner annehmen, ihn beschützen, ihm Speise und Trank geben, ihn in seiner Armut nicht verlassen, und Gott weiß was Semjon Iwanowitsch noch alles jammerte. Während er so jammerte, blickte er in scheuer Angst um sich, als erwarte er jeden Augenblick, daß die Zimmerdecke einstürzen oder der Fußboden zusammenbrechen werde. Alle wurden beim Anblicke des Armen von Mitleid ergriffen, und allen wurde das Herz weich. Die Wirtin schluchzte wie ein altes Weib, jammerte über ihre schutzlose Verlassenheit und legte selbst den Kranken wieder ordentlich auf das Bett. Mark Iwanowitsch, welcher einsah, daß es zwecklos gewesen war, die Erinnerung an Napoleon wachzurufen, bekam einen Anfall von Gutherzigkeit und suchte sich ebenfalls hilfreich zu zeigen. Andere brachten, um auch ihrerseits etwas zu tun, eine Himbeerlimonade in Vorschlag, indem sie sagten, die helfe unverzüglich und gegen alles und werde dem Kranken sehr angenehm sein; aber Simoweikin widersprach sofort allen und stellte vielmehr die Behauptung auf, in einem solchen Falle sei nichts besser als eine gute Dosis starken Kamillentees. Was Sinowi Prokofjewitsch anlangte, der ein gutes Herz hatte, so schluchzte er und vergoß heiße Tränen vor Reue darüber, daß er Semjon Iwanowitsch durch allerlei Märchen geängstigt hatte, und veran-

laßt durch die letzten Worte des Kranken, daß er ganz arm sei und man ihm zu essen geben möchte, nahm er die Veranstaltung einer Kollekte in Angriff, bei der er sich vorläufig auf die Pensionäre beschränkte. Von allen hörte man Ausdrücke des Bedauerns; alle waren von Mitleid und Betrübniß erfüllt, und alle wunderten sich dabei, wie es nur möglich gewesen war, daß ein Mensch sich so hatte ins Bockshorn jagen lassen. Und was hatte er dazu für einen Grund gehabt? Ja, wenn er noch ein hohes Amt inne hätte, verheiratet wäre, Kinder aufzuziehen hätte, und wenn man ihn dann vor Gericht gezogen hätte; aber er war ja doch nur ein ganz unbedeutender Mensch, der weiter nichts hatte als einen einzigen Kasten mit einem deutschen Schlosse, seit mehr als zwanzig Jahren hinter seinem Bettschirm lag und schwieg, von der Welt und ihrem Leide nichts wußte und haushälterisch lebte, — und einem solchen Menschen fiel es nun auf einmal ein, infolge eines gewöhnlichen müßigen Wortes sich eine fixe Idee in den Kopf zu setzen und zu fürchten, daß ihm das Leben in der Welt gar zu schwer werden würde. Und er bedachte gar nicht, daß es doch alle Menschen schwer haben! „Hätte er sich nur das überlegt,“ sagte Okeanow nachher, „daß es doch alle Menschen schwer haben, dann hätte er den Kopf oben behalten und keine Dummheiten gemacht und sich nach Möglichkeit in die Verhältnisse geschickt.“ Den ganzen folgenden Tag über wurde von nichts anderem gesprochen als von Semjon Iwanowitsch. Sie gingen zu ihm hin, erkundigten sich nach seinem Befinden und trösteten ihn; aber gegen Abend mochte er die Tröstungen nicht mehr anhören. Der Arme bekam starke Hitze und fing an zu phantasieren; mitunter verlor er das Bewußtsein, so daß sie schon den

Arzt holen lassen wollten. Die sämtlichen Pensionäre verabredeten sich und gaben sich untereinander das Wort, die ganze Nacht über der Reihe nach bei Semjon Iwanowitsch Wache zu halten und ihn zu beruhigen und, wenn etwas vorfiel, sogleich alle zu wecken. In dieser Absicht setzten sie sich, um nicht einzuschlafen, zum Kartenspiel hin, nachdem sie bei dem Kranken dessen trunksüchtigen Freund angestellt hatten, der sich schon den ganzen Tag über in der Pension bei dem Bette des Kranken aufgehalten und dann um die Erlaubnis gebeten hatte, auch die Nacht über dableiben zu dürfen. Da sie aber nur auf Kredit spielten und das Spiel kein besonderes Interesse erregte, so wurde es ihnen bald langweilig. Sie hörten damit auf; dann stritten sie über irgend etwas; darauf fingen sie an zu schreien und zu lärmen, und schließlich gingen sie nach ihren Schlafstellen auseinander, redeten dort noch lange heftig miteinander, und da sie auf einmal alle ärgerlich geworden waren, so hatten sie keine Lust mehr, abwechselnd Wache zu halten, und schliefen ein. Bald darauf war es in der Pension so still wie in einem leeren Keller, um so mehr, da es eine furchtbare Kälte war. Einer der letzten, die einschließen, war Okeanow. „Ich war so in einem Mittelzustand zwischen Schlafen und Wachen,“ erzählte er später; „da schien es mir, als ob in meiner Nähe so vor ein Uhr morgens zwei Menschen miteinander sprächen.“ Okeanow berichtete, er habe Simoweikin erkannt; dieser habe neben ihm seinen alten Freund Kemnew aufgeweckt, und sie hätten lange miteinander geflüstert; dann sei Simoweikin hinausgegangen, und es sei zu hören gewesen, wie er in der Küche eine Thür aufzuschließen versuchte. Der Schlüssel hatte, wie die Wirtin nachher versicherte, unter ihrem Kopf-

kissen gelegen und war in dieser Nacht abhanden gekommen. Zuletzt, erzählte Okeanow, sei es ihm gewesen, als ob sie beide zu dem Kranken hinter den Bettschirm gingen und dort ein Licht anzündeten. „Weiter“, sagte er, „weiß ich nichts; ich bin dann erst mit allen zusammen aufgewacht, als alle in der Pension auf einmal von den Betten sprangen, weil hinter dem Bettschirm ein solches Geschrei erscholl, daß ein Toter davon hätte erwachen können“, — und da schien es vielen, daß auf einmal dort das Licht erlosch. Es entstand ein arger Wirrwarr; alle waren heftig erschrocken; sie stürzten, so wie ein jeder war, nach dem Geschrei hin; aber in diesem Augenblicke ließ sich hinter dem Bettschirm Lärm, Schimpferei und Prügelei vernehmen. Sie zündeten Licht an und sahen, daß Simoweikin und Kemnew sich miteinander schlugen und einander schimpften; als sie sie beleuchteten, schrie der eine: „Ich bin es nicht gewesen, sondern dieser Räuber hier!“ und der andre, nämlich Simoweikin, schrie: „Rühr' mich nicht an; ich habe keine Schuld; das will ich sofort beschwören!“ Die Gesichter beider sahen ganz entstellt aus; aber im ersten Augenblick konnte man sich nicht mit ihnen abgeben; denn es stellte sich heraus, daß sich der Kranke nicht mehr auf seinem früheren Platze hinter dem Bettschirm befand. Sofort trennte man die Kämpfer und zog sie auseinander und sah nun, daß Herr Prochartschin unter dem Bette lag, jedenfalls völlig bewusstlos; die Bettdecke und das Kissen hatte er mit heruntergezogen, so daß sie auf ihm lagen; auf der Bettstelle war nur die kahle, alte, schmutzige Matratze zurückgeblieben (ein Laken hatte nie darauf gelegen). Man zog Semjon Swanowitsch hervor und legte ihn auf die Matratze, bemerkte aber gleich, daß es keinen Zweck

mehr hatte, sich mit ihm noch viele Mühe zu geben, da es schon vollständig mit ihm zu Ende ging: seine Arme waren schon steif geworden, und es war kaum noch Leben in ihm. Die Pensionäre stellten sich um ihn herum: er zuckte und zitterte immer noch ein klein wenig über den ganzen Körper hin; er versuchte mit den Händen etwas zu tun; die Zunge konnte er nicht bewegen; aber er blinzelte mit den Augen in ganz ähnlicher Art, wie angeblich der noch ganz warme, blutige, lebende Kopf blinzelt, den das Beil des Henkers soeben vom Kumpfe getrennt hat.

Zuletzt wurde alles stiller und stiller; das dem Tode vorhergehende Zittern und die Krämpfe erstarben; Herr Prochartschin streckte die Beine aus und begab sich mit seinen guten Taten und mit seinen Sünden ins Jenseits. Ob Semjon Iwanowitsch über irgend etwas einen Schreck bekommen oder einen bösen Traum gehabt hatte, wie Remnew nachher versicherte, oder irgendein anderes Unglück sich begeben hatte, das ist unbekannt; Tatsache ist nur, daß, auch wenn jetzt der Kanzleidirektor selbst in der Wohnung erschienen wäre und persönlich dem armen Semjon Iwanowitsch wegen Freigeisterei, Händelsucht und Trunksucht seine Entlassung aus dem Dienste mitgeteilt hätte, oder wenn sogar durch die andere Thür eine sich als Semjon Iwanowitschs Schwägerin bezeichnende Bettlerin hereingetreten wäre, oder wenn sogar Semjon Iwanowitsch auf der Stelle eine Gratifikation von zweihundert Rubeln erhalten hätte oder endlich das Haus und Semjon Iwanowitschs eigener Kopf zu brennen angefangen hätten, — daß er auch dann keinen Finger mehr gerührt haben würde. Und während bei den Anwesenden die erste Erstarrung vorüberging und sie die Sprache wiedergewannen und in wir-

rem Durcheinanderschreien allerlei Vorschläge machten und allerlei Zweifel äußerten, und während Ustinja Fjodorowna den Kasten unter dem Bette hervorzog und hastig unter dem Kopfkissen, unter der Matratze und sogar in den Stiefeln Semjon Swanowitschs umhersuchte, und während Kemnew und Simoweikin ins Verhör genommen wurden: in diesem Augenblicke bewies der Pensionär Okeanow, der bis dahin der beschränkteste, bescheidenste und stillste von allen gewesen war, plötzlich eine große Geistesgegenwart, besann sich auf sein Talent und seine besondere Begabung, ergriff seine Mütze und schlüpfte unter dem Lärm leise aus der Wohnung. Und als alle Schrecken der Anarchie bei den aufgeregten, bisher so friedlichen Pensionären ihren Gipfelpunkt erreicht hatten, da öffnete sich die Thür, und es erschienen plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel erstens ein Herr von anständigem Außern mit ernstem, aber unzufriedenem Gesichte, hinter ihm Jaroslaw Iljitsch, hinter Jaroslaw Iljitsch seine Beamten, soweit sie hier erforderlich waren, und hinter allen der aufgeregte Herr Okeanow. Der ernste Herr mit dem anständigen Außern ging geradeswegs zu Semjon Swanowitsch hin, befühlte ihn, schnitt eine Grimasse, zuckte mit den Schultern und sprach etwas aus, was allen bereits bekannt war, nämlich daß der Verstorbene schon tot sei, wobei er noch von sich aus hinzufügte, ebendasselbe habe sich kürzlich mit einem sehr angesehenen hohen Herrn im Schlafe begeben, der ebenfalls ohne weiteres gestorben sei. Nach diesen Worten trat der Herr mit dem anständigen Außern und der unzufriedenen Miene von dem Bette zurück, sagte, daß man ihn unnötigerweise belästigt habe, und ging hinaus. Sogleich trat Jaroslaw Iljitsch an seine Stelle (auf seine Anweisung wur-

den Kemnew und Simoweikin von den Polizisten verhaftet), befragte einen und den andern, bemächtigte sich geschickt des Kastens, den die Wirtin schon zu verbergen gesucht hatte, stellte die Stiefel an ihren früheren Platz, wobei er sich dahin äußerte, daß sie ganz zerrissen und völlig unbrauchbar seien, verlangte das Kopfkissen zurück, rief Okeanow heran, fragte nach dem Schlüssel zum Kasten, der sich dann in der Tasche des trunksüchtigen Freundes fand, und öffnete feierlich vor den Augen aller berechtigten Zeugen das Eigentum Semjon Iwanowitschs. Alles lag nun offen da: zwei Lappen, ein Paar Socken, ein halbes Taschentuch, ein alter Hut, einige Knöpfe, alte Stiefelsohlen und Stiefelschäfte, dann noch eine Ahle, ein Stückchen Seife, etwas elende Wäsche, lauter Plunder, Schund, alter Kram, der einen häßlichen Geruch verbreitete; das einzige gute Stück war das deutsche Schloß. Jaroslaw Iljitsch rief Okeanow heran und sprach in strengem Tone mit ihm; aber Okeanow erklärte sich bereit, seine Aussagen zu beschwören. Der Beamte ließ sich auch das Kopfkissen geben und besichtigte es: es war nur sehr schmutzig, glich aber in jeder andern Hinsicht einem Kopfkissen. Nun wurde die Matraze vorgenommen; die Polizisten machten sich daran, sie aufzuheben, und hielten dabei ein wenig inne, um zu überlegen; aber auf einmal fiel ganz unerwartet etwas Schweres mit lautem Geräusch auf den Fußboden. Sie bückten sich, suchten und erblickten eine Papierrolle; in der Papierrolle befanden sich zehn Rubelstücke. „Aha, aha!“ sagte Jaroslaw Iljitsch und zeigte in der Matraze auf eine defekte Stelle, aus welcher Kopshaar und Bergflocken hervorquollen. Die Öffnung wurde besichtigt, und es wurde festgestellt, daß sie soeben erst mit einem Messer

hineingeschnitten und etwa eine halbe Elle lang war; Jaroslaw Iljitsch steckte die Hand in den Schlitze und zog ein wahrscheinlich in der Hast dort stecken gelassenes, der Wirtin gehöriges Küchenmesser heraus, mit welchem die Matratze aufgeschnitten worden war. Kaum hatte er das Messer aus der beschädigten Stelle herausgezogen und wieder „Aha!“ gesagt, als noch eine zweite Rolle herausfiel und nach ihr mehrere einzelne Münzen herausrollten: zwei halbe Rubel, ein Viertelrubel, dann einige kleinere Silberstücke, darunter auch ein altertümliches, wohlerhaltenes Fünfkopekenstück. Alles wurde sogleich aufgesammelt. Man sah, daß es zweckmäßig sein würde, die ganze Matratze mit einer Schere aufzuschneiden, und verlangte eine solche . . .

Unterdessen beleuchtete der Stummel des schon weit herabgebrannten Talglichtes eine für den Beschauer überaus reizvolle Szene. Die Pensionäre, etwa ein Duzend an Zahl, hatten sich in den malerischsten Kostümen um das Bett gruppiert, alle ungekämmt, unrasiert, ungewaschen, mit verschlafenen Gesichtern, so wie sie aus den Betten gekommen waren. Einige von ihnen waren ganz blaß; anderen war der Schweiß auf die Stirn getreten; manche wurden vom Froste geschüttelt; andere glühten vor innerer Hitze. Die Wirtin, die ganz betäubt war, stand still dabei, hielt die Hände gefaltet und überließ sich der Gnade Jaroslaw Iljitschs. Von oben, vom Ofen, schauten mit ängstlicher Neugier die Köpfe der Magd Awdotja und der Lieblingskaze der Wirtin herunter; ringsumher lagen die Stücke des zerrissenen und zerbrochenen Bettschirmes an der Erde; der offene Kasten zeigte sein wenig vornehmes Inneres; die Bettdecke und das Kopfkissen lagen, von Flocken aus der

Matraße bedeckt, auf dem Fußboden, und endlich glänzte auf einem dreibeinigen hölzernen Tische ein allmählich wachsender Haufe von allerlei Silbermünzen. Nur Semjon Iwanowitsch behielt vollständig sein kaltes Blut, lag friedlich auf dem Bette und schien sein Unglück gar nicht zu ahnen. Als die Schere gebracht war und Jaroslaw Iljitschs Gehilfe, um sich dienstfertig zu zeigen, an der Matraße etwas ungeduldig rüttelte, um sie bequemer unter dem Rücken des Eigentümers hervorziehen zu können, da machte Semjon Iwanowitsch, welcher wußte, was die Höflichkeit verlangte, zuerst ein wenig Platz, indem er sich auf die Seite drehte und den Nachsuchenden den Rücken zuwandte; dann, bei einem zweiten Rucke, legte er sich auf den Bauch; und zuletzt wich er noch weiter zurück, und da an dem Bette das letzte Seitenbrett fehlte, plumpste er plötzlich ganz unerwartet mit dem Kopfe nach unten, so daß nur seine beiden knöchigen, mageren, bläulichen Beine sichtbar blieben, die wie zwei Äste eines verbrannten Baumes in die Höhe ragten. Da Herr Prochartschin sich schon zum zweiten Male an diesem Morgen unter sein Bett begab, so erregte dies unverzüglich Verdacht, und einige der Pensionäre krochen unter Sinowi Prokofjewitschs Anführung ebenfalls hinunter, um nachzusehen, ob da nicht vielleicht etwas verborgen sei. Aber die Suchenden stießen nur ergebnislos mit den Köpfen zusammen, und da Jaroslaw Iljitsch sie sogleich anschrte und ihnen befahl, Semjon Iwanowitsch unverzüglich aus seiner unangenehmen Lage zu befreien, so faßten zwei der Verständigsten ihn jeder mit beiden Händen an ein Bein, zogen den unerwarteten Kapitalisten wieder an die Oberwelt und legten ihn quer über das Bett. Unterdessen flogen Kopshaar und Bergflocken ringsumher,

der Silberhaufen wuchs, und, o Gott! was lag da nicht alles: vornehme Rubelstücke, solide, starke Underthalbrubelstücke, hübsche halbe Rubel, plebejische Viertelrubel und Zwanzigkopekenstücke, sogar dürftige silberne Zehn- und Fünfkopekenstücke, wie sie die alten Weiber aufzuheben pflegen, alles in besondere Papierchen eingewickelt und in peinlichster Ordnung. Es waren auch Seltenheiten darunter: zwei Denkmünzen irgendwelcher Art, ein Napoleondor und eine unbekannte, aber jedenfalls sehr seltene Münze. Einige der Rubelstücke zeichneten sich auch durch hohes Alter aus; da waren abgeschweuerte und zerhackte Elisabethische deutsche Kreuzrubel, Rubel von Peter dem Großen und Katerina; es waren auch kleinere, jetzt sehr seltene Münzen da, alte Fünfzehnkopekenstücke, durchlocht zum Tragen an den Ohren, alle stark abgeschweuert, aber mit dem gesetzlichen Passiergewicht; sogar Kupfer war da, aber schon ganz grün und verrostet. Auch ein roter Zehnrubelschein fand sich — mehr war aber nicht da. Als endlich die ganze anatomische Sektion zu Ende war und man bei mehrmaligem Schütteln des Matrazenbezuges gefunden hatte, daß nichts mehr klapperte, da legte man alles Geld auf den Tisch und begann es zu zählen. Auf den ersten Blick konnte man sich sogar stark täuschen und es geradezu auf eine Million taxieren, ein so gewaltiger Haufe war es! Aber es war keine Million, obwohl doch eine recht beträchtliche Summe herauskam: genau zweitausendvierhundertsieben- undneunzig Rubel und fünfzig Kopeken, so daß, wenn tags zuvor die von Sinowi Prokofjewitsch geplante Subskription zur Ausführung gelangt wäre, vielleicht die Summe von zweitausendfünfhundert Rubeln voll geworden sein würde. Das Geld wurde zusammengepackt, in den Kasten

des Verstorbenen gelegt und dieser versiegelt; Jaroslaw Iljitsch hörte die Klagen der Wirtin an und theilte ihr mit, wann und wo sie ihre Ansprüche hinsichtlich der kleinen Summe, die ihr der Verstorbene schuldig geblieben war, geltend zu machen habe. Das Protokoll wurde von denjenigen Personen, denen das zukam, unterschrieben; die Pensionäre ließen dabei auch ein Wort von der Schwägerin fallen; aber da man allgemein der Überzeugung war, die Schwägerin sei nur eine Art von Mythos, das heißt ein Produkt des mangelhaften Denkvermögens Semjon Swanowitschs, was die Pensionäre auf Grund von Erkundigungen dem Verstorbenen auch zu wiederholten Malen vorgehalten hatten, so wurde von einer weiteren Verfolgung dieses Gedankens als eines zwecklosen und dem guten Namen des Herrn Prochartschin nachtheiligen Abstand genommen; damit endete die Sache. Als der erste Schreck vorbei war und die Pensionäre ihre Gedanken wieder gesammelt hatten und zu der Erkenntnis gelangt waren, was für ein Mensch der Verstorbene gewesen war, da wurden sie still und schweigsam und begannen einander mit einer Art von Mißtrauen anzusehen. Einige nahmen sich Semjon Swanowitschs Benehmen sehr zu Herzen und fühlten sich sogar gewissermaßen gekränkt. Ein solches Kapital! Soviel hatte der Mensch zusammengespart! Mark Swanowitsch, der seine Geistesgegenwart nicht verloren hatte, wollte zu erklären suchen, warum Semjon Swanowitsch es so plötzlich mit der Angst bekommen hatte; aber die andern hörten ihm nicht zu. Sinowi Prokofjewitsch war sehr nachdenklich; Okeanow betrank sich ein bißchen; die übrigen befanden sich in gedrückter Stimmung, und der kleine Kantarew, der sich durch seine Sperlingsnase auszeichnete, zog am Abend

aus der Wohnung aus, nachdem er alle seine Kasten und Bündel sehr sorgsam zugeflebt und zusammengebunden hatte, und erklärte neugierigen Fragern kühl, die Zeiten seien gar zu schwer, und er müsse hier mehr bezahlen, als ihm sein Portemonnaie gestatte. Die Wirtin heulte und jammerte ohne Unterbrechung und verwünschte Semjon Swanowitsch, weil er sie arme alleinstehende Frauensperson zu Schaden gebracht habe.

Mark Swanowitsch wurde gefragt, warum eigentlich der Verstorbene sein Geld nicht in der Bank zinsbar angelegt habe. „Dazu war er zu einfältig, meine Beste“, antwortete Mark Swanowitsch, sich zur Wirtin wendend; „sein Denkvermögen reichte dazu nicht aus.“

„Na, und Sie sind auch einfältig, liebe Wirtin“, fügte Okeanow hinzu. „Zwanzig Jahre hat sich der Mensch bei Ihnen gestärkt und ist nun doch von einem Nasenstüber umgepurzelt; bei Ihnen aber kochte gerade die Kohlsuppe, und Sie hatten keine Zeit, sich um ihn zu kümmern! . . . O weh, meine Verehrteste! . . .“

„Ach, was redest du da für dummes Zeug!“ erwiderte die Wirtin. „Und wozu hätte er das Geld in die Bank legen sollen? Wenn er mir seine Handvoll Geld gebracht und zu mir gesagt hätte: ‚Da, nimm, liebe Ustinja; das ist dein wohlverdienter Lohn; behalte mich dafür in Wohnung und Kost, solange mich die liebe Mutter Erde trägt!‘ siehst du, das wäre das Richtige gewesen; dann hätte ich ihm zu essen und zu trinken gegeben und ihn gepflegt und gewartet. Ach, so ein Sünder, so ein Betrüger! Getäuscht und betrogen hat er mich arme, alleinstehende Frauensperson! . . .“

Manche traten von neuem an Semjon Swanowitschs Bett heran. Er lag jetzt da, wie es sich gehört, in seinem

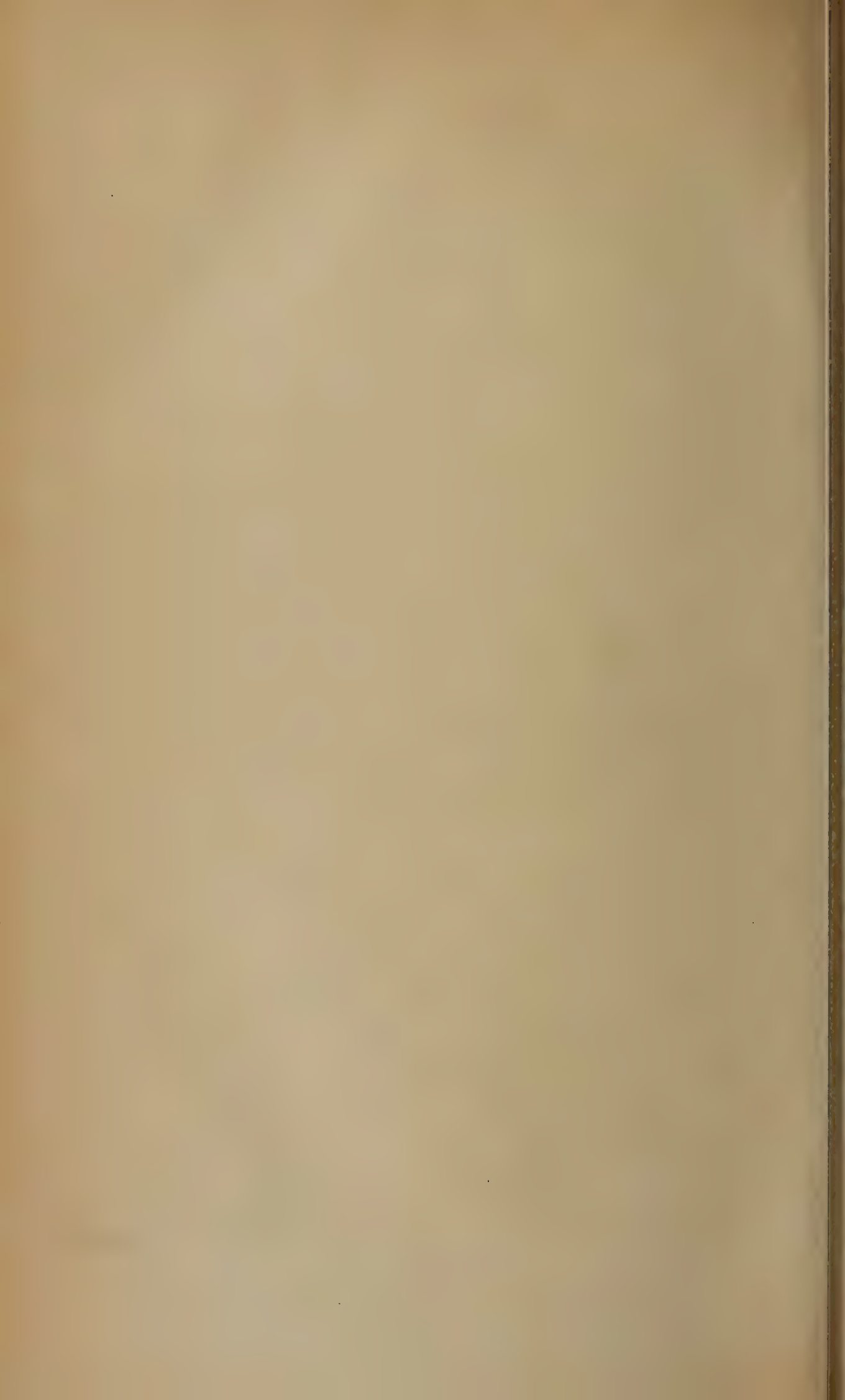
besten Anzuge, der allerdings sein einziger war, das erstarrte Kinn hinter dem etwas ungeschickt umgebundenen Halstuche verborgen, gewaschen, gekämmt, nur nicht rasirt, da ein Rasiermesser in der Pension nicht vorhanden war; das einzige, welches Sinowi Prokofjewitsch gehört hatte, war schon im vorigen Jahre schartig geworden und vorteilhaft auf dem Trödelmarkte verkauft worden; die andern Pensionäre gingen von jeher zum Barbier. Die Unordnung im Zimmer zu beseitigen hatte man noch nicht Zeit gefunden. Die Bruchstücke des Bettschirmes lagen noch wie vorher auf der Erde, ließen Semjon Swanowitschs einsames Lager sichtbar werden und versinnbildlichten gleichsam die Tatsache, daß der Tod den Vorhang von allen unseren Geheimnissen, Intrigen und Ausflüchten wegzieht. Die Füllung der Matraze war ebenfalls noch nicht weggeräumt, sondern lag in dichten Häufchen ringsumher. Diese ganze plötzlich erkaltete Schlafstelle hätte ein Dichter sehr passend mit dem zerstörten Neste einer Hauschwalbe vergleichen können: der Sturm hat es völlig zerschlagen und in Stücke gerissen; die jungen Vögelchen mitsamt der Mutter sind getötet und ihr warmes Bettchen aus Daunen, Federchen und Flöckchen ringsumher verstreut. Allerdings sah Semjon Swanowitsch mehr wie ein alter Egoist und diebischer Spak aus. Er war jetzt still geworden und schien sich zu verstellen, als ob er nichts begangen und keinen schlauen Schwindel in Szene gesetzt hätte, um in scham- und gewissenloser, höchst unanständiger Weise alle guten Leute hinters Licht zu führen und zu betrügen. Er hörte jetzt nicht mehr das Weinen und Schluchzen seiner armen, alleinstehenden, von ihm schwer geschädigten Wirtin. Vielmehr schien er wie ein erfahrener, geriebener Kapitalist, der

auch im Sarge keine Minute untätig verlieren möchte, vollständig mit irgendwelchen spekulativen Berechnungen beschäftigt zu sein. Auf seinem Gesichte zeigte sich der Ausdruck eines tiefen Nachdenkens, und seine Lippen waren mit einer so bedeutsamen Miene zusammengepreßt, wie man sie ihm bei seinen Lebzeiten niemals zugetraut hätte. Es machte den Eindruck, als sei er klüger geworden. Das rechte Auge hatte er gewissermaßen schalkhaft zusammengekniffen; es schien, als wolle er etwas sagen, eine sehr notwendige Mitteilung machen, und zwar ohne Zeitverlust, so schnell wie möglich, da die Geschäfte drängten und er keine Zeit mehr habe. Es war einem, als hörte man ihn sagen: „Was hast du denn? Hör auf, du dummes Weib, hörst du wohl? Plinze nicht! Schlaf dich ordentlich aus, meine Beste, hörst du wohl? Ich bin ja gestorben und brauche nichts mehr; wirklich nicht! Es ist schön, so dazuliegen . . . Aber ich wollte etwas anderes sagen; du bist ja ein famoseres Frauenzimmer, paß mal auf: ich bin ja jetzt gestorben; aber wenn ich nun . . . hm . . . das heißt . . . wenn ich am Ende . . . es ist ja nicht möglich . . . aber wenn ich nun, hm, nicht gestorben bin und wieder aufstehe, was wird dann, he?“



Bobok¹

¹ Diese und die folgenden Erzählungen sind von Dostojewski nicht als besondere Erzählmaen veröffentlicht worden, sondern sind Einlagen in seine literarhistorischen Schriften aus den Jahren 1873—77.



Diesmal¹ setze ich die „Aufzeichnungen eines Unbekannten“ hierher. Ich bin dieser Unbekannte nicht; der ist eine ganz andere Persönlichkeit. Ich glaube, einer weiteren Vorrede bedarf es nicht.

Aufzeichnungen eines Unbekannten

Semjon Ardaljonowitsch sagte vorgestern auf einmal zu mir:

„Aber sage mir um des Himmels willen, Iwan Swanowitsch, wirst du denn jemals nüchtern werden?“

Ein sonderbares Verlangen. Ich fühle mich nicht beleidigt; ich bin ein stiller, bescheidener Mensch; aber allerdings hat man aus mir schon einen Verrückten gemacht. Ein Maler malte mein Porträt, so gelegentlich; „du bist ja doch ein Schriftsteller“, sagte er. Ich ließ es mir gefallen, und er stellte das Bild auch aus. Da las ich denn: „Das Publikum wolle kommen und sich dieses franke, dem Irrsinn nahe Gesicht ansehen.“

Na, meinetwegen; aber wie konnte er das nur so geradezu drucken lassen? Was man drucken läßt, muß doch alles edel klingen, muß ideal sein; aber da hat er nun . . .

Er hätte doch wenigstens nur andeutungsweise reden sollen; dazu sind doch die stilistischen Kunstgriffe erfunden. Aber nein, das hat er nicht gewollt. Heutzutage sind Humor und guter Stil von der Welt verschwunden, und

¹ Diese Erzählung bildet den sechsten Abschnitt des „Tagebuches eines Schriftstellers“ für 1873, das in dem genannten Jahre in der Zeitschrift *Graschdanin* Nr. 1 ff. erschien.

Anmerkung des Übersetzers.

Schimpfworte werden für Esprit gehalten. Ich fühle mich nicht beleidigt: ich bin nicht Gott weiß was für ein großer Schriftsteller, daß ich den Verstand verlieren sollte. Ich habe einmal eine Novelle geschrieben; aber die wurde nicht gedruckt. Ich schrieb ein Feuilleton; das wurde abgelehnt. Solcher Feuilletons habe ich viele nach verschiedenen Redaktionen hingetragen; sie wurden überall abgelehnt: „Es fehlt Ihnen an Salz“, hieß es.

„Was wollt ihr denn für Salz?“ fragte ich die Leute spöttisch; „attisches Salz?“

Sie verstanden mich gar nicht einmal. Ich mache hauptsächlich Übersetzungen aus dem Französischen für die Verlagsbuchhändler. Ich schreibe auch Ankündigungen für Kaufleute: „Eine Seltenheit! Roter Tee von eigenen Pflanzungen . . .“ Für einen Panegyrikus auf Seine Excellenz den verstorbenen Peter Matwejewitsch habe ich einen guten Baßen Geld bekommen. Auf Bestellung eines Verlegers habe ich ein Büchelchen verfaßt: „Die Kunst, den Damen zu gefallen.“ Derartiger Büchelchen habe ich in meinem Leben ein Stücker sechs von Stapel gelassen. Ich möchte gern Voltaires Bonmots sammeln; aber ich fürchte, daß sie unseren Zeitgenossen fade vorkommen werden. Voltaires Art paßt nicht in die Gegenwart hinein; heutzutage haut man mit dem Knüppel drein, statt in Voltaires Art zu schreiben! Die letzten Zähne schlagen sie einer dem andern aus! Na, das ist also meine ganze schriftstellerische Tätigkeit. Ich könnte höchstens noch hinzufügen, daß ich in uneigennützigter Weise den Redaktionen Briefe zuschicke, Briefe mit meiner vollen Namensunterschrift. Ich erteile ihnen darin immer Ermahnungen und Ratschläge, kritisiere sie und weise ihnen den Weg. An eine Redaktion habe

ich in der vorigen Woche den vierzigsten Brief innerhalb zweier Jahre abgesandt; ich habe also vier Rubel allein für Briefmarken ausgegeben. Ich habe nun einmal einen häßlichen Charakter; das ist die Sache.

Ich denke mir, daß der Maler mich nicht wegen meiner Schriftstellerei gemalt hat, sondern wegen der beiden symmetrischen Warzen auf meiner Stirn: das nennt man ein Phänomen. Ideen haben sie keine; so reiten sie denn jetzt auf Phänomenen herum. Na, aber wie sind ihm auch meine Warzen auf dem Porträt gelungen, — wie sie leiben und leben! Dafür hat man jetzt den Ausdruck „Realismus“.

Was aber die Verrücktheit anlangt, so haben sie bei uns im vorigen Jahre viele für verrückt erklärt. Und in was für einem Stile: „Bei einem so eigenartigen Talente,“ heißt es da, „... und nun sehe man, was am letzten Ende herausgekommen ist ... übrigens mußte man das schon längst vorhersehen ...“ Das ist ein ziemlich schlaues Verfahren, so daß man es vom rein künstlerischen Standpunkte aus sogar loben könnte. Na, sie selbst aber erscheinen auf einmal noch klüger als vorher. Ja, ja, jemanden verrückt zu machen, das versteht man bei uns; aber klüger haben sie noch niemanden gemacht.

Der Klügste ist meiner Ansicht nach derjenige, der wenigstens einmal im Monat sich selbst einen Dummkopf nennt, — eine Fähigkeit, die heutzutage so gut wie unerhört ist! Früher wurde sich ein Dummkopf wenigstens einmal im Jahre dessen bewußt, daß er ein Dummkopf war; aber jetzt niemals, niemals. Und man hat jetzt alles derartig durcheinander gewirrt, daß es unmöglich ist, einen Dummkopf von einem klugen Menschen zu unterscheiden. Das haben sie absichtlich so gemacht.

Da fällt mir ein Witz ein, den die Spanier machten, als die Franzosen vor drittehalb Jahrhunderten bei sich das erste Irrenhaus erbauten: „Sie haben alle ihre Dummköpfe in ein besonderes Haus eingesperrt, um den Glauben zu erwecken, daß sie selbst klug seien.“ Es ist ganz richtig: dadurch, daß man einen andern in ein Irrenhaus einsperrt, beweist man noch nicht seinen eigenen Verstand. „K*** ist verrückt geworden; folglich sind wir jetzt klug.“ Nein, das folgt noch nicht daraus.

Aber hol's der Teufel . . . warum paradiere ich denn mit meiner eigenen Verstandestätigkeit? Ich vollführe ja ein endloses Geklapper. Sogar meiner Dienstmagd ist es langweilig geworden. Gestern besuchte mich ein Freund: „Dein Stil verschlechtert sich,“ sagte er; „er ist ganz zerhackt. Du hackst und hackst — das ist dann eine einleitende Vorrede; darauf kommt noch eine Einleitung zu dieser Einleitung; darauf setzt du noch etwas in Klammern, und darauf hackst und hackst du wieder weiter.“

Mein Freund hat recht. Es geht mit mir etwas Sonderbares vor. Sowohl mein Charakter ändert sich, als auch tut mir der Kopf weh. Ich fange an, seltsame Dinge zu sehen und zu hören. Nicht eigentlich, daß ich Stimmen vernähme; aber es ist mir, als gäbe jemand neben mir einen Laut von sich, der wie „Bobol, Bobol, Bobol“ klinge!

Was hat das zu bedeuten: „Bobol“? Ich muß mich zerstreuen.

Ich ging aus, um mich zu zerstreuen, und es machte sich so, daß ich an einer Beerdigung teilnahm. Der Tote war ein entfernter Verwandter von mir gewesen, aber Kollegienrat. Eine Witwe und fünf Töchter, sämtlich unver-

heiratet. Wenn man nur an das Schuhzeug denkt, das die alle brauchen; was kostet das! Der Verstorbene hatte das nötige Geld verdient; aber jetzt müssen sie von der kleinen Pension leben. Da wird es sich einschränken heißen. Mich haben sie immer unfreundlich aufgenommen. Und ich wäre auch jetzt nicht hingegangen, wenn nicht ein solcher besonderer Fall vorgelegen hätte. Ich gab dem Sarge mit den andern zusammen bis zum Kirchhofe das Geleite; aber diese wandten sich von mir ab und taten stolz. Meine Dienstuniform ist allerdings recht schäbig. Ich glaube, seit fünfundzwanzig Jahren bin ich nicht auf dem Kirchhofe gewesen; das ist mal ein Ort!

Erstens der Geruch. Es waren etwa fünfzehn Leichen in die Kirche zusammengebracht. Die Ausstattung der Särge war von verschiedenem Preise; es waren sogar zwei Katafalken da: einer für einen General und einer für eine vornehme Dame. Viele traurige Gesichter, auch viel geheuchelte Trauer, aber auch viel unverhohlene Fröhlichkeit. Die Geistlichkeit hatte sich nicht zu beklagen: sie hatte eine gute Einnahme. Aber der Geruch, der Geruch! Ich möchte hier nicht Geistlicher sein.

Die Gesichter der Leichen betrachtete ich nur mit Vorsicht, da ich zu der Festigkeit meiner Nerven kein rechtes Zutrauen hatte. Manche hatten einen sanften Ausdruck, manche auch einen unangenehmen. Im allgemeinen war das Lächeln häßlich; bei einigen sogar in hohem Grade. Ich mag das nicht sehen; ich träume davon.

Während der Messe ging ich aus der Kirche hinaus in die frische Luft; es war ein grauer, aber trockener Tag. Dabei war's auch kalt; na, wir haben ja auch schon Oktober. Ich ging bei den offenen Grüften umher. Viele Rangklassen.

Die dritte Klasse zu dreißig Rubeln: recht anständig und nicht allzu teuer. Die beiden ersten, die allerfeinsten, waren in der Kirche und in der Vorhalle; na, die kosteten gehörig was. In der dritten Klasse wurden diesmal sechs Leichen bestattet, darunter der General und die vornehme Dame.

Ich blickte in die Gräfte hinein — schauerhaft: Wasser und was für Wasser! Ganz grün und ... na, ich will nicht mehr darüber sagen! Der Totengräber schöpfte fortwährend das Wasser mit einer Schaufel heraus. Während der Gottesdienst noch fort dauerte, schlenderte ich aus dem Kirchhofstore hinaus. Da steht sogleich ein Armenhaus und nicht viel weiter ein Restaurant. Letzteres ganz leidlich, nicht übel: kalte Speisen und alles. Es war gedrängt voll von Leuten, die den Toten das Geleit gegeben hatten. Ich bemerkte viel Fröhlichkeit und echte Lebenslust. Ich aß einen Bissen und trank ein Glas Schnaps.

Darauf beteiligte ich mich eigenhändig an dem Tragen des Sarges aus der Kirche nach dem Grabe. Woher kommt es, daß die Leichen im Sarge so schwer werden? Man sagt, infolge der Starrheit; der Körper könne sich nicht mehr selbst regieren ... oder andern derartigen Unsinn; das widerspricht der Mechanik und dem gesunden Menschenverstande. Ich kann es nicht leiden, wenn bei uns Leute, die nur eine allgemeine Bildung besitzen, es unternehmen, spezielle Fragen zu entscheiden; aber das geschieht bei uns massenhaft. Zivilbeamte lieben es, über militärische Gegenstände, ja sogar über solche, die zum Ressort eines Feldmarschalls gehören, ihr Urteil abzugeben, und Leute mit technischer Bildung urteilen mit Vorliebe über Philosophie und Nationalökonomie.

Zum Leichenmahl fuhr ich nicht hin. Ich habe meinen Stolz; und wenn mich Leute nur im Falle äußerster Nothwendigkeit empfangen, warum soll ich mich dann zu ihren Mahlzeiten einstellen, selbst wenn es Leichenmahle sind? Ich verstehe nur nicht, warum ich auf dem Kirchhofe blieb; ich setzte mich auf einen Grabstein und versank in Gedanken.

Ich begann mit der Moskauer Ausstellung und endete damit, über das Staunen als Thema nachzudenken. Über das Staunen gelangte ich zu folgendem Resultat.

„Über alles zu staunen ist natürlich dumm; über nichts zu staunen macht sich weit hübscher und gilt daher als guter Ton. Aber schwerlich ist das in Wirklichkeit so. Meiner Ansicht nach ist über nichts zu staunen weit dümmer als über alles zu staunen. Außerdem: über nichts zu staunen ist fast dasselbe wie vor nichts Achtung zu empfinden. Ein dummer Mensch kann eben keine Achtung empfinden.“

„Vor allen Dingen möchte ich Achtung empfinden. Ich dürste ordentlich danach, Achtung zu empfinden“, sagte einmal dieser Tage ein Bekannter zu mir.

Er dürstet danach, Achtung zu empfinden! O Gott, dachte ich, was würde aus dir werden, wenn du jetzt wagtest, das drucken zu lassen!

Ich vergaß ganz mich und meine Umgebung. Ich liebe es nicht, Grabschriften zu lesen; es ist immer ein und dasselbe. Auf dem Grabstein neben mir lag der Rest eines Butterbrotes: dumm und zu dem Orte nicht passend. Ich warf ihn auf die Erde, da es nicht „Brot“, sondern nur ein „Butterbrot“ war. Übrigens ist es, wie ich glaube, keine Sünde, Brot auf die Erde zu krümeln, wohl aber auf den

Fußboden. Ich will doch in Suworins Kalender¹ nachsehen.

Es ist anzunehmen, daß ich lange so dasaß, sogar sehr lange; ja, ich streckte mich sogar in halb liegender Haltung auf den langen Stein hin, der die Gestalt eines marmornen Sarges hatte. Aber wie ging es nur zu, daß ich auf einmal allerlei Laute zu hören begann? Zuerst schenkte ich dem keine Beachtung und verhielt mich gleichgültig. Aber das Gespräch dauerte fort. Ich hörte dumpfe Töne, als ob die Redenden Rissen vor dem Munde hätten; aber trotzdem waren die Töne vernehmlich und sehr nah. Ich kam zu mir, richtete mich auf und begann aufmerksam zu horchen.

„Erzellenz, aber das ist doch einfach unmöglich! Sie haben Coeur angesagt; ich gehe mit, und auf einmal spielen Sie Carreau Sieben. Das hätte doch vorher verabredet werden müssen, wegen Carreau.“

„Na, soll ich denn die ganze Partie vorher auswendig lernen? Wo bleibt da der Reiz?“

„Nein, so geht das nicht, Erzellenz; ohne Sicherung geht es wirklich nicht. Wir müssen unbedingt einen Dummkopf als dritten Mann nehmen und manchmal falsch geben.“

„Na, einen Dummkopf werden wir hier nicht auf-treiben.“

Was waren das für wunderliche Worte! Seltsam und unerwartet! Die eine Stimme klang fest und bestimmt; die andere hatte etwas Weiches und Süßliches; ich würde es nicht glauben, wenn ich es nicht selbst gehört hätte. Ich befand mich doch meiner Ansicht nach nicht beim Leichens-mahl. Aber wie ging es zu, daß hier Preference gespielt

¹ Der angesehene Schriftsteller Suworin gab seit dem Jahre 1872 den „Russischen Kalender“ heraus. Anmerkung des Übersetzers.

wurde, und was war das für eine Exzellenz? Daß die Stimmen aus den Gräbern kamen, daran konnte kein Zweifel bestehen. Ich beugte mich hinab und las die Inschrift auf dem Denkmal.

„Hier ruht die irdische Hülle des Generalmajors Perwojedow . . . Ritters der und der Orden.“ Hm! „Gestorben am . . . ten August des Jahres . . . im Alter von siebenundfünfzig . . . Ruhe sanft, du teure Asche, bis zum fröhlichen Auferstehungstage!“

Hm! hol's der Teufel, wirklich ein General! Auf dem andern Grabe, aus dem die schmeichlerische Stimme herausgekommen war, befand sich noch kein Denkmal: es lag nur eine Steinplatte darauf; es mußte also wohl ein erst kürzlich Begrabener sein. Nach der Stimme zu urteilen ein Hofrat.

„Dch=ho=ho=ho!“ ertönte nun eine ganz neue Stimme, etwa zwanzig Schritte von der Ruhestätte des Generals, aus einem ganz frischen Grabhügel hervor. Es war eine Männerstimme, die Stimme eines Mannes aus dem gewöhnlichen Volke, aber in einer andächtig gerührten Manier abgeschwächt.

„Dch=ho=ho=ho!“

„Ach, schon wieder hat er Aufstoßen!“ ließ sich auf einmal die gereizte, angeekelt und hochmütig klingende Stimme einer anscheinend den höchsten Kreisen angehörigen Dame vernehmen. „Es ist eine wahre Strafe für mich, neben diesem Krämer liegen zu müssen!“

„Es hat mir gar nicht aufgestoßen; ich habe ja auch gar keine Nahrung zu mir genommen; sondern das ist nur so meine Natur. Und Sie, gnädige Frau, können immer noch nicht von Ihren Kapricen lassen und sich beruhigen.“

„Warum haben Sie sich denn gerade hierher gelegt?“

„Ich bin hierher gelegt worden; meine Frau und meine kleinen Kinderchen haben mich hierher gelegt, nicht ich mich selbst. Das ist das Geheimnis des Todes! Ich hätte mich um keinen Preis neben Sie gelegt, für kein Geld der Erde; aber ich liege hier für mein eigenes Geld, dem bezahlten Preise entsprechend. Denn das können wir uns immer leisten, ein Grab dritter Klasse für uns zu bezahlen.“

„Ja, Sie haben Geld zusammengescharrt; haben wohl immer den Käufern zu wenig herausgegeben?“

„Wie könnte ich Ihnen zu wenig herausgeben, da Sie seit dem Januar, glaub' ich, nie bei uns bezahlt haben? In meinem Laden liegt noch eine hübsche kleine Rechnung für Sie.“

„Na, das ist doch ein dummes Benehmen; hier zu untersuchen, wieviel einer schuldig ist, das ist doch meiner Ansicht nach sehr dumm! Gehen Sie nach oben! Bringen Sie Ihre Forderung bei meiner Nichte an; die ist meine Erbin.“

„Aber wie kann ich jetzt Forderungen anbringen, und wo kann ich hingehen? Wir haben doch beide unser Lebensziel erreicht und sind vor Gottes Gericht in gleicher Weise Sünder.“

„Sünder!“ spottete ihm die Tote verächtlich nach. „Untersuchen Sie sich nicht, weiter mit mir zu reden!“

„Dch=ho=ho=ho!“

„Aber der Krämer gehorcht der Dame doch, Exzellenz.“

„Warum sollte er ihr auch nicht gehorchen?“

„Nun ja, Exzellenz; indessen, es besteht hier doch eine neue Ordnung.“

„Was ist denn das für eine neue Ordnung?“

„Aber wir sind doch sozusagen gestorben, Excellenz.“

„Ach ja! Na, aber es geht doch wenigstens ordnungsmäßig zu . . .“

Na, sie hatten mir einen Dienst erwiesen, das war nicht zu leugnen, hatten mich unterhalten! Wenn es schon hier so zuging, was konnte man dann im oberen Stockwerk verlangen? Aber was war das für ein Benehmen! Ich fuhr jedoch fort zu horchen, wiewohl mit großem Unwillen.

Mein, ich mußte wieder lebendig werden! Nein . . . ich, wissen Sie . . . ich mußte wieder lebendig werden!“ ertönte plötzlich eine neue Stimme irgendwo in dem Zwischenraume zwischen dem General und der reizbaren Dame.

„Hören Sie nur, Excellenz, unser Nachbar stimmt wieder sein altes Lied an. Drei Tage lang schweigt er immer mäuschenstill, und dann auf einmal geht es los: ‚Ich mußte wieder lebendig werden; nein, ich mußte wieder lebendig werden!‘ Und wissen Sie, das bringt er mit solchem Appetit heraus, hi-hi!“

„Und mit solcher Leichtfertigkeit!“

„Das überkommt ihn so, Excellenz, und wissen Sie, er schläft ein, schläft schon ganz ein; er ist ja schon seit dem April hier; und da kommt er auf einmal mit seinem ‚Ich mußte wieder lebendig werden!‘“

„Das ist aber langweilig“, bemerkte Seine Excellenz.

„Freilich, Excellenz. Soll ich vielleicht Awdotja Ignatjewna wieder ein bißchen hänseln, hi-hi?“

„Nein, bitte, unterlassen Sie das! Ich kann dieses zänkische Weibsbild nicht ausstehen.“

„Und ich meinerseits kann Sie beide nicht ausstehen!“ rief ihnen das zänkische Weibsbild verächtlich zurück. „Sie

sind beide ein Paar langweilige Gesellen und verstehen nicht von idealen Gegenständen zu reden. Ich kenne von Ihnen, Excellenz (bitte, tun Sie nur nicht stolz!), ich kenne von Ihnen ein Geschichtchen, wie ein Bedienter Sie am Morgen mit dem Besen unter einem Ehebetto hervorgefegt hat.“

„Ein gräßliches Frauenzimmer!“ murmelte der General zwischen den Zähnen.

„Verehrte Awdotja Ignatjewna,“ begann auf einmal wieder der Kaufmann in weinerlichem Tone, „meine Gnädigste, sagen Sie mir, ohne mir etwaiges Böses nachzutragen: macht meine Seele noch allerlei Läuterungspein durch, oder was geschieht sonst?“

„Ach, kommt er wieder mit seiner alten Leier; ich habe es doch geahnt; denn ich spüre einen Geruch von ihm, einen Geruch; das kommt davon, daß er sich hin und her dreht!“

„Ich drehe mich nicht hin und her, meine verehrte Dame, und es geht von mir keinerlei besonderer Geruch aus; denn mein ganzer Körper hat sich noch in seinem früheren Zustande erhalten. Aber Sie selbst, gnädige Frau, sind schon etwas angegangen; denn der Geruch ist wirklich unerträglich, sogar für den hiesigen Ort. Ich schweige davon nur aus Höflichkeit.“

„Ach, der schändliche Verleumder! Er selbst stinkt schauerhaft, und da schiebt er die Schuld auf mich.“

„Dch=ho=ho=ho! Wenn doch meine Gedächtnisfeier recht bald herankäme¹; dann werde ich über mir die tränen-erstickten Stimmen der Meinigen hören, das Schluchzen meiner Frau und das leise Weinen meiner Kinder! . . .“

¹ Sie wird vierzig Tage nach dem Tode abgehalten.

Anmerkung des Übersetzers.

„Na, und worüber weint er nun? Die werden sich bei der Gedächtnisfeier die Kutja¹ gut schmecken lassen. Ach, wenn doch jemand erwachte!“

„Awdotja Ignatjewna,“ begann der schmeichlerische Beamte, „warten Sie nur noch einen Augenblick; es werden gleich einige Neuangekommene zu reden anfangen!“

„Sind auch jüngere Leute darunter?“

„Sawohl, auch jüngere Leute, Awdotja Ignatjewna. Sogar Jünglinge sind dabei.“

„Ach, das ist ja wunderschön!“

„Nun? Haben sie denn noch nicht angefangen?“ erkundigte sich Seine Erzellenz.

„Aber sogar die Vorgestrigen sind noch nicht zu sich gekommen, Erzellenz; Sie wissen ja selbst, manchmal schweigen sie eine ganze Woche lang. Nur gut, daß ihrer gestern, vorgestern und heute gleich eine ganze Menge hergebracht ist. Sonst sind ja bei uns etwa vierzig Schritt in der Runde fast lauter Vorjährige.“

„Ja, das kann interessant werden.“

„Sehen Sie, Erzellenz, da ist heute der Wirkliche Geheimrat Tarasewitsch begraben worden. Ich habe es an den Stimmen erkannt. Sein Nefte ist ein Bekannter von mir, und der hat vorhin den Sarg mit herabgelassen.“

„Hm, wo liegt er denn?“

„Etwa fünf Schritte von Ihnen entfernt, Erzellenz, links. Fast dicht an Ihrem Fußende . . . Mit dem sollten Sie sich bekannt machen, Erzellenz.“

„Hm, nein . . . ich kann doch dabei nicht den ersten Schritt tun.“

¹ Das dabei übliche Gericht aus Graupen oder Reis mit Honig und Rosinen.

Anmerkung des Übersetzers.

„Er wird selbst den Anfang machen, Erzellenz. Er wird sich sogar geschmeichelt fühlen; überlassen Sie die Sache nur mir, Erzellenz; ich werde . . .“

„Ach, ach . . . ach, was geht nur mit mir vor?“ stöhnte auf einmal ein Neuangekommener mit schwacher, ängstlicher Stimme.

„Ein Neuer, Erzellenz, ein Neuer, Gott sei Dank; und wie schnell er wieder zu sich gekommen ist! Manchmal schweigen sie eine Woche lang.“

„Ach, wie es scheint, ist es noch ein junger Mensch!“ kreischte Awdotja Ignatjewna entzückt.

„Ich . . . ich . . . ich bin an einer Komplikation gestorben, und so plötzlich!“ stammelte der junge Mensch wieder.

„Dr. Schulz sagte mir noch tags zuvor: ‚Sie haben eine Komplikation‘, und am andern Morgen starb ich plötzlich. Ach! Ach!“

„Nun, da ist nichts zu machen, junger Mann,“ bemerkte herablassend der General, der sich offenbar über den Neuangekommenen freute; „da muß man sich trösten! Wir heißen Sie in unserem sozusagen Tale Josaphat willkommen. Wir sind gute Menschen; lernen Sie uns nur erst näher kennen, dann werden Sie uns schon zu schätzen wissen. Generalmajor Basili Basiljewitsch Perwojedow, zu Ihren Diensten.“

„Ach, nein! Nein, nein, ich kann unter keinen Umständen hier bleiben. Ich bin in der Behandlung des Dr. Schulz; wissen Sie, es bildete sich bei mir eine Komplikation; zuerst warf sich die Krankheit auf die Brust, und ich bekam Husten; aber dann erkältete ich mich: Brustschmerzen und Grippe . . . und dann auf einmal ganz unerwartet . . . vor allen Dingen ganz unerwartet . . .“

„Sie sagen, es sei am Anfang die Brust gewesen“, mischte sich in sanftem Tone der Beamte in das Gespräch, wie wenn er den Neuangekommenen ermutigen wollte.

„Ja, die Brust und der Schleim; aber dann hörte der Schleim auf einmal auf, und es war nur noch die Brust, und ich konnte nicht mehr atmen . . . und wissen Sie . . .“

„Ich weiß, ich weiß. Aber wenn es die Brust war, mußten Sie so schnell wie möglich sich an Dr. Eck wenden und nicht an Dr. Schulz.“

„Aber wissen Sie, ich hatte immer vor, Dr. Botkin zu nehmen . . . und plötzlich . . .“

„Na, Botkin schröpft seine Patienten gern“, bemerkte der General.

„Ach nein, er schröpft gar nicht; ich habe gehört, er sei so sorgfältig und könne alles vorherhersagen.“

„Seine Erzellenz bemerkte das mit Bezug auf die Preise“, belehrte ihn der Beamte.

„Ach, nicht doch, er nimmt nur drei Rubel für einen Besuch, und er untersucht einen so genau, und seine Rezepte . . . und ich wollte es unter allen Umständen tun, weil mir das gesagt worden war . . . Was meinen Sie, meine Herren, was soll ich tun: soll ich mich an Eck wenden oder an Botkin?“

„Was? An wen Sie sich wenden sollen?“ sagte der General mit einem freundlichen Lachen, von dem sein Leichnam schütterte. Der Beamte sekundierte ihm in der Fistel.

„Mein lieber Junge, mein lieber fröhlicher Junge, wie ich dich liebe!“ kreischte Awdotja Ignatjewna ganz entzückt. „Ja, wenn man so einen neben mich gelegt hätte!“

Nein, das war mir aber doch zu stark! Und das wollte ein Toter der Neuzeit sein! Indessen beschloß ich, noch

weiter zuzuhören und mich mit meinen Schlußfolgerungen nicht zu übereilen. Dieser neuangekommene Gellschnabel — ich erinnerte mich, wie er eine Weile vorher im Sarge ausgesehen hatte: es war der Ausdruck eines ängstlichen Kuchleins gewesen, der widerwärtigste auf der ganzen Welt! Aber was begab sich nun hierauf weiter?

Hierauf begann ein solcher Tumult, daß ich nicht einmal alles im Gedächtnis behalten habe; denn es erwachten sehr viele gleichzeitig: so erwachte ein Staatsrat und begann mit dem General ohne jeden Verzug ein Gespräch über das Projekt einer neuen Subkommission im Ministerium der ***en Angelegenheiten und über die wahrscheinliche, mit der Einrichtung der Subkommission verknüpfte Versetzung amtlicher Persönlichkeiten, ein Gespräch, durch das er das höchste Interesse des Generals erregte. Ich muß gestehen, daß auch ich selbst viel Neues erfuhr, so daß ich mich über die Wege wunderte, auf denen man manchmal in dieser Hauptstadt Neuigkeiten über die Staatsverwaltung erfahren kann. Hierauf wurde ein Ingenieur halbwach, murmelte aber noch lange vollständigen Unsinn, so daß die Unsrigen ihm nicht mit Fragen zusetzten, sondern ihn einstweilen noch stilliegen und sich erholen ließen. Endlich bekundete auch die vor kurzem unter dem Katafalk beerdigte vornehme Dame Symptome des Grabeslebens. Lebesjatnikow (denn so hieß, wie sich herausstellte, der schmeichlerische, mir verhaßte Hofrat, der seinen Platz neben dem General Perwojedow hatte) war sehr erstaunt darüber, daß diesmal alle so bald erwachten, und entwickelte infolgedessen eine geschäftige Tätigkeit. Ich muß gestehen, daß auch ich mich wunderte; übrigens waren einige der Er-

wachten schon vor zwei Tagen begraben, wie zum Beispiel ein sehr junges Mädchen (sie war erst sechzehn Jahre alt), das immerzu kicherte, in einer widerwärtigen, sinnlichen Weise kicherte.

„Erzellenz, der Geheimrat Tarasewitsch wacht auf!“ meldete Lebesjatnikow auf einmal mit besonderer Eilfertigkeit.

„Nun? Was gibt's?“ fragte auf einmal der zu sich kommende Geheimrat mißmutig mit lispelnder, zischelnder Stimme; in seinem Tone lag etwas Launenhaftes, Befehlshaberisches. Ich horchte mit gespannter Aufmerksamkeit; denn in den letzten Tagen hatte ich etwas über diesen Tarasewitsch gehört, etwas im höchsten Grade Aufsehen Erregendes, Unmoralisches.

„Ich bin es, Erzellenz; vorläufig nur ich.“

„Was wünschen Sie, und was ist Ihnen gefällig?“

„Ich möchte mich nur nach Euer Erzellenz Befinden erkundigen; infolge mangelnder Gewöhnung fühlt sich hier jeder anfangs einigermaßen beengt . . . General Perwojedow würde gern die Ehre haben, Euer Erzellenz Bekanntschaft zu machen, und hofft . . .“

„Ich habe nie von ihm gehört.“

„Ich bitte Sie, Erzellenz, General Perwojedow, Wasili Wasiljewitsch . . .“

„Sind Sie General Perwojedow?“

„Nein, Erzellenz, ich bin nur der Hofrat Lebesjatnikow, Ihnen zu dienen; aber General Perwojedow . . .“

„Dummes Zeug! Ich ersuche Sie, mich in Ruhe zu lassen.“

„Hören Sie auf!“ hemmte endlich in würdevoller Manier General Perwojedow selbst die häßliche Eilfertigkeit seines Klienten im Grabe.

„Er ist noch nicht ordentlich aufgewacht, Excellenz; das muß man berücksichtigen; er spricht so infolge mangelnder Gewöhnung; sobald er aufgewacht sein wird, wird er es anders aufnehmen . . .“

„Hören Sie auf!“ sagte der General noch einmal.

„**W**asili Wasiljewitsch! Heda, Sie, Excellenz!“ rief auf einmal laut und frech dicht neben Awdotja Ignatjewna eine ganz neue Stimme, die Stimme eines dreisten Lebemannes, mit modisch müder Aussprache und mit unverschämt klingender Trennung der einzelnen Silben. „Ich höre Ihnen allen schon seit zwei Stunden zu; ich liege ja hier schon drei Tage; Sie erinnern sich meiner, Wasili Wasiljewitsch? Klinewitsch; wir sind einander bei Wolokonfskis begegnet, wo Sie, ich weiß nicht warum, ebenfalls Zutritt hatten.“

„Wie, Graf Peter Petrowitsch . . . sind Sie wirklich auch . . . und in so jungen Jahren . . . Wie leid mir das tut!“

„Auch mir selbst tut es leid; aber eigentlich ist es mir ganz egal, und ich will auch von hier aus noch alles mögliche erreichen. Ich bin auch kein Graf, sondern Baron, nur Baron. Wir sind so eine Art von räudigen kleinen Baronen, aus dem Lakaienstande hervorgegangen; ich spucke auf diese ganze Abstammung. Ich bin nur ein Taugenichts aus der Talmigesellschaft und gelte als lebenswürdiger Gassenjunge. Mein Vater war ein General von geringer Sorte; aber meine Mutter wurde einstmals en haut lieu empfangen. Ich habe mit dem Juden Siffel zusammen im vorigen Jahre für fünfzigtausend Rubel falsche Banknoten fabriziert und ihn dann denunziert; das ganze Geld aber hat Juliette Charpentier de Lusignan nach Bordeaux

mitgenommen. Und denken Sie sich, ich war schon vollständig verlobt, mit einem Fräulein Schtschewalewskaja; es fehlten ihr noch drei Monate an sechzehn Jahren; sie besuchte noch das Institut; neunzigtausend Rubel Mitgift sollte sie bekommen. Awdotja Ignatjewna, erinnern Sie sich wohl noch, wie Sie mich vor fünfzehn Jahren, als ich noch ein vierzehnjähriger Page war, geschlechtlich verführten?“

„Ach, Sie sind das, Sie Taugenichts; na, wenn Sie auch Gott hergesandt hat, so werden Sie doch hier . . .“

„Sie haben ungerechterweise Ihren Nachbar, den Kaufmann, wegen schlechten Geruches im Verdacht gehabt. Ich habe dazu geschwiegen und nur innerlich gelacht. Das bin ja ich; mich hat man deswegen schon in einem zugenagelten Sarge hergebracht.“

„Ach, Sie Ekel! Aber ich freue mich dennoch; Sie können sich gar nicht denken, Klinewitsch, Sie können sich gar nicht denken, welch ein Mangel an Leben und Esprit hier herrscht.“

„Nun ja, nun ja, und eben darum beabsichtige ich, hier etwas Neues, Originelles einzuführen. Exzellenz – ich meine nicht Sie, Perwojedow, sondern den andern –, Exzellenz, Herr Tarasewitsch, Geheimrat! So antworten Sie doch! Ich bin Klinewitsch, der Sie zur Fastenzeit zu Mademoiselle Fury führte. Hören Sie?“

„Ich höre Sie, Klinewitsch, und freue mich sehr, und Sie können mir glauben . . .“

„Ich glaube Ihnen keine Silbe; ich spucke darauf! Ich möchte Sie, lieber Alter, einfach abküssen; aber Gott sei Dank, ich kann es nicht. Wissen Sie wohl, meine Herren, was dieser grand-père angerichtet hat? Er ist vorgestern oder vorvorgestern gestorben, und können Sie sich das

denken: in der von ihm verwalteten staatlichen Kasse hat er ein Manko von vierhunderttausend Rubeln hinterlassen. Dieses Geld war für Witwen und Waisen bestimmt, und er verwaltete aus irgendwelchem Grunde die Kasse allein, so daß sie schließlich acht Jahre lang nicht revidiert worden war. Ich stelle mir lebhaft vor, was da jetzt alle für lange Gesichter machen, und wie sie seiner gedenken. Nicht wahr, eine wonnevolle Vorstellung! Ich habe mich das ganze letzte Jahr darüber gewundert, wie ein solcher siebzigjähriger Greis, mit Gicht in den Händen und in den Füßen, sich noch so viel Kraft zu Ausschweifungen hatte bewahren können, und da hatten wir nun die Lösung des Rätsels! Diese Witwen und Waisen — schon der bloße Gedanke an sie mußte ihn in Blut versetzen! Ich wußte schon längst davon; ich war der einzige, der davon wußte; mir hatte es Mademoiselle Charpentier mitgeteilt, und als ich es erfahren hatte, da richtete ich an ihn sofort (es war gerade Ostersonntag) in freundschaftlicher Form das Ersuchen: ‚Gib mir fünfundzwanzigtausend Rubel, sonst findet morgen bei dir eine Revision statt.‘ Und denken Sie sich: es fanden sich damals in seinem Besitze nur dreizehntausend, so daß er jetzt, wie ich meine, sehr zur rechten Zeit gestorben ist. Grand-père, grand-père, hören Sie?“

„Cher Klinewitsch, ich bin mit Ihnen vollständig derselben Ansicht, und Sie sind ganz unnötigerweise auf solche Einzelheiten eingegangen. Es gibt im Leben so viele Leiden und Qualen und so wenig Lohn . . . Ich hatte den Wunsch, endlich zur Ruhe zu kommen, und soviel ich sehe, kann man hoffen, daß sich auch von hier aus allerlei wird erreichen lassen.“

„Ich möchte darauf wetten, daß er schon Katisch Berestowa gewittert hat!“

„Wen? Was für eine Katisch?“ fragte der Alte mit einer Stimme, die vor sinnlicher Erregung zitterte.

„Aha, was für eine Katisch? Na, hier gleich links, fünf Schritte von mir, zehn Schritte von Ihnen. Sie ist schon seit vier Tagen hier, und wenn Sie wüßten, grand-père, was sie für ein Ferkelchen ist! Aus guter Familie, wohl-erzogen, und — dabei doch ein Monstrum, ein Monstrum im höchsten Grade! Ich habe dort niemanden auf sie aufmerksam gemacht; ich bin der einzige gewesen, der sie kannte . . . Katisch, antworte!“

„Hi=hi=hi!“ antwortete eine rissige Mädchenstimme; aber es war aus ihr wie eine Art von Nadelstich herauszuhören.

„Hi=hi=hi!“

„Ist es eine klei—ne Blon—di—ne?“ stammelte der grand-père abgebrochen.

„Hi=hi=hi!“

„Ich . . . ich habe schon längst“, lallte der Alte, der kaum Luft bekam, „mir mit Vergnügen in meinen Träumereien so eine kleine Blondine vorgestellt . . . so von fünfzehn Jahren . . . und gerade unter solchen Umständen . . .“

„Ach, Sie Ungeheuer!“ rief Awdotja Ignatjewna.

„Genug!“ sagte Klinewitsch in entschiedenem Tone; „ich sehe, daß das Material ausgezeichnet ist. Wir werden uns hier unverzüglich aufs beste einrichten. Die Hauptsache ist, die noch übrige Zeit vergnügt zu verbringen; aber was ist das für eine Zeit? Heda, Sie! Sie sind ja wohl so ein Beamter, Lebesjatnikow, nicht wahr? Ich habe gehört, daß Sie so genannt wurden!“

„Lebesjatnikow, Hofrat, Semjon Jewsjejewitsch, Ihnen zu dienen; sehr erfreut, sehr erfreut, sehr erfreut.“

„Ich spucke darauf, daß Sie erfreut sind; aber Sie wissen hier ja wohl mit allem Bescheid. Sagen Sie mal erstens (ich wundere mich darüber schon seit gestern), auf welche Weise reden wir hier eigentlich? Wir sind ja doch gestorben, aber trotzdem reden wir; wir bewegen uns auch gewissermaßen; aber trotzdem reden wir weder noch bewegen wir uns? Was ist das für ein wunderlicher Vorgang?“

„Das könnte Ihnen, wenn Sie es wünschen, Baron, Platon Nikolajewitsch besser erklären als ich.“

„Was für ein Platon Nikolajewitsch? Reden Sie nicht drum herum! Zur Sache!“

„Unser Platon Nikolajewitsch hier ist ein aus dieser Stadt stammender Doktor der Philosophie, zugleich großer Naturforscher. Er hat mehrere philosophische Bücher herausgegeben; aber schon seit drei Monaten schläft er vollständig, so daß es jetzt kaum noch möglich sein dürfte, ihn aufzurütteln. Einmal in der Woche pflegt er ein paar nicht herpassende Worte zu murmeln.“

„Zur Sache, zur Sache!“

„Er erklärt alles mit einer höchst einfachen Tatsache, nämlich damit, daß wir oben, als wir noch lebten, den dortigen Tod irrtümlich für den wirklichen Tod gehalten haben. Der Körper wird hier gewissermaßen noch einmal lebendig; die Überreste des Lebens konzentrieren sich, aber nur im Bewußtsein. So (ich verstehe nur nicht, es Ihnen zu verdeutlichen) dauert das Leben gewissermaßen infolge des Beharrungsvermögens fort. Alles ist nach seiner Ansicht irgendwo im Bewußtsein konzentriert und dauert noch zwei oder drei Monate fort, manchmal sogar ein halbes Jahr. Es gibt zum Beispiel hier einen, der schon fast ganz in Verwesung übergegangen ist, aber doch einmal alle sechs

Wochen immer noch plötzlich ein allerdings sinnloses Wort murmelt, von irgendwelchem Bobok: „Bobok, Bobok“¹, — also ist doch auch in ihm noch ein Rest von warmem Leben, ein kaum wahrnehmbares Fünkchen zurückgeblieben . . .“

„Rechter Unsinn. Aber wie geht es denn zu, daß ich Gestank rieche, obwohl ich keinen Geruchssinn mehr besitze?“

„Das . . . he=he . . . Na, bei diesem Punkte wurden die Erklärungsversuche unseres Philosophen nun schon ziemlich nebelhaft. Gerade über den Geruchssinn bemerkte er nämlich, man rieche hier sozusagen den moralischen Gestank — he=he! Gewissermaßen den Gestank der Seele, damit man in diesen zwei, drei Monaten noch Zeit habe, sich auf sich selbst zu besinnen; das sei sozusagen eine letzte Gnadenfrist. Aber es will mir scheinen, Baron, daß das alles mystische Faserei ist, mag sie auch durch seinen Zustand sehr entschuldbar sein . . .“

„Nun genug; ich bin überzeugt, daß auch alles Weitere Unsinn ist. Die Hauptsache ist: noch zwei oder drei Monate Leben und am letzten Ende: Bobok. Ich mache allen den Vorschlag, diese zwei Monate möglichst angenehm zu verbringen und sich zu diesem Zwecke andere Grundsätze zu eigen zu machen. Meine Herrschaften, ich schlage vor, sich über nichts zu schämen!“

„Ach ja, wir wollen uns über nichts schämen!“ erschollen viele Stimmen, und seltsamerweise darunter sogar ganz neue, nämlich von solchen, die inzwischen neu erwacht waren. Mit besonderer Bereitwilligkeit gab der nun schon vollständig zu sich gekommene Ingenieur in dröhnendem

¹ bobok heißt „die Bohne“; das Verständnis wird dadurch freilich nicht gefördert.

Anmerkung des Übersetzers.

Daß seine Zustimmung zu erkennen. Fräulein Katisch kicherte freudig.

„Ach, wie gern bin ich bereit, mich über nichts zu schämen!“ rief Awdotja Ignatjewna entzückt.

„Hören Sie, wenn schon Awdotja Ignatjewna gern bereit ist, sich über nichts zu schämen! . . .“

„Nein, nein, nein, Klinewitsch, ich habe mich geschämt, ich habe mich dort wirklich geschämt; aber hier bin ich äußerst, äußerst gern bereit, mich über nichts zu schämen!“

„Ich habe Verständnis für Ihren Vorschlag, Klinewitsch,“ sagte der Ingenieur mit seiner tiefen Stimme, „das hiesige sozusagen Leben auf neuen, und zwar vernünftigen Prinzipien aufzubauen.“

„Na, darauf spucke ich! In dieser Hinsicht tun wir gut, auf Rudejarow zu warten, der gestern hergebracht ist. Wenn der aufwacht, wird er Ihnen alles erklären. Das ist mal ein Geist, ein kolossaler Geist! Morgen werden sie, glaube ich, noch einen Naturforscher herschleppen, wahrscheinlich auch einen Offizier und, wenn ich mich nicht irre, in drei, vier Tagen einen Feuilletonisten, wohl mitsamt dem betreffenden Redakteur. Übrigens hol' sie der Teufel; aber es wird sich hier bei uns eine besondere Gruppe zusammensinden, und dann wird bei uns alles ganz von selbst in Ordnung kommen. Aber inzwischen spreche ich den Wunsch aus, daß nicht gelogen werde. Das ist das einzige, was ich verlange; denn das ist die Hauptsache. Auf der Erde zu leben und nicht zu lügen ist unmöglich; denn das Leben und die Lüge sind Synonyma; na, aber hier wollen wir spaßeshalber nicht lügen. Hol's der Teufel, es macht doch etwas aus, daß man begraben ist! Wir wollen alle laut unsere Streiche erzählen und uns über

nichts mehr schämen. Ich werde vor allen andern von mir erzählen. Wissen Sie, ich gehöre zu den Sinnlichen. Das alles war da oben mit morschen Stricken zusammengebunden. Weg mit den Stricken; lassen Sie uns diese beiden Monate in der schamlosesten Aufrichtigkeit verbringen! Entblößen wir uns und zeigen wir uns nackt!"

"Ja, zeigen wir uns nackt, zeigen wir uns nackt!" riefen alle aus voller Kehle.

"Ich möchte mich furchtbar gern, furchtbar gern nackt zeigen!" kreischte Awdotja Ignatjewna.

"Ach . . . ach . . . ach, ich sehe, daß es hier lustig zugehen wird; ich will nicht zu Dr. Eck!"

"Nein, ich müßte wieder lebendig werden; nein, wissen Sie, ich müßte wieder lebendig werden!"

"Hi-hi-hi!" kicherte Katisch.

"Die Hauptsache ist, daß es uns niemand verbieten kann; und wenn auch Perwojedow, wie ich sehe, sich ärgert, so kann er mich doch nicht mit der Hand erreichen. Grand-père, sind Sie einverstanden?"

"Ich bin vollständig einverstanden, vollständig einverstanden, und mit dem größten Vergnügen meinerseits, aber unter der Bedingung, daß Katisch die erste ist, die ihre Biographie erzählt."

"Ich protestiere! Ich protestiere mit aller Energie!" sagte General Perwojedow in festem Tone.

"Erzellenz!" flüsterte der Laugenichts Lebesjatnikow hastig und aufgereggt im Tone angelegentlicher Überredung, "Erzellenz, das wird ja für uns besonders vorteilhaft sein, wenn wir zustimmen. Wissen Sie, dieses junge Mädchen . . . und dann alle diese verschiedenen argen Streiche . . ."

"Nun ja, allerdings, das junge Mädchen; aber . . ."

„Besonders vorteilhaft, Exzellenz, wahrhaftig besonders vorteilhaft! Na, wenn auch nur zur Probe; machen wir wenigstens einen kleinen Versuch . . .“

„Nicht einmal im Grabe wird einem Ruhe gelassen!“

„Erstens, General, Sie spielen im Grabe Pre-fer-ence, und zweitens spuk-ten wir auf Sie!“ sagte Klinewitsch, die Silben trennend.

„Mein Herr, ich möchte Sie doch bitten, sich nicht zu vergessen!“

„Was? Sie können ja nicht zu mir herreichen; ich aber kann Sie von hier aus necken wie Juliettes Bologneserhündchen. Und erstens, meine Herren, ist er denn etwa hier noch General? Dort war er ein General; aber hier ist er ein Nas!“

„Nein, ich bin kein Nas . . . ich bin auch hier . . .“

„Hier verfaulen Sie im Sarge, und es bleiben von Ihnen nur sechs Messingknöpfe übrig.“

„Bravo, Klinewitsch, ha-ha-ha!“ schrien mehrere Stimmen.

„Ich habe meinem Kaiser gedient . . . ich habe einen Degen . . .“

„Mit Ihrem Degen können Sie Mäuse spießen, und außerdem haben Sie ihn nie gezogen.“

„Ganz gleich; ich habe einen Teil des Ganzen gebildet.“

„Was gibt es nicht alles für Teile eines Ganzen!“

„Bravo, Klinewitsch, bravo, ha-ha-ha!“

„Ich begreife nicht, was ein Degen eigentlich zu bedeuten hat“, bemerkte der Ingenieur.

„Wir werden vor den Preußen davonlaufen wie die Mäuse; sie werden uns gehörig klopfen!“ rief eine entfernte, mir unbekanntete Stimme, die aber buchstäblich vor Entzücken erstickte.

„Der Degen, mein Herr, ist die Ehre!“ rief der General; aber nur ich hörte ihn. Es erhob sich ein langdauerndes, wütendes Geschrei, Geheul und Toben, aus dem nur noch Awdotja Ignatjewnas ungeduldiges, hysterisches Kreischen herauszuhören war.

„Nur schnell, nur schnell! Ach, wann werden wir denn anfangen, uns über nichts zu schämen!“

„Dch=ho=ho! Meine Seele macht wahrhaftig eine Läuterungspein durch!“ ließ sich die Stimme jenes einfachen Kaufmannes vernehmen, und . . .

Und hier nieste ich auf einmal. Das kam ganz plötzlich und unbeabsichtigt; aber die Wirkung war eine überraschende: alles wurde still wie auf einem Kirchhofe und verschwand wie ein Traum. Eine richtige Grabesstille trat ein. Ich glaube nicht, daß sie sich vor mir schämten: sie hatten ja beschlossen, sich über nichts zu schämen! Ich wartete etwa fünf Minuten lang; aber kein Wort, kein Laut war zu hören. Es war auch nicht anzunehmen, daß sie eine Anzeige bei der Polizei fürchteten; denn was kann die Polizei dabei tun? Unwillkürlich gelange ich zu dem Schlusse, daß sie doch irgendein dem Sterblichen unbekanntes Geheimnis besitzen müssen, das sie sorgfältig vor jedem Sterblichen hüten.

„Na,“ dachte ich, „ihr lieben Leuten, ich werde euch schon mal wieder besuchen“, und mit diesen Worten verließ ich den Kirchhof.

Mein, das kann ich nicht für zulässig halten; nein, wahrhaftig nicht!

Ausschweifung an einem solchen Orte, Ausschweifung seitens verwesender Leichname, die dazu die letzten Augen-

blicke des Bewußtseins mißbrauchen! Diese Augenblicke sind ihnen gegeben, geschenkt zu anderm Zwecke, und sie . . . Aber die Hauptsache, die Hauptsache bleibt doch: an einem solchen Orte! Nein, das kann ich nicht für zulässig halten . . .

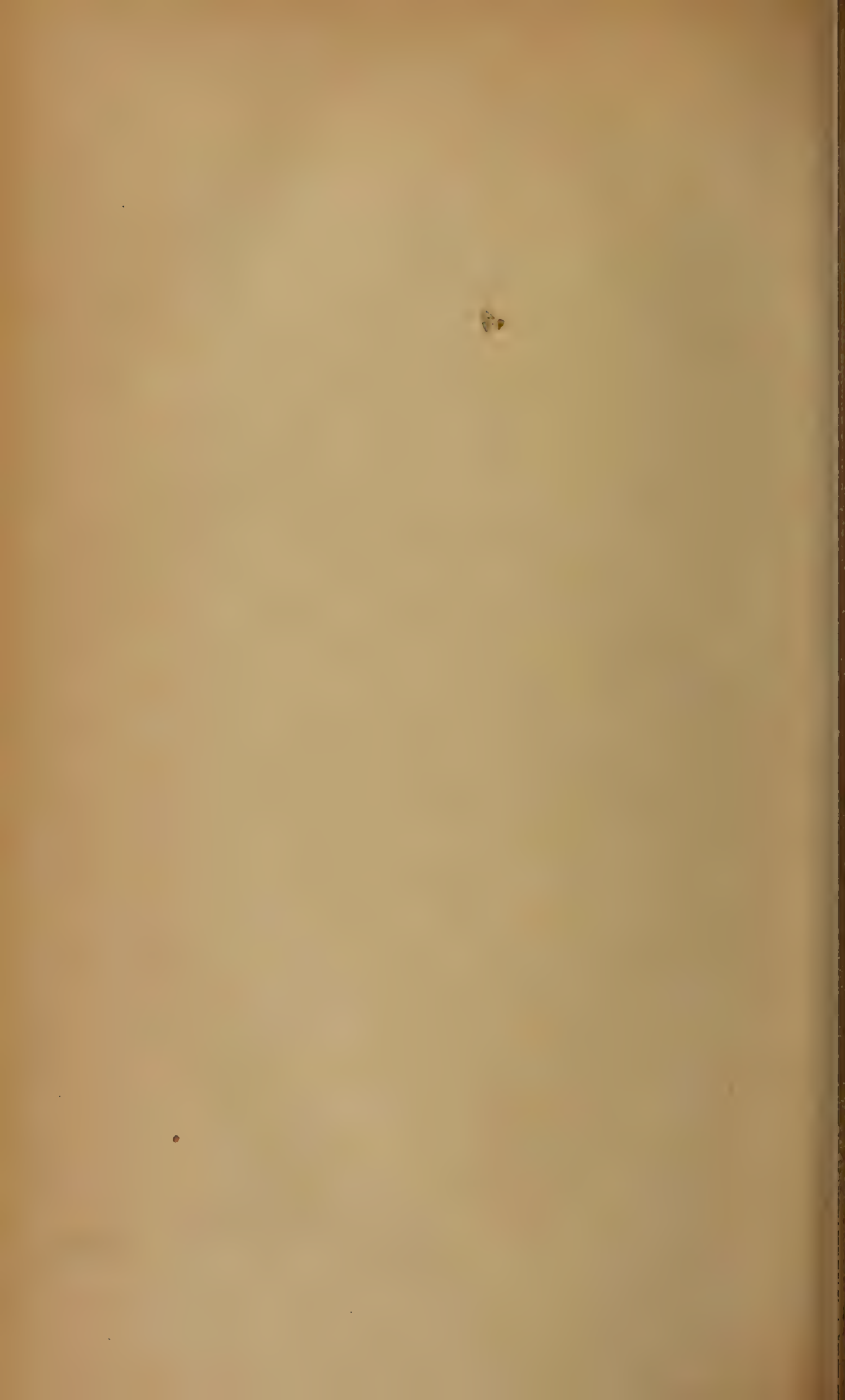
Ich werde auch die andern Klassen von Gräbern besuchen und überall horchen. Das ist es ja eben, daß man überall horchen muß und nicht nur in einer einzigen Klasse, um sich eine richtige Vorstellung zu bilden. Vielleicht stoße ich auch auf etwas Tröstliches.

Aber zu jenen Leuten werde ich unbedingt zurückkehren. Sie haben versprochen, ihre Lebensläufe und allerlei interessante Geschichtchen zu erzählen. Pfui! Aber ich werde wieder hingehen, unter allen Umständen; das ist mir Gewissenssache!

Ich werde diese Aufzeichnungen dem Graschdanin bringen; da ist auch das Porträt eines Redakteurs ausgestellt. Vielleicht druckt er sie ab.

Der Bettelknabe¹

¹ Aus dem „Tagebuche eines Schriftstellers“, 1876, Januar.
Anmerkung des Übersetzers.



Der kleine Knabe „mit dem Händchen“

Die Bettelkinder sind ein sonderbares Völkchen; ich träume von ihnen und kann sie nicht aus den Gedanken loswerden. Vor dem Weihnachtsabend und am Weihnachtsabend selbst traf ich immer auf der Straße an einer bestimmten Ecke einen kleinen Knaben, der gewiß nicht mehr als sieben Jahre alt war. Trotz der furchtbaren Kälte war er fast sommerlich gekleidet; nur der Hals war ihm mit einem alten Lappen umwickelt; also rüstete ihn doch jemand aus, bevor er ihn aussandte. Er ging „mit dem Händchen“; dies ist der technische Ausdruck und bedeutet: um Almosen bitten. Den Ausdruck haben sich diese Knaben selbst erdacht. Solcher Knaben, wie er, gibt es eine Menge; sie wenden sich an die Vorübergehenden und heulen ihnen in kläglichem Tone etwas Auswendiggelerntes vor; aber dieser heulte nicht, sondern redete in einer unschuldigen Weise, die auf noch mangelnde Gewöhnung schließen ließ, und sah mir vertrauensvoll in die Augen, — also war er in seiner Profession erst ein Anfänger. Auf Befragen teilte er mir mit, daß er eine Schwester habe, welche ohne Arbeit krank zu Hause sitze. Vielleicht war es die Wahrheit; nur erfuhr ich später, daß unzählige Knaben so reden. Sie werden „mit dem Händchen“ selbst in die grimmigste Kälte hinausgeschickt, und wenn sie nichts nach Hause bringen, so warten ihrer mit Sicherheit Schläge. Wenn ein solcher Knabe einige Kopfen zusammengebracht hat, so kehrt er mit roten, steifgefrorenen Händen in eine Kellerwohnung zurück, wo eine Rotte von Fabrikarbeitern säuft, von der

Sorte derjenigen, die, nachdem sie am Sonnabend in der Fabrik aufgehört haben zu arbeiten, nicht vor Mittwochabend wieder zur Arbeit zurückkehren. Dort in den Kellerwohnungen saufen mit ihnen zusammen auch ihre hungern- den, vielgeprügelten Weiber, und ebendort wimmern ihre hungernden Säuglinge. Branntwein und Schmutz und Unsittlichkeit sind für diese Behausungen charakteristisch, namentlich aber der Branntwein. Mit den zusammengebet- telten Kopfen wird der Knabe sogleich in die Schenke ge- schickt, um noch mehr Branntwein zu holen. Zum Amüse- ment gießen sie auch ihm manchmal ein Achtelstos in den Mund und lachen wiehernd, wenn ihm der Atem vergeht und er beinah bewusstlos auf den Boden fällt:

„Und ohne Mitleid goß er mir

Den garstigsten Branntwein in den Mund . . .“¹

Wenn er heranwächst, bringt man ihn so bald wie mög- lich in eine Fabrik; aber alles, was er durch seine Arbeit erwirbt, ist er wieder verpflichtet, jenen Kerlen zu bringen, und die vertrinken es wieder. Aber schon ehe sie in die Fabrik kommen, werden diese Kinder vollständige Ver- brecher. Sie treiben sich in der Stadt umher und kennen in allerlei Kellern Orte, wo sie hineinschlüpfen und unbemerkt nächtigen können. Einer von ihnen brachte mehrere Nächte hintereinander bei einem Hausknechte in einer Kiepe zu, ohne daß dieser es bemerkt hätte. Selbstverständlich wer- den sie kleine Diebe. Der Diebstahl wird sogar achtjäh- rigen Kindern zur Leidenschaft, und diese haben mitunter nicht einmal das geringste Bewußtsein von dem Verbreche- rischen einer solchen Handlungsweise. Schließlich lernen

¹ Aus einem Gedichte von N. A. Nekrasow.

Anmerkung des Übersetzers.

sie alles ertragen: Hunger, Kälte, Schläge, wenn sie nur eines haben, nämlich die Freiheit, und so bald wie möglich laufen sie ihren ursprünglichen Gebietern fort, um sich nun auf eigene Hand herumzutreiben. So ein kleiner Wilder weiß manchmal geradezu nichts, weder in welcher Stadt er lebt, noch zu welchem Volke er gehört, noch ob es einen Gott oder einen Kaiser gibt; es werden über sie sogar ganz unglaubliche Dinge erzählt, und doch sind es Tatsachen.

II

Der kleine Knabe am Weihnachtsabend beim Herrn Jesus.

Aber ich bin ein Novellist und habe, wie ich glaube, die folgende Geschichte selbst erdacht. Warum schreibe ich: „wie ich glaube“? Ich weiß ja selbst ganz genau, daß ich sie erdacht habe; aber ich habe immer die Vorstellung, daß sich das irgendwo irgendeinmal begeben hat, und zwar gerade am Weihnachtsabend in irgendeiner sehr großen Stadt und bei furchtbarer Kälte.

Es steht mir ein Knabe vor Augen, ein noch sehr kleiner Knabe, sechsjährig oder noch jünger. Dieser Knabe erwachte am Morgen in einer feuchten, kalten Kellerwohnung. Er trug ein schlechtes Kittelchen und zitterte vor Frost. Sein Atem flog als weißer Dampf aus seinem Munde, und in einer Ecke auf einem Kasten sitzend, ließ er vor Langerweile diesen Dampf absichtlich herausströmen und vergnügte sich damit, zu sehen, wie er davonflog. Aber er hatte großen Hunger. Mehrere Male seit dem Morgen

war er an die Pritsche herangetreten, wo auf einer Unterlage, die so dünn wie ein Eierkuchen war, und mit einem Bündel statt eines Kissens unter dem Kopfe seine kranke Mutter lag. Wie war sie hierher geraten? Wahrscheinlich war sie mit ihrem Knaben aus einer andern Stadt hergekommen und hier plötzlich erkrankt. Die Vermieterin der Schlafstellen war schon vor zwei Tagen zur Polizei geholt worden; die Mieter waren davongegangen, um den Feiertag zu begehen; nur einer, der den Feiertag nicht hatte abwarten können, war anwesend und lag schon einen ganzen Tag lang stierartig betrunken da. In einer andern Ecke des Zimmers stöhnte, von Rheumatismus geplagt, eine achtzigjährige alte Frau, die einmal irgendwo Kinderfrau gewesen war, jetzt aber einsam im Sterben lag; sie ächzte, murmelte und brummte den Knaben an, so daß er sich schon fürchtete, an ihren Winkel nahe heranzukommen. Trinkwasser hatte er irgendwo auf dem Flur gefunden; aber eine Brotrinde konnte er nirgends aufstreifen und trat wohl schon zum zehnten Male an seine Mutter heran, um sie aufzuwecken. Es wurde ihm endlich bange in der Dunkelheit: es war schon längst Abend geworden; aber Licht wurde nicht angesteckt. Als er das Gesicht seiner Mama betastete, wunderte er sich, daß sie sich gar nicht bewegte und so kalt war wie die Wand. „Es ist hier doch sehr kalt“, dachte er, blieb noch ein Weilchen stehen, wobei er unbewußt vergaß, daß seine Hand auf der Schulter der Toten lag, hauchte dann auf seine Fingerchen, um sie zu erwärmen, und ging, als er plötzlich auf der Pritsche sein Müßchen fand, leise und tastend aus dem Keller hinaus. Er wäre schon früher hinausgegangen; aber er hatte sich immer oben an der Treppe vor dem großen Hunde ge-

fürchtet, der den ganzen Tag an der Thür des Nachbarhauses geheult hatte. Jetzt aber war der Hund nicht da, und so ging denn der Knabe schnell auf die Straße.

O Gott, was war das für eine Stadt! So etwas hatte er noch nie gesehen. Dort in der Stadt, aus der er gekommen war, hatte nachts eine so schwarze Finsternis geherrscht; auf der ganzen Straße hatte es nur eine einzige Laterne gegeben. Die Fenster der niedrigen hölzernen Häuschen waren abends mit Läden verwahrt worden; auf der Straße war nach dem Dunkelwerden kein Mensch mehr gewesen; alle hatten sich in ihre Häuser eingeschlossen, und nur ganze Scharen von Hunden, Hunderte und Tausende, hatten die ganze Nacht über gebellt und geheult. Aber dafür war es dort so schön warm gewesen, und er hatte zu essen bekommen; aber hier — o Gott, wenn er doch etwas zu essen bekäme! Und was war hier für ein Gerassel und Gelärm, und wieviel Licht und wie viele Menschen, Pferde und Wagen, und was für eine Kälte, was für eine Kälte! Gefrierender Dampf quillt aus den heiß atmenden Nüstern der scharf angetriebenen Pferde; durch den lockeren Schnee hindurch schlagen die Hufeisen mit hellem Tone auf die Steine, und alle Menschen drängen und stoßen sich so, und, o Gott, er möchte so gern etwas essen, wenn auch nur einen kleinen Bissen, und seine Fingerchen tun ihm auf einmal so weh. Ein Hüter der Ordnung geht vorüber und wendet sich ab, um den Knaben nicht zu bemerken.

Und da ist wieder eine Straße — o was für eine breite Straße! Hier werden sie ihn gewiß zerdrücken und zertreten; wie sie alle schreien und laufen und fahren; und das viele Licht, das viele Licht! Aber was ist das? Ach,

was für ein großes Glasfenster, und hinter den Glasscheiben ist ein Zimmer und in dem Zimmer ein Baum, der bis an die Decke reicht: das ist ein Weihnachtsbaum, und an dem Weihnachtsbaume sind so viele Lichterchen, so viele goldene Papierchen und Äpfel, und ringsumher sind Püppchen und kleine Pferdchen; und im Zimmer laufen Kinder umher, schön gepuhte, saubere Kinder, und lachen und spielen und essen und trinken etwas. Da, dieses kleine Mädchen fängt an, mit einem kleinen Knaben zu tanzen; nein, was ist das für ein hübsches kleines Mädchen! Und auch Musik ist da; man kann sie durch die Glasscheiben hören. Der Knabe schaut und staunt, und da lacht er auch schon; aber es tun ihm bereits die Zehen an den Füßen weh, und die Finger an den Händen sind ihm ganz rot geworden, biegen sich nicht mehr und schmerzen bei jeder Bewegung. Und auf einmal wird sich der Knabe dessen bewußt, daß ihm die Finger und Zehen so weh tun, fängt an zu weinen und läuft weiter, und da sieht er wieder durch ein anderes Fenster in ein Zimmer hinein, und da sind wieder Bäume, auf den Tischen aber liegen Kuchen von allerlei Art, Mandelkuchen und rote und gelbe, und vier reichgekleidete Damen sitzen da, und jedem, der kommt, geben sie Kuchen; die Thür aber öffnet sich alle Augenblicke, und es kommen zu ihnen viele Herrschaften von der Straße herein. Der Knabe schleicht sich heran, macht plötzlich die Thür auf und geht hinein. Aber o weh, wie sie ihn anschreien und ihn hinausweisen! Eine der Damen tritt schnell an ihn heran, schiebt ihm eine Kopeke in die Hand und macht ihm selbst die Thür nach der Straße auf. Wie ist er erschrocken! Das kleine Geldstück aber fällt sofort klingend auf die Stufen: er kann seine roten Fingerchen nicht zusammenbiegen, um

es festzuhalten. Der Knabe läuft weg, so schnell wie möglich, so schnell wie möglich; aber wohin er läuft, das weiß er selbst nicht. Er möchte wieder anfangen zu weinen; aber er fürchtet sich und läuft und läuft und haucht auf seine Händchen. Und es wird ihm so traurig ums Herz, weil er sich auf einmal so allein fühlt, und er ängstigt sich, und plötzlich, o Gott, was ist das da wieder? Da stehen die Menschen in dichtem Schwarm und staunen: auf einem Fensterbrette hinter der Glasscheibe stehen drei kleine Puppen in roten und grünen Kleidchen und ganz, ganz wie wenn sie lebendig wären! Ein altes Männchen sitzt da und scheint auf einer großen Geige zu spielen, und zwei andere stehen daneben und spielen auf kleinen Geigen und nicken im Takt mit den kleinen Köpfen und sehen einander an, und ihre Lippen bewegen sich und sprechen; sie sprechen ordentlich, nur kann man es durch die Glasscheibe nicht hören. Zuerst denkt der Knabe, das seien lebende Wesen; aber als er mit Sicherheit erkannt hat, daß es Püppchen sind, da lacht er auf einmal auf. Noch nie hat er solche Püppchen gesehen und hat gar nicht gewußt, daß es solche gibt! Er möchte eigentlich weinen; aber er muß lachen, über die Püppchen lachen. Auf einmal fühlt er, daß ihn jemand von hinten am Kittel packt: ein großer, böser Junge steht neben ihm, versetzt ihm plötzlich einen Schlag auf den Kopf, reißt ihm die Mütze ab und stellt ihm ein Bein. Der Knabe fällt auf die Erde; die Umstehenden schreien auf; einen Augenblick ist er wie betäubt; dann springt er auf und läuft und läuft, er weiß selbst nicht wohin; er flüchtet sich durch ein Thor auf einen fremden Hof und setzt sich da hinter das Holz: „Hier werden sie mich nicht finden; es ist ja auch dunkel!“

Er sitzt da, krümmt sich ganz zusammen und kann kaum atmen vor Angst; aber plötzlich, ganz plötzlich wird ihm so wohl zumute: die Hände und Füße tun ihm auf einmal nicht mehr weh, und es wird ihm so warm, so warm wie an einem Ofen; da zuckt er mit dem ganzen Leibe zusammen: ach, er wäre ja beinah eingeschlafen! Wie schön es sich hier einschläft: „Ich werde noch ein Weilchen hier sitzen und dann wieder hingehen und die Püppchen ansehen,“ denkt der Knabe und lächelt bei der Erinnerung an diese: „ganz wie wenn sie lebendig wären! . . .“ Und auf einmal glaubt er zu hören, daß über seinem Kopfe seine Mama ein Liedchen zu singen anfängt. „Mama, ich schlafe; ach, wie schön schläft es sich hier!“

„Komm zu mir zum Weihnachtsbaum, mein Kind!“ flüstert über ihm auf einmal eine leise Stimme.

Er denkt zuerst, das sei immer noch seine Mama; aber nein, sie ist es nicht; wer ihn gerufen hat, das sieht er nicht; aber es beugt sich jemand über ihn und umarmt ihn in der Dunkelheit; er aber streckt ihm die Hand entgegen, und . . . und auf einmal — o wieviel Licht! O was für eine Weihnachtstanne! Aber das ist ja keine Tanne; solche Bäume hat er noch nie gesehen! Wo ist er jetzt nur: alles glänzt, alles strahlt, und ringsumher sind lauter Puppen — aber nein, es sind lauter Knaben und Mädchen, aber sie glänzen so; alle umringen sie ihn und fliegen; alle küssen sie ihn, nehmen ihn und tragen ihn mit sich, und auch er selbst fliegt, und da sieht er: seine Mutter blickt ihn an und lacht ihm freudig zu.

„Mama, Mama! Ach, wie schön ist es hier, Mama!“ ruft ihr der Knabe zu, und er küßt sich wieder mit den Kindern und möchte ihnen so schnell wie möglich von jenen

Püppchen hinter der Glasscheibe erzählen. „Wer seid ihr, Knaben? Wer seid ihr, Mädchen?“ fragt er lachend; er hat sie alle so lieb.

„Das ist des Herrn Jesus Weihnachtsbaum“, antworten sie ihm. „Beim Herrn Jesus brennt an diesem Tage immer ein Weihnachtsbaum für die Kleinen Kinderlein, die dort keinen eigenen Weihnachtsbaum haben . . .“ Und er erfährt, daß diese Knaben und Mädchen sämtlich ganz ebensolche Kinder gewesen sind wie er, daß aber die einen schon in den Körben gestorben sind, in denen sie auf den Treppen vor den Türen wohlhabender Petersburger Beamten ausgesetzt wurden, andere bei den finnländischen Bäuerinnen umgekommen sind, denen das Findelhaus sie zum Aufziehen übergeben hatte, wieder andere an den ausgetrockneten Brüsten ihrer Mütter gestorben sind (bei der Hungersnot in Samara), wieder andere an der verdorbenen Luft in Waggons dritter Klasse erstickt sind. Und alle sind sie jetzt hier, alle sind sie jetzt wie Engel, alle beim Herrn Jesus, und der Herr Jesus selbst ist mitten unter ihnen und streckt die Arme nach ihnen aus und segnet sie und ihre sündigen Mütter . . . Die Mütter dieser Kinder aber stehen alle ebendort, etwas zur Seite, und weinen; eine jede erkennt ihren Knaben oder ihr Mädchen, und diese fliegen zu ihnen hin und küssen sie und wischen ihnen mit ihren Händchen die Tränen ab und bitten sie, nicht zu weinen, da sie es hier doch so gut hätten . . .

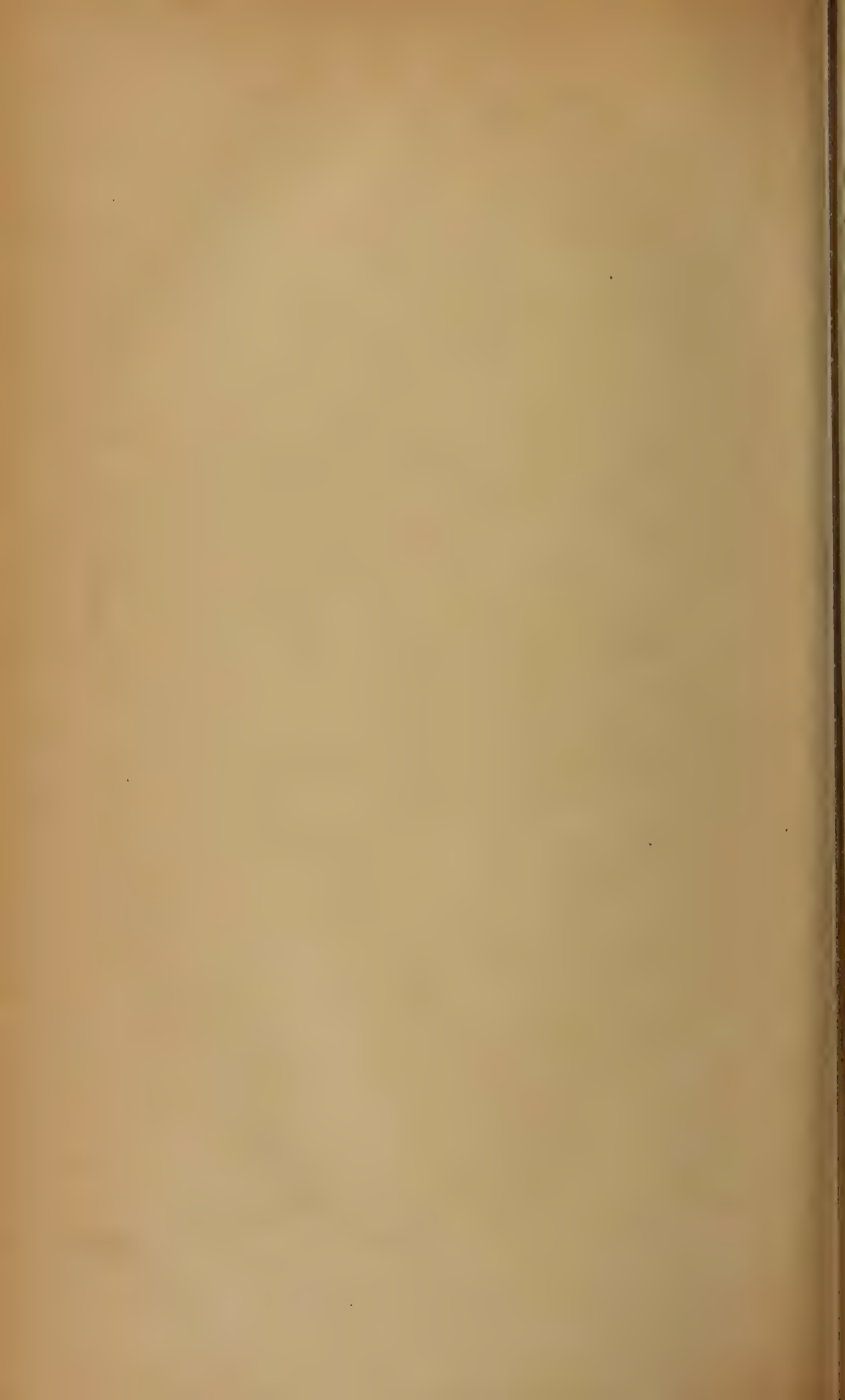
Da unten aber fanden am andern Morgen Hausknechte hinter dem Holze die kleine Leiche des verlaufenen, erfrorenen Knaben; sie machten auch seine Mutter ausfindig; die war schon vor ihm gestorben; bei Gott dem Herrn im Himmel sahen sie sich beide wieder.

Warum habe ich nun eigentlich eine solche Geschichte erfunden, die so wenig in ein gewöhnliches verständiges Tagebuch hineinpaßt, noch dazu in das eines Schriftstellers? Und überdies hatte ich hauptsächlich Erzählungen wirklicher Begebenheiten versprochen! Aber die Sache ist eben die: es will mich immer bedünken, daß das alles sich wirklich hat begeben können — das heißt das, was in der Kellerwohnung und hinter dem Holz vorging; was aber das über den Weihnachtsbaum beim Herrn Jesus Gesagte anlangt, so weiß ich freilich nicht, wie ich mich darüber äußern soll, ob es sich habe begeben können oder nicht. Dazu bin ich eben Novellist, um mir so etwas auszudenken.

Der Traum eines lächerlichen Menschen¹

Eine phantastische Erzählung

¹ Aus dem „Tagebuche eines Schriftstellers“, April 1877.
Anmerkung des Übersetzers.



Ich bin ein lächerlicher Mensch. Man nennt mich jetzt einen Berrückten. Das würde eine Ranagerhöhung sein, wenn ich nicht für die Leute immer noch ebenso lächerlich bliebe wie vorher. Aber jetzt ärgere ich mich nicht mehr darüber; jetzt sind sie mir alle lieb, und sogar wenn sie über mich lachen – und dann sind sie mir eigentümlicherweise sogar besonders lieb. Ich würde selbst mit ihnen lachen, nicht sowohl über mich als aus Liebe zu ihnen, wenn mir nicht bei ihrem Anblick so traurig ums Herz würde. Traurig deswegen, weil sie die Wahrheit nicht kennen; ich aber kenne die Wahrheit. Ach, was für ein drückendes Gefühl ist es, der einzige zu sein, der die Wahrheit kennt! Aber sie haben dafür kein Verständnis. Nein, sie haben dafür kein Verständnis.

Früher grämte ich mich sehr darüber, daß ich ein lächerlicher Mensch zu sein schien. Oder vielmehr nicht schien, sondern war. Ich bin immer lächerlich gewesen und weiß das; vielleicht war ich es schon von meiner Geburt an. Vielleicht wußte ich schon als Siebenjähriger, daß ich lächerlich war. Dann besuchte ich die Schule, dann die Universität, und merkwürdig: je mehr ich lernte, um so mehr erkannte ich, daß ich lächerlich bin. So daß schließlich mein ganzes Universitätsstudium für mich gewissermaßen nur die Bedeutung hatte, mir in dem Maße, wie ich mich in dasselbe vertiefte, zu beweisen und klarzumachen, daß ich lächerlich bin. Ähnlich wie in der Wissenschaft ging es mir auch im Leben. Mit jedem Jahre wuchs und befestigte sich in mir eben dieses selbe Bewußtsein meiner lächerlichen Erscheinung in jeder Beziehung. Von allen und immer

wurde über mich gelacht. Aber keiner von ihnen wußte oder ahnte, daß, wenn ein Mensch auf der Welt mehr als alle andern meine Lächerlichkeit erkannte, dieser Mensch ich selbst war, und eben dies war für mich das Kränkendste, daß sie das nicht wußten. Aber daran war ich selbst schuld: ich war immer so stolz, daß ich das nie und um keinen Preis jemandem gestehen wollte. Dieser Stolz wuchs in mir mit den Jahren, und wenn es sich so gefügt hätte, daß ich mir erlaubt hätte, irgendwem, mochte es sein wer es wollte, zu gestehen, daß ich lächerlich sei, so würde ich, wie ich glaube, sogleich, noch an demselben Abend mir aus meinem Revolver eine Kugel vor den Kopf geschossen haben. O, wie litt ich in meiner Knabenzeit unter der Furcht, ich könnte mich nicht beherrschen und würde es auf einmal meinen Kameraden selbst gestehen! Aber seit ich anfing, ein junger Mann zu werden, änderte sich das: obgleich ich mit jedem Jahre meine schreckliche Eigenschaft immer deutlicher erkannte, so wurde ich doch aus irgendwelchem Grunde etwas ruhiger. Ich sage: aus irgendwelchem Grunde, weil ich bis auf den heutigen Tag nicht imstande bin anzugeben, woher es eigentlich kam. Vielleicht daher, daß in meiner Seele ein furchtbarer Gram über einen Umstand heranwuchs, der unendlich viel höher war als mein ganzes Ich: es war das nämlich die Überzeugung, die sich bei mir herausgebildet hatte, daß auf der Welt überall alles ganz egal ist. Ich hatte dies schon vor sehr langer Zeit geahnt; aber die volle Überzeugung stellte sich im letzten Jahre ganz plötzlich ein. Ich fühlte auf einmal, daß es mir ganz egal sein würde, ob die Welt existierte oder es nirgends etwas gäbe. Ich begann mit meinem ganzen Wesen zu merken und zu fühlen, daß es um mich herum nichts gab. Anfangs schien

es mir immer, daß es wenigstens vorher vieles gegeben habe; aber dann erriet ich, daß es vorher ebenfalls nichts gegeben habe, sondern mir das nur aus irgendwelchem Grunde so vorgekommen sei. Allmählich gelangte ich zu der Überzeugung, daß es auch niemals etwas geben werde. Damals hörte ich auf einmal auf, mich über die Menschen zu ärgern, und begann, sie fast gar nicht mehr zu bemerken. Wirklich, das äußerte sich sogar in den geringsten Kleinigkeiten; es passierte zum Beispiel nicht selten, daß ich, wenn ich auf der Straße ging, mit den Leuten zusammenstieß. Und nicht etwa infolge tiefen Nachdenkens: worüber hätte ich denn auch nachdenken sollen? Ich hatte damals ganz aufgehört nachzudenken: mir war alles egal. Und wenn ich wenigstens schwierige Fragen zu lösen versucht hätte; aber ich gab mich mit keiner solchen ab, und doch: wie viele gab es ihrer? Aber mir war alles egal, und die schwierigen Fragen entfernten sich sämtlich aus meinem Gesichtskreise.

Und siehe da, nach diesen Vorgängen da erkannte ich die Wahrheit. Ich erkannte die Wahrheit im vorigen November, genau am dritten November, und seit der Zeit erinnere ich mich an jeden Augenblick meines Lebens. Es war an einem trüben, ganz trüben Abend; er war so trübe, wie er überhaupt nur sein kann. Ich kehrte damals zwischen zehn und elf Uhr abends nach Hause zurück, und wie ich mich erinnere, ging mir gerade der Gedanke durch den Kopf, daß es gar nicht trüber sein könne. Selbst in rein physischer Hinsicht. Es hatte den ganzen Tag über geregnet, und das war ein ganz kalter, häßlicher Regen gewesen, sogar, wie ich mich erinnere, ein grimmiger Regen mit einer ausgesprochenen Feindseligkeit gegen die Menschen; aber da hörte er nach zehn Uhr auf einmal auf, und es begann eine furcht-

bare Feuchtigkeit, feuchter und kälter als zur Zeit des Regens, und von allen Dingen ging eine Art Dampf aus, von jedem Steine auf der Straße und aus jeder Quergasse, wenn man von der Straße aus ganz tief, so weit wie nur möglich, in sie hineinblickte. Es kam mir auf einmal der Gedanke, daß, wenn überall das Gas ausginge, das angenehmer sein würde; mit der Gasbeleuchtung fühle sich das Herz nur noch trauriger, weil diese das alles sichtbar mache. Ich hatte an diesem Tage fast nichts zu Mittag gegessen und hatte vom Beginn des Abends an bei einem Ingenieur gefessen, und bei ihm waren auch noch zwei Freunde gewesen. Ich hatte immerzu geschwiegen und war ihnen wohl recht langweilig vorgekommen. Sie redeten über irgendeinen strittigen Gegenstand und wurden dabei auf einmal sogar hitzig. Aber eigentlich war ihnen die Sache ganz egal, das sah ich, und daß sie hitzig wurden, war nur so äußerlich. Ich sprach ihnen das denn auch ganz unvermittelt aus: „Meine Herren,“ sagte ich, „die Sache ist Ihnen ja doch ganz egal.“ Sie fühlten sich nicht beleidigt, sondern lachten alle über mich. Das kam daher, daß ich es ohne jeden Vorwurf gesagt hatte, einfach weil es mir selbst ganz egal war. Sie sahen nun ein, daß es mir ganz egal war, und wurden ganz vergnügt.

Als ich auf der Straße an das Gas dachte, blickte ich zum Himmel hinauf. Der Himmel war furchtbar dunkel; aber man konnte deutlich zerrissene Wolken unterscheiden und zwischen ihnen abgrundtiefe schwarze Flecke. Auf einmal bemerkte ich in einem dieser Flecke ein Sternchen und begann aufmerksam nach ihm hinzusehen. Das tat ich deshalb, weil dieses Sternchen mir einen Gedanken eingab: ich beschloß, mir in dieser Nacht das Leben zu nehmen.

Ich hatte das schon zwei Monate vorher fest beschlossen, mir trotz meiner Armut einen schönen Revolver gekauft und ihn gleich an jenem Tage geladen. Aber nun waren schon zwei Monate vergangen, und er lag immer noch im Kasten; aber alles war mir dermaßen egal, daß ich mir schließlich vornahm, einen Augenblick abzuwarten, wo mir nicht alles so egal sein würde — warum ich so verfuhr, das weiß ich nicht. Und auf diese Weise hatte ich diese zwei Monate hindurch jede Nacht, wenn ich nach Hause zurückkehrte, gedacht, daß ich mich erschießen würde. Ich wartete immer auf den betreffenden Augenblick. Und da gab mir nun dieses Sternchen den Gedanken ein, und ich beschloß, daß es unbedingt in dieser Nacht geschehen solle. Aber warum das Sternchen mir den Gedanken eingab, das weiß ich nicht.

Und siehe da, als ich zum Himmel aufblickte, da faßte mich plötzlich dieses kleine Mädchen an den Ellbogen. Die Straße war schon leer und fast kein Mensch auf ihr zu sehen. In der Ferne schlief ein Droschkenkutscher auf seinem Gefährt. Das kleine Mädchen war etwa acht Jahre alt; sie hatte keinen Mantel, sondern nur ein dürftiges Kleidchen und ein kleines Tüchelchen und war ganz durchnäßt; namentlich aber bemerkte ich ihre nassen, zerrissenen Schuhe und erinnere mich ihrer auch jetzt. Sie fielen mir ganz besonders in die Augen. Sie begann auf einmal mich am Ellbogen zu zupfen und mich zu rufen. Sie weinte nicht, sondern stieß nur abgerissene Worte hervor, die sie nicht ordentlich aussprechen konnte, da sie am ganzen Leibe in leisem Fieberschauer zitterte. Sie war aus irgendwelchem Grunde in Angst und schrie verzweifelt: „Mein Mamachen! Mein Mamachen!“ Ich wendete mich einen Augen-

blick nach ihr um, sagte jedoch kein Wort und setzte meinen Weg fort; sie aber lief mir nach und zupfte mich, und in ihrer Stimme lag jener Klang, der bei sehr geängsteten Kindern die höchste Verzweiflung bedeutet. Ich kenne diesen Klang. Obgleich sie die Worte nicht zu Ende sprach, verstand ich doch, daß ihre Mutter irgendwo im Sterben lag oder sich mit ihnen dort irgend etwas anderes Schreckliches zugetragen hatte und sie aus dem Hause gelaufen war, um jemanden zu rufen, irgendwelche Hilfe für ihre Mutter zu finden. Aber ich folgte ihr nicht; im Gegenteil kam mir auf einmal der Gedanke, sie wegzujagen. Zuerst sagte ich ihr, sie solle sich einen Schutzmann suchen. Aber sie faltete auf einmal bittend die Händchen, lief schluchzend und atemlos immer neben mir her und wich nicht von mir. Und da stampfte ich mit den Füßen und schrie sie an. Sie rief nur: „Ach, Herr, ach, Herr! . . .“ aber plötzlich verließ sie mich und rannte, so schnell sie nur konnte, über die Straße hinüber; dort war ein anderer Passant sichtbar geworden, und sie lief offenbar von mir zu ihm hin.

Ich stieg nach meinem fünften Stock hinauf. Ich wohne bei Mietern, welche möblierte Zimmer vermieten. Ich habe ein ärmliches, kleines Zimmer mit einem halbrunden Dachfenster. Das Meublement: ein mit Wachstuch bezogenes Sofa, ein Tisch, auf dem meine Bücher liegen, zwei Stühle und ein bequemer Lehnstuhl, alt, sehr alt, aber so ein richtiger Großvaterstuhl. Ich setzte mich hin, zündete eine Kerze an und überließ mich meinen Gedanken. Nebenan, in dem Nachbarzimmer, das von dem meinigen nur durch eine dünne Zwischenwand getrennt ist, dauerte das wüste Treiben noch fort. Es war schon seit mehr als zwei Tagen im Gange. Dort wohnte ein pensionierter Hauptmann,

und bei ihm war Besuch, etwa sechs Menschen niedrigen Standes; sie tranken Brantwein und spielten mit alten Karten Stoß.¹ In der vorhergehenden Nacht hatte es Prügelei gegeben, und ich weiß, daß zwei von ihnen sich längere Zeit bei den Haaren gehabt hatten. Die Wirtin wollte sich schon beklagen; aber sie fürchtet sich gewaltig vor dem Hauptmann. Von sonstigen Untermietern ist bei uns nur noch eine kleine, magere Dame von auswärts vorhanden, mit drei kleinen Kindern, die schon bei uns krank geworden sind. Sie und die Kinder fürchten sich vor dem Hauptmann bis zum Ohnmächtigwerden und zittern und bekreuzen sich die ganze Nacht über; ja, das kleinste Kind hat vor Angst sogar schon einen Krampfanfall bekommen. Dieser Hauptmann hält, wie ich genau weiß, manchmal die Passanten auf dem Newski-Prospekt an und bittet um Almosen. Zum Militärdienst wird er nicht wieder angenommen; aber merkwürdigerweise (und im Hinblick darauf erzähle ich dies eben) hat er in dem ganzen Monat, seit er bei uns wohnt, bei mir keinerlei Gefühl des Argers erregt. Einer näheren Bekanntschaft mit ihm bin ich allerdings gleich von vornherein ausgewichen, und auch ihm selbst wurde die Unterhaltung mit mir schon beim ersten Male langweilig; aber mochten sie auch hinter der Zwischenwand ein noch so großes Geschrei verüben, und mochten ihrer dort auch noch so viele anwesend sein — mir war das immer ganz egal. Ich sitze die ganze Nacht auf und höre diese Menschen wirklich nicht; bis zu dem Grade vergesse ich sie. Ich durchwache ja jede Nacht bis zum Morgengrauen und treibe das so schon ein Jahr lang. Ich sitze die ganze Nacht am Tische im Lehnstuhl und tue nichts.

¹ Ein Hasardspiel.

Anmerkung des Übersetzers.

Bücher lese ich nur bei Tage. Ich sitze da und denke nicht einmal etwas; ich sitze eben bloß; allerlei Gedanken gehen mir durch den Kopf, und ich lasse sie nach ihrem Belieben gewähren. Die Kerze brennt in der Nacht vollständig herunter. Ich setzte mich still an den Tisch, nahm den Revolver heraus und legte ihn vor mich hin. Ich erinnere mich, daß, als ich ihn hinlegte, ich mich fragte: „Ja?“ und mir mit aller Bestimmtheit antwortete: „Ja.“ Das hieß also: ich werde mich erschießen. Ich wußte, daß ich mich in dieser Nacht bestimmt erschießen würde; aber wie lange ich bis dahin noch am Tische sitzen würde, das wußte ich nicht. Und ich hätte mich auch sicherlich erschossen, wäre nicht jenes kleine Mädchen gewesen.

II

Sehen Sie, wenn mir auch alles egal war, so fühlte ich doch zum Beispiel den Schmerz. Hätte mich jemand geschlagen, so würde ich Schmerz empfunden haben. Ebenso auch in geistiger Hinsicht: hätte sich etwas sehr Trauriges ereignet, so würde ich Mitleid empfunden haben, ebenso wie damals, als mir noch nicht im Leben alles egal war. Ich hatte auch soeben Mitleid empfunden: einem Kinde würde ich doch unbedingt geholfen haben. Warum hatte ich denn aber dem kleinen Mädchen nicht geholfen? Infolge eines Gedankens, der damals in meinem Kopfe entstanden war: als sie mich zupfte und rief, da trat mir auf einmal eine Frage entgegen, und ich konnte sie nicht beantworten. Es war eine müßige Frage; aber ich ärgerte mich. Ich ärgerte mich infolge der Schlußfolgerung, daß,

wenn mein Entschluß feststehe, meinem Leben in dieser Nacht ein Ende zu machen, mir eigentlich alles in der Welt jetzt in höherem Grade als sonst je egal sein müsse. Warum fühlte ich denn nun auf einmal, daß mir nicht alles egal war und ich das kleine Mädchen bemitleidete? Ich erinnere mich, daß ich großes Mitleid mit ihr hatte; ich empfand davon sogar einen seltsamen, zu meiner Lage ganz und gar nicht passenden Schmerz. Ich verstehe es allerdings nicht, diese meine damalige momentane Empfindung besser wiederzugeben; aber die Empfindung dauerte auch zu Hause fort, als ich mich schon an den Tisch gesetzt hatte, und ich war in einer so gereizten Stimmung wie seit lange nicht. Eine Überlegung knüpfte sich an die andere. Es war mir klar, daß, wenn ich ein Mensch und noch keine Null war und mich einstweilen noch nicht in eine Null verwandelt hatte, daß ich dann lebte und folglich imstande war, zu leiden, mich zu ärgern und über meine Handlungen Scham zu empfinden. Nun gut. Aber wenn ich mich zum Beispiel nach zwei Stunden tötete, was hatte ich dann mit diesem kleinen Mädchen zu tun, und was ging mich dann das Schamgefühl und überhaupt alles in der Welt an? Ich verwandle mich in eine Null, in eine absolute Null. Und mußte denn das Bewußtsein, daß ich alsbald völlig aufhören würde zu existieren und somit auch nichts anderes mehr existieren würde, mußte nicht dieses Bewußtsein die Wirkung haben, das Gefühl des Mitleides mit dem kleinen Mädchen und das Gefühl der Scham über die begangene Gemeinheit aufzuheben? Eben deshalb hatte ich ja mit den Füßen gestampft und das unglückliche Kind mit grimmiger Stimme angeschrien, weil ich gleichsam zu mir sagte: ich empfinde nicht nur kein Mitleid, sondern ich

Kann sogar jetzt eine unmenschliche Gemeinheit begehen, da in zwei Stunden alles erloschen sein wird. Können Sie es glauben, daß ich sie darum anschrte? Ich bin jetzt beinahe überzeugt davon. Es war mir klar, daß das Leben und die Welt gleichsam von mir abhingen. Ich kann es auch so ausdrücken: die Welt war jetzt einzig und allein für mich gemacht; wenn ich mich erschöpfte, so hörte auch die Welt wenigstens für mich auf zu existieren. Um gar nicht einmal davon zu reden, daß es vielleicht wirklich nach meinem Tode für niemanden mehr etwas gab und die ganze Welt, sobald mein Bewußtsein erlosch, sogleich wie eine Vision, wie ein bloßes Attribut meines Bewußtseins mit erlosch und verschwand; denn vielleicht waren diese ganze Welt und alle diese Menschen lediglich ich selbst allein. Ich erinnere mich, daß, während ich so dasaß und nachdachte, ich alle diese neuen Fragen, die sich eine nach der andern herandrängten, nach einer andern Seite herumdrehte und etwas ganz Neues ersann. So zum Beispiel trat mir ein seltsamer Gedanke entgegen: wenn ich früher auf dem Monde oder auf dem Mars gelebt und dort die schmachlichste, ehrloseste That begangen hätte, die man sich nur vorstellen kann, und dort für diese That in einer Weise beschimpft und entehrt worden wäre, wie man es höchstens manchmal in einem ängstlichen Traume zu empfinden und sich vorzustellen vermag, und wenn ich dann, auf die Erde versetzt, die Erinnerung an das auf dem andern Himmelskörper Getane bewahrte und außerdem wüßte, daß ich dorthin niemals und unter keinen Umständen zurückkehren werde: würde mir dann, wenn ich von der Erde aus nach dem Monde hinblickte, alles ganz egal sein oder nicht? Würde ich über meine That Scham empfinden oder nicht?

Die Fragen waren müßig und überflüssig, da der Revolver schon vor mir lag und ich mit meinem ganzen Wesen wußte, daß „es“ bestimmt geschehen werde; aber sie machten mir den Kopf warm, und ich wurde ganz wütend. Ich hatte die seltsame Vorstellung, ich könne jetzt nicht eher sterben, ehe ich nicht über dies und das ins Klare gekommen sei. Kurz, dieses kleine Mädchen rettete mich; denn infolge dieser Fragen verschob ich das Erschießen. Bei dem Hauptmann war unterdessen auch alles ruhig geworden: sie hatten mit dem Kartenspiel aufgehört, schickten sich an, sich schlafen zu legen, brummten aber einstweilen noch und schimpften einander in müder, lässiger Weise. Und da schlief ich plötzlich ein, was mir vorher noch nie begegnet war; ich schlief am Tische, im Lehnstuhl ein. Ich schlief vollständig ohne es zu merken ein. Die Träume sind bekanntlich sehr seltsame Dinge: manches tritt einem mit erschreckender Deutlichkeit vor Augen, mit kunstvoll feiner Ausarbeitung der Einzelheiten, während man über anderes hinwegspringt, als wenn man es gar nicht bemerkte, zum Beispiel über Raum und Zeit. Die Träume lenkt, glaube ich, nicht der Verstand, sondern der Wille, nicht der Kopf, sondern das Herz; aber doch, was für verschmitzte Dinge hat manchmal mein Verstand im Traume angegeben! Es gehen mitunter mit ihm im Traume ganz unbegreifliche Dinge vor. Mein Bruder ist zum Beispiel vor fünf Jahren gestorben. Ich sehe ihn mitunter im Traume: er nimmt an meinen Angelegenheiten lebhaften Anteil, wir führen darüber eifrige Gespräche; aber dabei weiß ich und erinnere ich mich während der ganzen Dauer des Traumes vollkommen, daß mein Bruder gestorben und begraben ist. Wie geht es nun zu, daß ich mich nicht darüber wund-

dere, daß er, obwohl er tot ist, sich doch neben mir befindet und eifrig mit mir redet? Warum erhebt mein Verstand dagegen keinerlei Einspruch? Aber genug davon! Ich komme jetzt zu meinem Traume. Ja, mir träumte damals dieser Traum, am dritten November! Die Leute necken mich jetzt damit, daß es ja nur ein Traum gewesen sei. Aber ist es denn nicht ganz egal, ob es ein Traum war oder nicht, wenn dieser Traum mir die Wahrheit verkündet hat? Denn wenn man einmal die Wahrheit erkannt und gesehen hat, so weiß man ja, daß sie die Wahrheit ist, und daß es keine andere gibt und keine andere geben kann, ob man nun schläft oder wacht. Na, mag es auch nur ein Traum gewesen sein, meinetwegen; aber dieses Leben, das Sie so lobpreisen, wollte ich durch Selbstmord auslöschen, und mein Traum, mein Traum, — o, er hat mir ein neues, großes, erneuertes, starkes Leben offenbart!

Hören Sie nun!

III

Ich habe gesagt, daß ich einschlief, ohne es zu merken, und ich hatte sogar die Empfindung, als führe ich fort, über dieselben Gegenstände nachzudenken. Auf einmal träumte mir, daß ich den Revolver nahm und ihn im Sitzen gerade auf mein Herz richtete, — auf das Herz, nicht auf den Kopf; und doch hatte ich mir vorher vorgenommen gehabt, mich unbedingt in den Kopf zu schießen, und zwar speziell in die rechte Schläfe. Nachdem ich die Waffe gegen meine Brust gerichtet hatte, wartete ich eine oder zwei Sekunden, und meine Kerze, der Tisch und die Wand be-

gannen auf einmal vor meinen Augen sich zu bewegen und zu schwankeu. Ich gab so schnell wie möglich den Schuß ab.

Im Traume fällt man manchmal von einer Höhe hinab, oder man wird ermordet oder geschlagen; aber man fühlt niemals einen Schmerz, es müßte denn sein, daß man sich selbst tatsächlich irgendwie am Bette stößt; dann fühlt man einen Schmerz und erwacht fast immer in folgedessen. So war es auch in meinem Traume: einen Schmerz fühlte ich nicht; aber ich hatte die Empfindung, als ob mit meinem Schusse alles in mir erschüttert und alles auf einmal erloschen und es rings um mich herum furchtbar dunkel geworden sei. Ich war anscheinend blind und stumm geworden, und so lag ich nun auf etwas Festem, ausgestreckt, auf dem Rücken, sah nichts und konnte nicht die geringste Bewegung machen. Um mich herum wurde gegangen und geschrien; der Hauptmann sprach in tiefem Baß, die Wirtin in ihrem Diskant, — und auf einmal wieder eine Unterbrechung, und da trug man mich schon im geschlossenen Sarge. Und ich fühlte, wie der Sarg schaukelte, und dachte darüber nach, und plötzlich überraschte mich zum ersten Male der Gedanke, daß ich ja gestorben war, vollständig gestorben, daß ich das wußte und nicht bezweifelte, daß ich nicht sah und mich nicht bewegte, aber dabei doch fühlte und dachte. Indessen söhnte ich mich bald damit aus, nahm, wie im Traume gewöhnlich, die Wirklichkeit ohne Widerspruch hin.

Und siehe, da ließ man mich in eine Gruft hinab und schüttete Erde darauf. Alle gingen weg; ich war allein, ganz allein. Ich bewegte mich nicht. Wenn ich mir früher im Wachen vorgestellt hatte, wie ich begraben werden würde, so hatte ich mit dem Begriffe des Grabes immer nur die

Empfindung der Feuchtigkeit und Kälte verbunden. So auch jetzt: ich fühlte, daß mir sehr kalt war, namentlich an den Zehenspitzen; aber weiter fühlte ich nichts.

Ich lag, und merkwürdig: ich erwartete nichts, sondern nahm es ohne Widerspruch hin, daß ein Toter nichts zu erwarten hat. Aber es war feucht. Ich weiß nicht, wieviel Zeit verging, — eine Stunde oder einige Tage oder viele Tage. Aber da fiel plötzlich auf mein linkes geschlossenes Auge ein durch den Sargdeckel hindurchgesickerter Wassertropfen; ihm folgte nach einer Minute ein anderer, darauf nach einer Minute ein dritter, und so weiter und so weiter, immer in Abständen von einer Minute. Ein starker Unwille entbrannte plötzlich in meinem Herzen, und auf einmal fühlte ich in ihm einen physischen Schmerz: „Das ist meine Wunde,“ dachte ich; „das ist von dem Schusse; da sitzt die Kugel . . .“ Die Tropfen aber fielen immer noch jede Minute, und gerade auf mein geschlossenes Auge. Und ich rief auf einmal, nicht mit der Stimme (denn ich konnte mich nicht bewegen), sondern mit meinem ganzen Wesen zu dem, nach dessen Herrscherwillen das alles mit mir vorging:

„Wer du auch sein magst, aber wenn du bist, und wenn etwas Vernünftigeres existiert als das, was sich jetzt vollzieht, so laß dieses Vernünftigere auch hier stattfinden. Wenn du mich aber für meinen unvernünftigen Selbstmord durch die Garstigkeit und Sinnlosigkeit eines weiteren Daseins straffst, so wisse, daß keine Qual, die mir zuteil werden mag, jemals der Geringschätzung wird gleichkommen können, die ich schweigend empfinden werde, und wenn die Qual Millionen Jahre dauern sollte! . . .“

So rief ich und verstummte dann. Fast eine ganze Minute lang dauerte das tiefe Schweigen, und es fiel sogar noch

ein Tropfen herunter; aber ich wußte, ich wußte und glaubte mit unerschütterlicher Festigkeit, daß sich jetzt sofort alles sicherlich ändern werde. Und siehe da, auf einmal tat sich mein Grab auf. Das heißt, ich weiß nicht, ob es durch Aufgraben geöffnet wurde; aber ich wurde von einem dunklen, mir unbekanntem Wesen ergriffen, und wir befanden uns plötzlich im Weltenraume. Ich wurde auf einmal wieder sehend: es war tiefe Nacht, und noch niemals, noch niemals hatte es eine solche Dunkelheit gegeben! Wir flogen im Weltenraume schon fern von der Erde dahin. Ich fragte den, der mich trug, nach nichts; ich wartete und war stolz. Ich gab mir selbst die Versicherung, daß ich mich nicht fürchtete, und wollte bei dem Gedanken, daß ich mich nicht fürchtete, beinahe vergehen vor Entzücken. Ich erinnere mich nicht, wie lange wir so flogen, und habe keine Vorstellung davon: es geschah alles so wie immer im Traume, wenn man sich über Raum und Zeit und über die Gesetze des Daseins und der Vernunft hinwegsetzt und nur bei denjenigen Punkten verweilt, von denen das Herz träumt. Ich erinnere mich, daß ich auf einmal in der Dunkelheit einen kleinen Stern erblickte. „Ist das der Sirius?“ fragte ich; ich konnte mich nicht beherrschen, obgleich ich eigentlich nach nichts fragen wollte. „Nein, das ist jener selbe Stern, den du zwischen den Wolken sahst, als du nach Hause zurückkehrtest“, antwortete mir das Wesen, das mich trug. Ich wußte, daß es eine Art von Menschenantlitz hatte. Seltsamerweise liebte ich dieses Wesen nicht; ja, ich empfand sogar eine tiefe Abneigung gegen dasselbe. Ich hatte ein vollständiges Nichtsein erwartet und mich in dieser Voraussetzung ins Herz geschossen. Und nun befand ich mich in den Händen eines Wesens, das allerdings kein

menschliches Wesen war, aber doch war, existierte. „Also gibt es auch jenseits des Grabes ein Leben!“ dachte ich mit der seltsamen Leichtfertigkeit des Traumes; aber das eigentliche Wesen meines Herzens blieb im tiefsten Grunde unverändert. „Und wenn ich denn“, dachte ich, „von neuem sein und wieder nach jemandes unwiderstehlichem Willen leben muß, so will ich mich nicht besiegen und erniedrigen lassen!“ — „Du weißt, daß ich mich vor dir fürchte, und verachtest mich wohl deswegen?“ sagte ich auf einmal zu meinem Gefährten; ich vermochte diese erniedrigende Frage, die ein Bekenntnis einschloß, nicht zurückzuhalten und fühlte im Herzen meine Erniedrigung wie einen Nadelstich. Er antwortete nicht auf meine Frage; aber ich fühlte plötzlich, daß ich nicht verachtet, nicht verlacht und nicht einmal bemitleidet wurde, und daß unser Weg ein unbekanntes, geheimnisvolles Ziel hatte, das zu mir allein in Beziehung stand. Die Angst wuchs in meinem Herzen. Stumm, aber unter Qualen teilte sich mir etwas von meinem schweigsamen Gefährten mit und durchdrang mich gewissermaßen. Wir flogen in dunklen, unbekanntem Räumen. Schon längst sah ich die dem Auge bekannten Gestirne nicht mehr. Ich wußte, daß es in den himmlischen Räumen Sterne gibt, von denen die Strahlen erst in Tausenden, ja Millionen von Jahren zur Erde gelangen. Vielleicht durchflogen wir schon diese Räume. Ich erwartete etwas mit einer furchtbaren Unruhe, die mein Herz marterte. Und auf einmal erschütterte mich ein bekanntes und im höchsten Grade angenehmes Gefühl; ich erblickte auf einmal unsere Sonne! Ich wußte, daß das nicht unsere Sonne sein konnte, von der unsere Erde geboren ist, und daß wir uns von unserer Sonne in einer unendlichen Ent-

fernung befanden; aber ich erkannte auf irgendwelche Weise mit meinem ganzen Wesen, daß dies eine vollständig ebensolche Sonne war wie die unsrige, ihre Wiederholung, ihre Doppelgängerin. Ein angenehmes, wonniges Gefühl des Entzückens erfüllte meine Seele: die verwandte Kraft des Lichtes, eben jenes Lichtes, welches mich geboren hatte, fand ihren Widerhall in meinem Herzen und erweckte es zu neuem Leben, und ich empfand zum erstenmal seit meinem Begräbnis in mir wieder Leben, das frühere Leben.

„Aber wenn das die Sonne ist, wenn das eine ganz ebensolche Sonne ist wie die unsrige,“ rief ich, „wo ist denn dann die Erde?“ Und mein Gefährte wies auf einen kleinen Stern hin, der in der Dunkelheit mit smaragdenem Glanze schimmerte. Wir flogen gerade auf ihn zu.

„Sind solche Wiederholungen im Universum wirklich möglich, ist das wirklich ein Naturgesetz? Und wenn das dort die Erde ist, ist es dann wirklich eine ebensolche Erde wie die unsrige . . . eine ganz ebensolche unglückliche, arme, aber doch teure und ewig geliebte Erde, die eine ebensolche qualvolle Liebe zu sich sogar bei ihren undankbarsten Kindern erweckt wie die unsrige?“ rief ich, zitternd vor unbezwinglicher, enthusiastischer Liebe zu jener heimischen früheren Erde, die ich verlassen hatte. Das Bild der armen Kleinen, gegen die ich mich so häßlich benommen hatte, schimmerte vor meinem geistigen Blicke auf.

„Du wirst alles sehen“, antwortete mein Gefährte, und eine Art von Traurigkeit war aus dem Klange seiner Stimme herauszuhören. Aber wir näherten uns schnell dem Planeten. Er wuchs vor meinen Augen; ich unterschied schon den Ozean, die Umrisse Europas, und auf einmal flammte das seltsame Gefühl einer großen, heiligen

Eifersucht in meinem Herzen auf: „Wie kann es nur eine derartige Wiederholung geben, und wozu? Ich liebe nur jene Erde, die ich verlassen habe, und auf der Spritzflecken meines Blutes zurückgeblieben sind, als ich Undankbarer durch einen Schuß in mein Herz mein Leben auslöschte; und ich kann nur sie lieben. Niemals, niemals habe ich aufgehört, sie zu lieben, und sogar in jener Nacht, als ich mich von ihr trennte, habe ich sie vielleicht mit größerer Qual geliebt als je. Gibt es auch auf dieser neuen Erde Qualen? Auf unserer Erde können wir nur mit Qualen und nur durch Qualen lieben! Wir verstehen nicht anders zu lieben und kennen keine andere Liebe. Mich verlangt nach Qual, um zu lieben. Es verlangt mich, ich dürste in diesem Augenblicke danach, nur jene Erde, die ich verlassen habe, unter Tränenströmen zu küssen; ich will kein Leben auf einer andern Erde; ich lehne ein solches ab! . . .“

Aber mein Gefährte hatte mich schon verlassen. Ich befand mich plötzlich, ohne daß ich selbst bemerkt hätte wie, auf dieser andern Erde im hellen Lichte eines paradiesisch schönen, sonnigen Tages. Ich glaube, ich stand auf einer jener Inseln, die auf unserer Erde den griechischen Archipel bilden, oder irgendwo am Gestade des Festlandes, das an diesem Archipel liegt. O, alles war ganz so wie bei uns; aber alles schien zu strahlen wie an einem Festtage, wie wenn endlich ein großer, heiliger Triumph erreicht wäre. Das freundliche, smaragdgrüne Meer plätscherte leise an den Ufern und küßte sie mit offensichtlicher, beinah bewußter Liebe. Hohe, schöne Bäume standen da im vollen Schmucke ihrer Blüte, und ihre zahllosen Blättchen bewillkommneten mich (davon bin ich überzeugt) mit ihrem leisen, freundlichen Rauschen und schienen Worte der Liebe

zu sprechen. Der Rasen leuchtete von bunten, duftenden Blumen. Kleine Vögel flogen scharenweise in der Luft umher, setzten sich mir ohne Furcht auf die Schultern und auf die Hände und schlugen mich fröhlich mit ihren allerliebsten, flatternden Flügelchen. Und endlich erblickte und erkannte ich die Menschen dieser glücklichen Erde. Sie kamen von selbst zu mir, umringten mich und küßten mich. Diese Kinder der Sonne, diese Kinder ihrer Sonne, o wie schön waren sie! Niemals hatte ich auf unserer Erde eine solche Schönheit beim Menschen gesehen. Höchstens bei unseren Kindern in ihren ersten Lebensjahren könnte man einen entfernten, wiewohl nur schwachen Schimmer dieser Schönheit finden. Die Augen dieser glücklichen Menschen leuchteten in klarem Glanze. Ihre Gesichter strahlten von Verstand und einer schon zur völligen Beruhigung gelangten Erkenntnis; aber diese Gesichter waren heiter; aus den Stimmen und den Worten dieser Menschen klang eine kindliche Freude heraus. O, sofort, beim ersten Blicke auf ihre Gesichter, verstand ich alles, alles! Das war die nicht durch den Sündenfall entweihete Erde; auf ihr lebten sündlose Menschen; sie lebten in einem ebensolchen Paradiese wie das, in welchem nach den Überlieferungen der ganzen Menschheit auch unsere sündigen Ureltern ursprünglich gelebt hatten, nur mit dem Unterschiede, daß die ganze Erde hier überall ein und dasselbe Paradies war. Diese Menschen umdrängten mich mit fröhlichem Lachen und liebkosten mich; sie führten mich in ihre Wohnungen, und jeder von ihnen wollte mich beruhigen. O, sie befragten mich nach nichts, sondern wußten, wie mir schien, schon alles und wünschten so schnell wie möglich den Ausdruck des Leidens von meinem Gesichte zu verscheuchen.

Ich sage noch einmal: Na, mag es auch nur ein Traum gewesen sein! Aber die Empfindung der Liebe dieser unschuldigen Menschen ist mir für alle Zeit verblieben, und ich fühle, daß ihre Liebe sich auch jetzt von dort auf mich ergießt. Ich selbst habe diese Menschen gesehen, sie kennen gelernt, mich von ihrem Wesen überzeugt, sie liebgewonnen und nachher um sie gelitten. O, ich begriff sofort, sogar damals schon, daß ich sie in vieler Hinsicht überhaupt nicht verstehen würde; mir als modernem russischem Fortschrittler und garstigem Petersburger schien es zum Beispiel unerklärlich, daß sie, die doch so viel wußten, unsere Wissenschaft nicht besaßen. Aber ich begriff bald, daß ihr Wissen durch andere Einsichten genährt und zur Vollkommenheit gebracht wurde als bei uns auf der Erde, und daß ihre Bestrebungen ebenfalls ganz andere waren. Sie wünschten nichts und waren in ihren Seelen ruhig; sie strebten nicht nach Erkenntnis des Lebens in der Weise, wie wir es zu erkennen streben; denn ihr Leben hatte bereits einen vollen Inhalt. Aber ihr Wissen war tiefer und höher als bei unserer Wissenschaft; denn unsere Wissenschaft sucht zu erklären, was das Leben eigentlich ist; sie strebt selbst danach, es zu erkennen, um andere zu lehren, wie sie leben sollen; jene aber wußten auch ohne Wissenschaft, wie sie zu leben hatten, und das begriff ich; aber ihr Wissen konnte ich nicht begreifen. Sie wiesen auf ihre Bäume hin, und ich vermochte den Grad von Liebe, mit dem sie sie betrachteten, nicht zu begreifen: sie redeten von ihnen gerade so, als ob es ihnen ähnliche Wesen wären. Und wissen Sie, vielleicht irre ich mich nicht, wenn ich sage, daß sie mit

ihnen sprachen! Ja, sie kannten die Sprache der Bäume, und ich bin überzeugt, daß auch diese die Sprache der Menschen verstanden. Von der gleichen Art war auch ihr Verhältnis zu der ganzen übrigen Natur, zu den Tieren, welche friedlich mit ihnen zusammen lebten, sie nicht anfielen und sie liebten, da sie durch die Liebe derselben überwunden waren. Sie wiesen auf die Sterne hin und sagten zu mir etwas von diesen, was ich nicht begreifen konnte; aber ich bin überzeugt, daß sie auf irgendeine Weise mit den himmlischen Sternen in Verbindung standen, nicht nur durch ihre Gedanken, sondern auf irgendwelchem lebendigen Wege. O, diese Menschen trachteten nicht danach, daß ich sie verstehen möchte; sie liebten mich auch ohne das; aber andererseits wußte ich, daß auch sie mich niemals verstehen würden, und darum redete ich mit ihnen fast gar nicht von unserer Erde. Ich küßte nur vor ihren Augen jene Erde, die sie bewohnten, und bezeigte ihnen selbst ohne Worte meine hohe Verehrung, und sie sahen das und ließen es geschehen, daß ich es tat, und schämten sich nicht darüber, daß ich sie deswegen verehrte, weil sie selbst mich so sehr liebten. Sie grämten sich nicht um meinetwillen, wenn ich ihnen manchmal unter Tränen die Füße küßte, mir freudig im Herzen bewußt, mit wie starker Liebe sie die meinige erwiderten. Mitunter fragte ich mich erstaunt, wie es zugeing, daß sie während der ganzen Zeit einen solchen Menschen, wie ich, nicht kränkten und kein einziges Mal in einem solchen Menschen, wie ich, ein Gefühl der Eifersucht und des Neides erweckten. Oftmals fragte ich mich, wie es zugeing, daß ich, so ein Prahler und Lügner, zu ihnen nicht von meinen Kenntnissen sprach, von denen sie sicherlich keinen Begriff hatten, und nicht den Wunsch hegte, sie

in Erstaunen zu versetzen, sei es auch nur aus Liebe zu ihnen. — Sie waren ausgelassen und fröhlich wie Kinder. Sie schweiften in ihren schönen Hainen und Wäldern umher; sie sangen ihre schönen Lieder; sie nährten sich von leichter Kost, von den Früchten ihrer Bäume, dem Honig ihrer Wälder und der Milch der sie liebenden Tiere. Für ihre Nahrung und für ihre Kleidung wendeten sie nur wenig und nur leichte Arbeit auf. Es gab bei ihnen Liebe, und es wurden Kinder geboren; aber niemals bemerkte ich bei ihnen Ausbrüche jener grausamen Wollust, die fast allen Menschen auf unserer Erde eigen ist, allen und jedem, und die die einzige Quelle fast aller Sünden unserer Menschheit ist. Sie freuten sich über die Kinder, die sich bei ihnen einstellten, wie über neue Teilnehmer an ihrer Glückseligkeit. Es gab unter ihnen keine Streitigkeiten und keine Eifersucht, und sie begriffen nicht einmal, was das war. Ihre Kinder waren die Kinder aller, da alle eine einzige Familie bildeten. Es gab bei ihnen fast gar keine Krankheiten, obgleich es den Tod bei ihnen gab; sondern ihre Greise verschieden so sanft, als ob sie einschliefen, von Menschen, die ihnen Lebewohl sagten, umgeben, sie segnend, ihnen zulächelnd und selbst von deren heiterem Lächeln geleitet. Trauer und Tränen habe ich dabei nicht gesehen; es zeigte sich dabei nur eine bis zum Entzücken gesteigerte Liebe; aber dieses Entzücken war ein ruhiges, vollbefriedigtes, kontemplatives. — Man konnte denken, daß sie mit ihren Verstorbenen sogar noch nach deren Tode in Verbindung standen, und daß die Gemeinschaft, in der sie mit ihnen während des Erdenlebens gestanden hatten, durch den Tod nicht aufgehoben wurde. Sie verstanden mich kaum, als ich sie nach dem ewigen Leben fragte, waren

aber von diesem offenbar so fest überzeugt, daß das für sie keine Streitfrage bildete. Sie hatten keine Tempel, standen aber in einer Art von steter, lebendiger, ununterbrochener Gemeinschaft mit dem Universum; sie hatten keinen Glauben, aber dafür das feste Wissen, daß, sobald ihre irdische Freude zu den Grenzen der irdischen Natur gelangt sei, für sie eine noch größere Steigerung der Beziehungen zum Universum eintrete. Sie erwarteten diesen Augenblick mit Freude, aber ohne Ungeduld, ohne sich mit Schmerz nach ihm zu sehnen, sondern sie schienen ihn schon in ihren Herzen zu ahnen und machten einander von diesen Ahnungen Mitteilung. Wenn sie abends hingingen, um sich schlafen zu legen, sangen sie gern harmonische, wohlklingende Choralieder. In diesen Liedern gaben sie alle ihre Gefühle wieder, die der scheidende Tag in ihnen erregt hatte, priesen ihn und nahmen von ihm Abschied. Sie priesen die Natur, die Erde, das Meer, die Wälder. Sie verfaßten gern Lieder aufeinander und lobten einander wie Kinder; das waren ganz einfache Lieder; aber sie kamen aus dem Herzen und fanden den Weg zum Herzen. Und nicht nur in den Liedern priesen sie einander, sondern auch ihr ganzes Leben füllten sie, wie es schien, damit aus, daß sie einander liebten und bewunderten. Es war eine Art von wechselseitiger, allgemeiner, gemeinschaftlicher Verliebtheit. Manche ihrer triumphierenden, begeisterten Lieder blieben mir überhaupt fast unverständlich. Obwohl ich die Worte verstand, konnte ich doch nie in ihren ganzen Sinn eindringen. Der Sinn blieb für meinen Verstand unfaßbar; dafür drang er mir tief ins Herz, und zwar immer mehr und mehr. Ich sagte ihnen oft, ich hätte das alles früher schon längst geahnt; diese ganze Freude und Herrlichkeit habe sich mir schon auf

unserer Erde durch eine süße Sehnsucht kundgetan, die sich zeitweilig bis zu unerträglichem Leide gesteigert habe; ich hätte sie alle und ihre Herrlichkeit in den Träumen meines Herzens und in den Phantasien meines Verstandes geahnt; ich hätte auf unserer Erde oft nicht ohne Tränen in die untergehende Sonne blicken können. Mit meinem Hasse gegen die Menschen unserer Erde sei immer ein Gefühl des Grames verbunden gewesen: ich hätte mich gefragt, warum ich sie nicht hassen könne, ohne sie zu lieben; warum ich nicht umhin könne ihnen zu verzeihen, aber bei meiner Liebe zu ihnen doch Gram empfinde; warum ich sie nicht hassend lieben könne? Sie hörten mich an, und ich sah, daß sie sich das, was ich sagte, nicht vorstellen konnten; aber ich bedauerte nicht, es ihnen gesagt zu haben: ich wußte, daß sie meinen Gram um diejenigen, die ich verlassen hatte, in seiner ganzen Größe begriffen. Ja, wenn sie mich mit ihrem freundlichen, von Liebe erfüllten Blicke ansahen, wenn ich fühlte, daß im Verkehr mit ihnen auch mein Herz ebenso unschuldig und rechtschaffen wurde wie die ihrigen, dann bedauerte ich es nicht, daß ich sie nicht verstand. Ich konnte kaum atmen vor der Empfindung der Fülle des Lebens, und ich betete schweigend für sie.

O, alle lachen mir jetzt ins Gesicht und versichern mir, solche Einzelheiten, wie ich sie jetzt wiedergäbe, könne man nicht einmal träumen; ich hätte in meinem Traume nur eine einzige Empfindung gehabt, die durch mein eigenes Herz in seinem irren Phantasieren hervorgerufen worden sei; die Einzelheiten aber hätte ich selbst erst nach dem Erwachen erdacht. Und als ich ihnen gestand, daß es vielleicht wirklich so zugegangen sei, — o Gott, was schlugen

sie da für ein Gelächter auf, und zu welcher Heiterkeit verhalf ich ihnen! O ja, allerdings hatte mich nur die eine Empfindung jenes Traumes überwältigt, und nur sie allein hatte sich in meinem wunden, blutenden Herzen erhalten; die wirklichen Bilder und Formen meines Traumes aber, daß heißt diejenigen, die ich tatsächlich gerade während des Träumens sah, waren von einer so vollkommenen Harmonie, von einer so bezaubernden Schönheit und Wahrheit, daß ich nach dem Erwachen nicht imstande war, sie durch unsere schwachen Worte zu verkörpern; sie vergingen und verschwanden daher notwendigerweise in meinem Geiste, und ich war infolgedessen wirklich vielleicht selbst unbewußterweise gezwungen, die Einzelheiten nachher dichterisch zu rekonstruieren, wobei ich sie allerdings entstellte, namentlich da ich leidenschaftlich wünschte, sie so schnell wie möglich und wenigstens einigermaßen wiederzugeben. Aber andererseits, wie kann man sich weigern mir zu glauben, daß alles sich so verhielt? Vielleicht war es noch tausendmal besser, schöner, freudvoller, als ich es schildere? Mag es ein Traum gewesen sein; aber es war doch nicht möglich, daß das alles nicht gewesen sein sollte. Wissen Sie, ich werde Ihnen ein Geheimnis sagen: vielleicht war das alles überhaupt kein Traum? Denn dort begab sich etwas Derartiges, etwas so erschreckend Wahrhaftiges, daß man es gar nicht hätte bloß träumen können. Mag auch mein Herz den Traum erzeugt haben; aber war denn mein Herz allein imstande, jenen schrecklichen wahren Vorgang zu erzeugen, der sich dann mit mir zutrug? Wie hätte ich allein diesen ausdenken oder mit dem Herzen träumen können? Konnten etwa mein kleinliches Herz und mein launenhafter, wertloser Verstand sich zu einer solchen

Offenbarung der Wahrheit emporschwingen? O, urteilen Sie selbst: ich habe es bisher verschwiegen; aber jetzt will ich auch diese Wahrheit aussprechen. Die Sache ist die, daß ich . . . sie alle verdarb!

V

Ja, ja, es endete damit, daß ich sie alle verdarb! Wie sich das vollziehen konnte, das weiß ich nicht; aber an die Sache selbst erinnere ich mich deutlich. Der Traum durchflog Jahrtausende und hinterließ bei mir nur eine Gesamtempfindung. Ich weiß nur, daß die Ursache des Sündenfalles ich war. Wie eine garstige Trichine, wie ein Pestatom das ganze Reich infiziert, so infizierte auch ich mit mir diese ganze vor meiner Ankunft so glückliche, sündlose Erde. Sie lernten lügen und gewannen die Lüge lieb und erkannten die Schönheit der Lüge. O, das begann vielleicht ganz harmlos, mit Scherz, mit Koketterie, mit verliebtem Spiel, wirklich vielleicht mit einem Atom; aber dieses Atom Lüge drang in ihre Herzen ein und gefiel ihnen. Darauf entstand schnell Sinnlichkeit; die Sinnlichkeit erzeugte Eifersucht, die Eifersucht Grausamkeit . . . O, ich weiß nicht, ich erinnere mich nicht; aber bald, sehr bald floß das erste Blut: sie staunten und erschrafen und begannen sich voneinander zu trennen und abzusondern. Es bildeten sich Vereinigungen; aber diese richteten nun schon ihre Spitze gegeneinander. Es fingen Vorwürfe und Beschuldigungen an. Sie lernten die Scham kennen und erhoben die Scham zu einer Tugend. Es bildete sich der Begriff der Ehre heraus und erhob in jeder Vereinigung seine

Fahne. Sie begannen die Tiere zu quälen, und die Tiere entfernten sich von ihnen in die Wälder und wurden ihre Feinde. Es begann der Streit um die Trennung, um die Absonderung, um die Persönlichkeit, um das Mein und Dein. Sie fingen an in verschiedenen Sprachen zu reden. Sie lernten das Leid kennen und gewannen das Leid lieb; sie dürsteten nach Qual und sagten, die Wahrheit lasse sich nur durch Qual erreichen. Damals erschien bei ihnen auch die Wissenschaft. Als sie schlecht geworden waren, fingen sie an von Brüderlichkeit und Humanität zu reden und verstanden diese Ideen. Als sie Verbrecher geworden waren, erfanden sie die Gerechtigkeit und schrieben sich ganze Gesetzbücher, um die Gerechtigkeit aufrechtzuerhalten, und stellten, um die Gesetzbücher zu sichern, die Guillotine auf. Sie erinnerten sich kaum noch an das, was sie verloren hatten, und wollten nicht einmal daran glauben, daß sie jemals unschuldig und glücklich gewesen seien. Sie spotteten sogar über die Vorstellung von diesem ihrem früheren Glücke und nannten sie ein Hirngespinnst. Sie konnten sich nicht einmal von der Art und Weise dieses Glückes ein Bild machen; aber es begab sich etwas Seltsames und Wunderliches: obwohl sie jeden Glauben an das frühere Glück verloren hatten und dieses ein Märchen nannten, bekehrten sie doch dermaßen von neuem unschuldig und glücklich zu sein, daß sie sich vor dem Wunsche ihres Herzens wie Kinder hinwarfen, diesen Wunsch vergötterten, ihm Tempel erbauten und anfangen zu ihrer eigenen Idee, zu ihrem eigenen „Wunsche“ zu beten; und während sie von der Unmöglichkeit der Erfüllung und Verwirklichung dieses Wunsches vollkommen überzeugt waren, vergötterten sie ihn doch gleichzeitig unter Tränen und beugten die Knie vor

ihm. Und doch, wenn es sich hätte begeben können, daß sie zu dem verlorenen Zustande der Unschuld und des Glückes zurückgekehrt wären, und wenn jemand ihn ihnen von neuem gezeigt und sie gefragt hätte, ob sie zu ihm zurückkehren wollten, — so hätten sie diese Frage bestimmt verneint. Sie antworteten mir: „Mögen wir auch Lügner, Bösewichte und Ungerechte sein, wir wissen das und weinen darüber und quälen uns deswegen selbst, und wir martern und bestrafen uns vielleicht sogar mehr, als es jener barmherzige Richter tun wird, der uns richten wird, und dessen Namen wir nicht kennen. Aber wir haben die Wissenschaft, und durch sie werden wir die Wahrheit von neuem finden; aber dann werden wir sie mit Bewußtsein aufnehmen. Das Wissen steht höher als das Gefühl, die Erkenntnis des Lebens höher als das Leben. Die Wissenschaft wird uns Weisheit geben; die Weisheit wird die Gesetze aufdecken; die Kenntniss der Gesetze des Glückes aber steht höher als das Glück.“ So redeten sie zu mir, und nach solchen Worten liebte jeder sich selbst mehr als alle andern, und sie konnten überhaupt nicht anders handeln. Jeder war mit solcher Eifersucht auf die Wahrung seiner Persönlichkeit bedacht, daß er sich mit aller Kraft bemühte, die Persönlichkeit der anderen zu erniedrigen und klein zu machen; und darein setzte er seine Lebensaufgabe. Es kam die Sklaverei auf; es kam sogar eine freiwillige Sklaverei auf: die Schwachen ordneten sich willig den Stärksten unter und bedangen sich dabei nur aus, daß diese ihnen helfen sollten, noch Schwächere, als sie selbst waren, zu unterdrücken. Es traten Gerechte auf, die zu diesen Menschen kamen und mit Tränen zu ihnen von ihrem Stolze, von dem Verluste des rechten Maßes und der Harmonie

und von dem Verluste der Scham redeten. Man spottete über sie oder steinigte sie. Heiliges Blut floß auf den Schwellen der Tempel. Dafür aber erschienen Leute, die sich eine Art und Weise auszudenken versuchten, wie alle sich wieder so vereinigen könnten, daß ein jeder, ohne daß er aufzuhören brauchte sich selbst mehr als alle andern zu lieben, gleichzeitig keinen andern störe und auf diese Art alle wie in einer einträchtigen Gesellschaft zusammen lebten. Ganze Kriege entstanden infolge dieser Idee. Alle Kriegführenden glaubten zu gleicher Zeit fest, daß die Wissenschaft, die Weisheit und der Trieb der Selbsterhaltung die Menschen endlich dazu zwingen würden, sich zu einer einträchtigen, vernünftigen Gesellschaft zu vereinigen; und darum bemühten sich einstweilen zur Beschleunigung der Sache die „Weisen“, möglichst schnell alle „Unweisen“, die ihre Idee nicht begriffen, auszurotten, damit sie dem Triumphe der Idee nicht hinderlich wären. Aber der Trieb der Selbsterhaltung wurde bald schwächer; es traten stolze, sinnliche Männer auf, die geradezu alles oder nichts forderten. Um alles zu erlangen, griffen sie zur Uebelthat, und wenn es ihnen nicht glückte, zum Selbstmord. Es entstanden Religionen mit dem Kultus des Nichtseins und der Selbstvernichtung zum Zwecke der ewigen Ruhe im Nichts. Endlich wurden diese Menschen bei ihrer sinnlosen Bemühung müde, und auf ihren Gesichtern erschien der Ausdruck des Leidens, und diese Leute verkündeten, das Leiden sei Schönheit; denn nur im Leiden liege Sinn. Sie besangen das Leiden in ihren Liedern. Ich ging händerringend unter ihnen umher und weinte über sie; aber ich liebte sie vielleicht noch mehr als früher, wo auf ihren Gesichtern noch kein Ausdruck des Leidens lag und sie so un-

schuldig und so schön waren. Ich liebte ihre von ihnen entweihete Erde noch mehr als zu der Zeit, wo sie ein Paradies war, und nur weil auf ihr das Leid erschienen war. Ach, ich hatte immer Leid und Gram geliebt, aber nur für mich, für mich; aber über sie weinte ich, da ich sie bemitleidete. Die Arme nach ihnen ausstreckend, beschuldigte, verfluchte und verachtete ich in meiner Verzweiflung mich selbst. Ich sagte ihnen, ich sei es, der dies alles angerichtet habe, ich allein; ich hätte ihnen Sittenverderbnis, Ansteckung und Lüge gebracht! Ich flehte sie an, mich ans Kreuz zu schlagen; ich unterwies sie, wie man ein Kreuz macht. Ich vermochte nicht, ich hatte nicht die Kraft, mich selbst zu töten; aber ich wollte von ihnen Qualen empfangen; ich dürstete nach Qualen; ich dürstete danach, in diesen Qualen mein Blut bis auf den letzten Tropfen zu vergießen. Aber sie lachten nur über mich und hielten mich schließlich für einen Halbverrückten. Sie verteidigten mich, indem sie sagten, sie hätten nur das empfangen, was sie sich selbst gewünscht hätten, und alles, was jetzt bestände, habe sich mit innerer Notwendigkeit so gestaltet. Zuletzt erklärten sie mir, ich würde ihnen gefährlich, und sie würden mich ins Irrenhaus setzen, wenn ich nicht schwiege. Da drang der Gram mit solcher Gewalt in meine Seele, daß mein Herz sich zusammenzog und ich sterben zu müssen glaubte . . . nun, und da erwachte ich.

Es war schon Morgen; das heißt, hell geworden war es noch nicht; aber es war zwischen fünf und sechs Uhr. Ich kam zum Bewußtsein in jenem selben Lehnstuhl; meine Kerze war ganz heruntergebrannt; beim Hauptmann schliefen alle, und ringsum herrschte eine Stille, wie sie in un-

serer Wohnung nur selten vorkam. Das erste, was ich tat, war, daß ich im höchsten Erstaunen aufsprang; noch nie war mir etwas Ähnliches begegnet, nicht einmal, was unbedeutende Einzelheiten betraf: zum Beispiel war ich noch nie so in meinem Lehnstuhl eingeschlafen. Dann, während ich da stand und meine Gedanken sammelte, sah ich plötzlich vor mir meinen geladenen, schußfertigen Revolver schimmern; aber im nächsten Augenblick stieß ich ihn von mir! O, jetzt hatte ich das Leben nötig, das Leben! Ich hob die Arme in die Höhe und rief die ewige Wahrheit an; aber Tränen erstickten meine Stimme; Begeisterung, unermessliche Begeisterung erhob mein ganzes Wesen. Ja, leben und — verkündigen! O, ein Verkündiger zu werden, beschloß ich gleich in jenem Augenblicke, und zwar natürlich fürs ganze Leben! Ich werde hingehen, um zu verkündigen; ich will verkündigen, — was? Die Wahrheit; denn ich habe sie gesehen; ich habe sie mit meinen Augen gesehen; ich habe ihre ganze Herrlichkeit gesehen!

Und seitdem verkündige ich nun! Ich füge hinzu: ich liebe alle, die über mich lachen, mehr als alle übrigen. Warum ich das tue, das weiß ich nicht und kann ich nicht erklären; aber mag es meinetwegen so sein! Sie sagen, ich ginge auch jetzt schon fehl, und wenn ich jetzt schon so fehlginge, was werde dann erst in Zukunft geschehen? Um die reine Wahrheit zu sagen: ich gehe fehl, und vielleicht wird es in Zukunft noch schlimmer werden. Sicherlich werde ich noch mehrmals fehlgehen, bis ich gefunden haben werde, wie man verkündigen muß, das heißt mit welchen Worten und mit welchen Taten; denn das richtig auszuführen, ist sehr schwer. Ich sehe ja auch jetzt das alles sonnenklar; aber hören Sie: wer geht denn nicht fehl? Und dabei gehen

doch alle nach ein und demselben Ziele; wenigstens streben alle nach ein und demselben Ziele, von dem Weisen bis zu dem gemeinsten Räuber, nur auf verschiedenen Wegen. Das ist eine alte Wahrheit; aber neu ist dabei dies: ich kann gar nicht so sehr fehlgehen. Denn ich habe die Wahrheit gesehen; ich habe sie gesehen und weiß, daß die Menschen schön und glücklich sein können, ohne daß sie darum die Fähigkeit, auf der Erde zu leben, verloren zu haben brauchen. Ich will und kann nicht glauben, daß das Böse der normale Zustand der Menschen sei. Alle lachen jedoch nur über diesen meinen Glauben. Aber wie kann sich jemand weigern, mir zu glauben: ich habe ja die Wahrheit gesehen, — nicht daß ich sie mit dem Verstande erfunden hätte, sondern ich habe sie gesehen, wirklich gesehen, und ihre lebende Gestalt hat meine Seele auf ewig erfüllt. Ich habe sie in so vollendeter Totalität gesehen, daß ich nicht glauben kann, sie wäre bei den Menschen ein Ding der Unmöglichkeit. Und wie soll ich denn eigentlich fehlgehen? Ich werde ein wenig seitwärts geraten, gewiß, sogar öfters, und werde vielleicht sogar mit ungeeigneten Worten reden, aber nicht auf lange: die lebende Gestalt dessen, was ich gesehen habe, wird mich immer begleiten und mich immer wieder auf den richtigen Weg bringen und meine Schritte lenken. O, ich bin mutig, ich bin frisch; ich werde hingehen, ich werde hingehen, und wäre es auch auf tausend Jahre. Wissen Sie, ich wollte es sogar anfangs verheimlichen, daß ich sie alle verdorben habe; aber das wäre ein Fehler gewesen, — gleich der erste Fehler! Aber die Wahrheit flüsterte mir zu, daß ich im Begriff sei zu lügen, und bewahrte mich und hielt mich auf rechter Bahn. Aber wie das Paradies herzustellen sei, das weiß ich nicht, weil ich nicht verstehe, es mit Worten

darzustellen. Nach meinem Traume sind mir die richtigen Worte abhanden gekommen. Wenigstens die wichtigsten Worte, die notwendigsten. Aber mag das auch sein, ich werde hingehen und werde immer reden, unermüdlich; denn ich habe es doch mit meinen Augen gesehen, wenn ich auch nicht verstehe, das Gesehene mit Worten wiederzugeben. Aber gerade das können die Spötter nicht begreifen: „Er hat geträumt,“ sagen sie, „hat phantasiert, eine Halluzination gehabt.“ Ach so ein Gerede! Ist denn das weise? Und sie sind so stolz! Ein Traum? Was ist denn ein Traum? Ist nicht unser Leben ein Traum? Ja, ich will noch mehr sagen: angenommen auch, daß sich das nie verwirklichen wird und das Paradies unmöglich ist (das sehe ich ja auch schon selbst ein!) — nun, so werde ich meine Lehre dennoch verkündigen. Aber dabei wäre es doch so einfach: an einem einzigen Tage, in einer einzigen Stunde könnte alles mit einemmal in Ordnung kommen! Die Hauptsache ist: liebe die andern wie dich selbst; das ist die Hauptsache, das ist alles, weiter ist nichts mehr nötig: dann wirst du sofort wissen, was du zu tun hast. Und dabei ist das ja nur eine alte Wahrheit, die billionenmal wiederholt und gelesen, aber doch den Menschen nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist! „Die Erkenntnis des Lebens steht höher als das Leben, die Kenntnis der Gesetze des Glückes höher als das Glück“, das ist die Anschauung, die bekämpft werden muß! Und ich werde sie bekämpfen. Wenn nur alle wollen, dann wird alles sogleich in Ordnung kommen.

Aber jenes kleine Mädchen habe ich ausfindig gemacht . . . Und ich werde hingehen! Ich werde hingehen!



Die Sanfte¹

Eine phantastische Erzählung

(Deutsch von Alexander Eliasberg)

¹ Aus dem „Tagebuch eines Schriftstellers“, 1876. November.
Anmerkung des Übersetzers.



Ich nenne diese Erzählung eine „phantastische“, obwohl ich sie für durchaus real halte. In gewisser Hinsicht ist sie aber auch wirklich phantastisch: das Phantastische liegt hier in der Form, über die ich mich verpflichtet sehe einiges vorzuschicken.

Es ist nämlich weder eine Erzählung noch ein Bruchstück aus einem Tagebuch. Denken Sie sich einen Mann, der vor der Leiche seiner Frau steht, einer Selbstmörderin, die sich erst vor wenigen Stunden aus dem Fenster gestürzt hat. Er ist noch ganz bestürzt und hat noch nicht Zeit gehabt, seine Gedanken zu sammeln. Er geht in seinem Zimmer auf und ab und bemüht sich, das Geschehene zu fassen, „seine Gedanken auf einen Punkt zu konzentrieren“. Er gehört obendrein zu jenen Hypochondern, die mit sich selbst sprechen. So spricht er mit sich selbst, erzählt sich den Sachverhalt und sucht ihn sich zu klären. Trotz der scheinbaren Folgerichtigkeit seiner Rede widerspricht er sich einige Male wie in der Logik so auch in den Gefühlen. Er rechtfertigt sich und beschuldigt sich zur gleichen Zeit und gerät zuweilen in durchaus nebensächliche Erklärungen; neben einer gewissen Roheit der Gedanken und des Herzens verrät er auch hier und da tiefes Gefühl. Allmählich gelingt es ihm auch wirklich, sich den Sachverhalt zu klären und seine Gedanken auf einen Punkt zu konzentrieren. Eine Reihe von Erinnerungen, die er in sich weckt, zwingt ihn schließlich, die Wahrheit zu sehen; und diese Wahrheit wirkt erhebend auf seinen Verstand und sein Herz. Gegen das Ende verändert sich sogar der Ton der Erzählung im Vergleich zu dem so verworrenen Anfang. Die Wahrheit zeigt sich dem Unglücklichen recht klar und eindeutig; jedenfalls glaubt er sie so zu sehen.

Das ist das Thema. Der Prozeß der Erzählung dauert, selbstverständlich mit Unterbrechungen, einige Stunden, und ihre Form ist höchst verworren: bald spricht er zu sich selbst, bald wendet er sich an einen unsichtbaren Zuhörer, gleichsam an seinen Richter. So spielt es sich auch immer in Wirklichkeit ab. Wenn ein Stenograph ihn belauscht und alle seine Worte rein mechanisch aufgezeichnet hätte, so wäre die Erzählung etwas unordentlicher und holpriger geworden, als sie bei mir ausgefallen ist; ich glaube aber, daß die psychologische Entwicklung in der gleichen Folge vor sich gegangen wäre wie bei mir. Diese Fiktion eines Stenographen, der alles aufgezeichnet hat (und dessen Aufzeichnungen ich überarbeitet habe), ist eben das, was ich an dieser Erzählung phantastisch nenne. Dieser Kunstgriff ist übrigens nicht neu: so hat ihn schon Viktor Hugo in seinem Meisterwerk „Der letzte Tag eines zum Tode Verurteilten“ angewandt. Hugo sagt zwar nichts von einem Stenographen, läßt aber eine noch viel größere Unwahrscheinlichkeit zu, indem er annimmt, daß der zum Tode Verurteilte die Kraft (und auch die Zeit) hat, nicht nur an seinem letzten Tage, sondern auch in seiner letzten Stunde, ja sogar in der letzten Minute Aufzeichnungen zu machen. Hätte er aber auf diese phantastische Voraussetzung verzichtet, so wäre auch das ganze Werk, das realste und wahrste von allen seinen Werken, nie zustande gekommen.

Wer ich war und wer sie war

Solange sie hier liegt, ist noch alles gut: ich trete jeden Augenblick hinzu und sehe sie an; morgen wird man sie forttragen — wie werde ich dann allein bleiben können? Sie liegt jetzt im Gastzimmer auf dem Tisch; man hat zwei Kartentische zusammengeschoben; den Sarg wird man erst morgen bringen, einen weißen, mit weißem Gros de Naples ausgeschlagenen Sarg; eigentlich wollte ich gar nicht davon sprechen . . . Ich gehe immer auf und ab und will mir über alles klar werden. Seit sechs Stunden gebe ich mir die größte Mühe, kann aber noch unmöglich meine Gedanken sammeln. Die Sache ist nämlich die, daß ich immer auf und ab gehe, immer auf und ab . . . Die Sache war so . . . Ich werde alles ordentlich der Reihe nach erzählen. (Ja, die Ordnung!) Meine Herren, ich bin ja gar kein Literat, Sie sehen es ja selbst. Das ist ja auch ganz gleich; ich will einfach so erzählen, wie ich es eben verstehe. Das ist ja gerade so entsetzlich, daß ich alles verstehe!

Das war, wenn Sie es durchaus wissen wollen, das heißt wenn ich von Anfang an erzählen soll, das war nämlich so: sie kam ganz einfach zu mir, um ihre Sachen zu versehen. Mit dem Gelde wollte sie in der Zeitung annoncieren: eine Gouvernante sucht eine Stelle, ginge auch nach auswärts, wäre unter Umständen bereit, auch einfach Stunden zu geben und so weiter, und so weiter. So war es ganz zu Anfang, und sie war für mich nur eine von den vielen, die zu mir kamen. Später begann ich sie aber von den an-

deren zu unterscheiden. Sie war so schwächlich, blond, von mittlerem Wuchs, im Verkehr mit mir etwas ungelent und verlegen (ich glaube, daß sie zu jedem Fremden so gewesen ist; ich war für sie natürlich auch ein Fremder wie jeder andere; das heißt wenn man mich als Mensch und nicht als Pfandleiher nimmt). Kaum hatte sie das Geld in der Hand, als sie mir sofort den Rücken kehrte und ging. Und machte alles schweigend. Die anderen feilschen mit mir, zanken, wollen mehr haben; sie sprach aber nie ein Wort und nahm, was ich ihr gab . . . Mir scheint, ich werfe alles durcheinander . . . Ja: zuerst fielen mir die Sachen auf, die sie mir brachte: silbervergoldete Ohrringe, ein kleines billiges Medaillon — lauter Gegenstände zu zwanzig Kopfen. Sie wußte auch selbst, daß ihre Sachen nicht mehr wert waren; ihrem Gesicht aber konnte ich es ablesen, daß das Zeug für sie einen viel größeren Wert hatte; das war nämlich alles, was sie noch von ihren Eltern besaß; später habe ich's erfahren. Nur einmal erlaubte ich mir, über ihre Sachen zu lächeln. Das heißt, ich muß Ihnen sagen, daß ich mir sonst so etwas nie erlaube: ich benehme mich der Kundschaft gegenüber immer wie ein Gentleman: wenig Worte, höflich und streng. „Ja, streng, streng, streng . . .“ Einmal erlaubte sie sich aber, mir die Überreste (es waren tatsächlich nur Überreste) einer alten Jacke aus Hasenfell zu bringen, und ich konnte mich nicht enthalten, eine Bemerkung fallen zu lassen, die vielleicht wie ein Scherz klang. Du lieber Himmel, wie sie da rot wurde! Sie hatte so große, blaue, verträumte Augen — wie die plötzlich aufblitzten! Sie sagte aber kein Wort, packte ihre „Überreste“ ein und ging. An diesem Tage erst hatte ich auf sie mein Augenmerk gerichtet und mir so ganz gewisse Gedanken,

Ja ganz besondere Gedanken über sie gemacht. Ich kann mich noch auf einen anderen Eindruck besinnen; wenn Sie wollen, war es sogar der Haupteindruck, die Synthese des Ganzen: nämlich, daß sie furchtbar jung war, so jung, daß man ihr vierzehn Jahre geben konnte. In der That war sie damals noch nicht volle sechzehn Jahre alt, es fehlten noch drei Monate. Übrigens wollte ich gar nicht das sagen, und nicht darin lag die Synthese, von der ich eben sprach. Am nächsten Tage kam sie wieder. Sie war inzwischen, wie ich später erfuhr, mit ihrer Pelzjacke bei den anderen Pfandleihern Dobronrawow und Moser gewesen; diese nehmen aber nur Goldsachen, wollten mit ihr gar nicht reden. Ich hatte aber von ihr schon früher einmal eine Gemme (ein ganz wertloses Ding) genommen; wunderte mich später selbst darüber, daß ich es getan hatte: denn ich nehme ja sonst auch nichts als Gold- und Silbersachen an; hatte also bei ihr mit der Gemme eine Ausnahme gemacht. Das war eben der zweite Gedanke, den ich mir über sie machte, ich weiß es noch genau.

Diesmal, nachdem sie also bei Moser gewesen war, brachte sie mir eine Zigarrenspitze aus Bernstein; der Gegenstand war gar nicht so übel, hatte vielleicht einen Liebhaberwert, für mich aber war er ganz wertlos, denn ich nehme ja nur Goldsachen. Sie kam also nach der gestrigen Revolte wieder; daher empfing ich sie streng. Meine Strenge ist Trockenheit. Ich gab ihr für die Zigarrenspitze zwei Rubel, konnte mich aber nicht enthalten, ihr mit etwas gereizter Stimme zu sagen: „Ich tue es nur für Sie; Moser würde einen solchen Gegenstand gar nicht annehmen.“ Die Worte „für Sie“ betonte ich ganz besonders und gerade in einem gewissen Sinne. Denn ich war wütend. Als sie dieses

„für Sie“ hörte, wurde sie wieder rot, sagte aber kein Wort, warf mir das Geld nicht vor die Füße, sondern steckte es ein — diese Armut! Wie rot sie aber wurde! Ich sah, wie sehr ich sie verletzt hatte . . . Und als sie schon fort war, fragte ich mich plötzlich: war denn dieser Triumph über sie zwei Rubel wert? Ha, ha, ha! Ich kann mich noch gut erinnern, daß ich mir diese Frage sogar zweimal vorlegte: „Ob es sich lohnte?“ Und ich entschied sie lachend im bejahenden Sinne. Denn das Ganze erschien mir gar zu amüſant. Es war aber kein schlechtes Gefühl: ich tat es mit Absicht, ja, mit einer ganz bestimmten Absicht; ich wollte sie prüfen, denn es waren mir plötzlich gewisse Gedanken in bezug auf sie gekommen. Das war eben das dritte Mal, daß ich über sie in einem ganz bestimmten Sinne nachdachte.

. . . Nun, von da ab hat das Ganze begonnen. Selbstverständlich bemühte ich mich sofort, auf Umwegen alles Nähere über sie zu erfahren; wartete auch mit besonderer Ungeduld auf ihr nächstes Erscheinen. Ich hatte das bestimmte Gefühl, daß sie bald kommen würde. Als sie kam, sprach ich sie mit ausgesuchter Höflichkeit an und versuchte, sie in ein Gespräch zu ziehen. Ich habe ja eine gute Erziehung genossen, habe auch gute Manieren. Hm! Da merkte ich sofort, wie gut und sanft sie war. Die Guten und Sanften widerstreben nicht lange. Wenn sie auch nicht gleich offenherzig werden, so verstehen sie es doch nicht, einem Gespräch auszuweichen: sie sind wortkarg, antworten kurz, aber sie antworten, und je weiter, desto mehr. Man darf nur selbst dabei nicht müde werden, wenn man bei ihnen etwas erreichen will. Von ihr selbst habe ich natürlich nichts erfahren. Das von der Annonce und alles

übrige erfuhr ich erst viel später. Damals verwendete sie ihre letzten Kopfen auf die Annoncen; zuerst hieß es noch ganz stolz: „Gouvernante sucht Stelle, auch nach auswärts; Angebote in geschlossenen Briefen . . .“ Später klang es viel bescheidener: „Nimmt jede Stelle, als Lehrerin, Gesellschaftsdame, Haushälterin, Krankenpflegerin, kann auch nähen usw.“ Man kennt es ja! Selbstverständlich veränderte sich der Text ganz allmählich; und zuletzt, als sie schon verzweifelte, hieß es sogar: „Ohne Gehalt, gegen freie Station.“ Nein, sie fand keine Stelle! Ich beschloß, sie zum letzten Male auf die Probe zu stellen: ich nahm plötzlich die letzte Zeitung und zeigte ihr folgende Annonce: „Junge Dame, ohne Anhang, sucht Stelle zu kleinen Kindern, am liebsten bei einem Witwer in mittleren Jahren. Kann auch in der Wirtschaft helfen.“

„Da sehen Sie's, die hat heute früh annonciert und findet bis heute abend sicher eine Stelle. So muß man eben annoncieren!“ Sie wurde wieder rot, in ihren Augen blitzte es auf, sie kehrte mir den Rücken und ging. Das gefiel mir sehr. Ich war übrigens schon damals meiner Sache sicher und fürchtete nichts mehr: niemand anders würde ihr ihre Zigarrenspitzen abnehmen. Es war übrigens auch mit den Zigarrenspitzen schon zu Ende. Ich hatte mich nicht getäuscht: am dritten Tage kam sie wieder, ganz bleich und aufgeregert — ich merkte sofort, daß bei ihr zu Hause etwas vorgefallen war; es war auch in der That etwas vorgefallen. Ich werde gleich darauf zurückkommen, will zuerst nur noch erzählen, wie es mir damals gelang, ihr zu imponieren und in ihren Augen zu wachsen. Der Entschluß dazu war mir so ganz plötzlich gekommen. Sie brachte mir nämlich dieses Mal ein Heiligenbild — da hängt es noch . . .

So weit war es mit ihr gekommen . . . Ach, hören Sie! Hören Sie! Jetzt fange ich erst mit der Geschichte an; was ich bisher erzählte, war nicht das Richtige. Ich will mich jetzt nämlich an jedes Detail, an jede Kleinigkeit erinnern. Ich will alle meine Gedanken auf einen Punkt konzentrieren, und kann es nicht, denn diese Einzelheiten, diese nebensächlichen Details . . .

Es war ein Muttergottesbild. Die Jungfrau mit dem Kinde, ein altes Erbstück mit silbervergoldeten Beschlägen; wert . . . nun, sechs Rubel war es wert. Ich sehe, sie hängt sehr an dem Bild, versetzt es als Ganzes, mit den Beschlägen. Ich sage ihr: „Lassen Sie doch lieber nur die Beschläge da, das Bild können Sie gleich wieder mitnehmen; denn ein Heiligenbild zu versetzen, ist ja immerhin, wie soll ich es nur sagen . . .“

„Ist es Ihnen verboten, Heiligenbilder als Pfand zu nehmen?“

„Nein, verboten ist es nicht; ich meine nur, daß es vielleicht Ihnen selbst . . .“

„Nehmen Sie also die Beschläge ab.“

„Wissen Sie was, ich werde sie doch nicht abnehmen, sondern das Bild, wie es ist, in meinen Heiligenschrein stellen,“ sagte ich nach einer Pause, „zu den anderen Heiligenbildern, unter das Lämpchen (seitdem ich mein Geschäft eröffnet habe, brennt bei mir immer das Lämpchen vor dem Heiligenschrein), und nehmen Sie ganz einfach zehn Rubel.“

„Ich brauche keine zehn Rubel, geben Sie mir nur fünf. Ich werde das Bild ganz bestimmt auslösen.“

„Zehn Rubel wollen Sie also nicht? Das Bild ist so viel wert“, fügte ich hinzu, als ich merkte, daß es in ihren Augen wieder aufblitzte.

Sie erwiderte kein Wort. Ich gab ihr fünf Rubel.

„Verachten Sie niemand; ich bin ja selbst einmal in solcher Klemme gewesen, habe sogar noch Schlimmeres erlebt; und wenn Sie mich jetzt bei einem solchen Gewerbe sehen, so ist es doch, nach allem, was ich durchgemacht . . .“

„Sie wollen sich an der Gesellschaft rächen? Nicht wahr?“ unterbrach sie mich plötzlich mit ziemlich spöttischer Miene; ihr Spott erschien mir aber recht harmlos (das heißt unpersönlich, denn damals hatte sie noch keinen Grund, mich von den anderen zu unterscheiden; in ihrer Bemerkung lag also nichts Verlegendes).

Aha — dachte ich —, so eine bist du also! Zeigst deinen Charakter, gehörst also auch zu der neuen Richtung!

„Sehen Sie,“ sagte ich halb scherzend und halb geheimnisvoll, „ich bin ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.“

Sie blickte schnell mit großer Neugierde, in der etwas Kindliches lag, zu mir auf.

„Warten Sie . . . Was ist das für ein Ausspruch? Woher haben Sie ihn? Er kommt mir bekannt vor . . .“

„Zerbrechen Sie sich nicht den Kopf; mit diesen Worten stellt sich Mephistopheles dem Faust vor. Haben Sie den Faust gelesen?“

„Ja . . . ganz flüchtig . . .“

„Das heißt, Sie haben ihn gar nicht gelesen. Sie sollten ihn lesen. Ich sehe jetzt auf Ihren Lippen wieder so eine spöttische Falte. Halten Sie mich, bitte, nicht für so geschmacklos, daß ich vor Ihnen, um meine Rolle als Pfandleiher zu beschönigen, etwa als Mephistopheles auftreten will. Ein Pfandleiher bleibt immer Pfandleiher. Das wissen Sie ebensogut wie ich.“

„Sie kommen mir so sonderbar vor . . . Ich habe es durchaus nicht so gemeint . . .“

Sie wollte wohl sagen: „Ich hätte nicht gedacht, daß ich es mit einem so gebildeten Menschen zu tun habe“ — sie sagte es aber nicht; dafür wußte ich ganz bestimmt, daß sie es gedacht hatte; meine Bemerkung hatte ihr offenbar gefallen.

„Sehen Sie,“ bemerkte ich, „auf jedem Gebiete kann man Gutes tun. Ich spreche natürlich nicht von mir: was mich betrifft, so tue ich überhaupt nur Böses, allein . . .“

„Selbstverständlich kann man auf jedem Gebiete Gutes tun“, sagte sie und streifte mich mit einem schnellen, durchdringenden Blick. „Ja, auf jedem Gebiete“, fügte sie plötzlich hinzu.

O, wie erinnere ich mich noch an all diese Augenblicke! Ich möchte noch hinzufügen: wenn diese Jugend, diese liebe Jugend etwas Kluges und Bedeutungsvolles sagen will, so kann man schon vorher in ihren Augen, die gar zu naiv und aufrichtig sind, lesen: „Siehst du, wie klug und wohl-durchdacht ich jetzt spreche!“ Sie tut es nicht aus Eitelkeit, wie unsereiner; man sieht es ja, daß sie alles, was sie sagt, selbst außerordentlich schätzt, daran glaubt und annimmt, daß wir es ebenso hoch schätzen wie sie. O, diese Aufrichtigkeit! Das ist es eben, was uns gefangen nimmt. An ihr war das ganz besonders schön!

Ja, ich weiß es noch, habe nichts vergessen! Als sie gegangen war, faßte ich meinen Entschluß ganz plötzlich. Am gleichen Tage zog ich noch die letzten Erkundigungen ein und erfuhr die „nackte Wahrheit“ über ihre gegenwärtigen Verhältnisse; das meiste von ihrer Vergangenheit wußte ich bereits durch Luferja, die damals in Stel-

lung bei ihnen war und die ich vor einigen Tagen bestochen hatte. Diese „nackte Wahrheit“ war so schrecklich, daß ich gar nicht begreifen kann, wie sie noch überhaupt lachen und sich für die Worte des Mephistopheles interessieren konnte, wenn sie selbst in so schrecklichen Umständen lebte. Ja, diese Jugend! Gerade das dachte ich mir damals von ihr. Ich sagte es mir mit Freude und Stolz, denn ich sah darin auch eine seltene Großmut: „Ich stehe zwar selbst am Rande des Abgrundes, doch die großen Worte Goethes strahlen ewig . . .“ Die Jugend ist eben immer großmütig, selbst da, wo es wenig am Platze ist. Das heißt, ich will ja jetzt gar nicht von der Jugend sprechen. Ich meine nur sie allein. Die Hauptsache ist, daß ich sie schon damals als die *M e i n e* betrachtete und an meiner Macht über sie nicht mehr zweifelte. Wissen Sie, es ist ein ganz wunderbares, wollüstiges Gefühl, wenn man nicht mehr zweifelt! . . .

Doch was erzähle ich da! Wenn ich so fortfahre, werde ich meine Gedanken nie konzentrieren können. Schneller, schneller vorwärts, das sind ja lauter Nebensächlichkeiten, o Gott!

II

Der Heiratsantrag

Die „nackte Wahrheit“, die ich über sie erfuhr, will ich in wenigen Worten zusammenfassen: ihre Eltern waren schon vor drei Jahren gestorben, und sie wohnte bei zwei Tanten, recht unordentlichen Frauenzimmern. Wenn ich „unordentlich“ sage, ist es eigentlich viel zu mild. Die

eine Tante war Witwe und hatte sechs kleine Kinder auf dem Halse; die andere war eine abscheuliche alte Jungfer. Abscheulich waren sie übrigens beide. Der Vater des Mädchens war Beamter gewesen, hatte aber als Schreiber angefangen und besaß daher nur persönlichen und keinen erblichen Adel; mit einem Worte: die Verhältnisse waren mir günstig. Denn ich mußte in dieser Gesellschaft als ein Wesen aus einer höheren Welt erscheinen: war ich doch einmal Hauptmann bei einem glänzenden Regiment gewesen, besaß den erblichen Adel, war unabhängig und so weiter. Was aber meine Leihkasse anbetrifft, so konnte sie den Tanten nur imponieren. Das Mädchen hatte bei den Tanten drei Jahre als Sklavin gelebt, aber trotzdem Zeit gefunden, irgendein Examen zu bestehen; sie hatte es bestanden trotz der unbarmherzigen täglichen Arbeit, zu der sie verdammt war; dies zeugte aber unbedingt von einem Streben nach Höherem und Edlerem! Stellte ich denn noch andere Ansprüche an eine Frau, die ich heiraten sollte? Von mir will ich hier übrigens gar nicht sprechen, zum Teufel mit mir! . . . Es handelt sich auch gar nicht um mich! — Sie mußte die Kinder der Tante unterrichten, nähen und nicht nur Wäsche waschen, sondern auch die Dielen scheuern; und das mit ihrer schwachen Brust! Die Tanten mißhandelten sie sogar und warfen ihr jeden Bissen Brot vor. Zu guter Letzt wollten sie sie einfach verhandeln. Pfui! Ich will hier die schmutzigen Einzelheiten lieber übergehen. Später hat sie es mir selbst ausführlich erzählt. Das alles beobachtete ein ganzes Jahr lang ein dicker Krämer aus der Nachbarschaft; es war kein gewöhnlicher Krämer, sondern einer mit zwei Kolonialwarengeschäften. Er hatte bereits zwei Frauen unter die Erde gebracht und

suchte gerade die dritte. So hatte er sein Auge auf sie geworfen. Er sagte sich wohl: „Sie ist so still, in Armut aufgewachsen; ich aber heirate nur wegen meiner mutterlosen Kinder.“ Er hatte auch wirklich Kinder. Kurz und gut — er machte sich an die Tanten heran und freite um sie. Er war aber schon in den Fünzigern; selbstverständlich war sie entsezt. Eben um diese Zeit fing sie an, ihre Sachen bei mir zu versetzen, um mit dem Gelde die Annoncen zu bezahlen. Schließlich bat sie die Tanten, ihr nur noch eine Spanne Zeit zum Nachdenken zu lassen. Die Tanten gewährten ihr diese Spanne; eine zweite wollten sie ihr aber nicht gewähren; sie setzten ihr noch mehr als je zu: „Wir haben selbst nichts zu beißen und sollen dich miternähren!“

Als ich an jenem Morgen meinen Entschluß faßte, war mir das alles schon bekannt. Am Abend des gleichen Tages war der Kaufmann zu ihr ins Haus gekommen und hatte ein Pfund Konfekt, so eine Tüte für fünfzig Kopeken, aus seinem Laden mitgebracht. Während er also bei ihr saß, rief ich Luckerja aus der Küche und sagte ihr, sie solle zum Fräulein gehen und ihr zuflüstern, daß ich draußen vor dem Tore stehe und ihr etwas Dringendes zu sagen hätte. Ich war mit mir sehr zufrieden. Und überhaupt war ich an diesem Tage außerordentlich zufrieden.

Sie kam vor das Tor und war ganz erstaunt, daß ich sie hatte rufen lassen. Ohne viele Umschweife erklärte ich ihr in Luckerjas Gegenwart, daß ich es für ein Glück und für eine Ehre halten würde und so weiter. Zweitens: sie möchte sich nicht darüber wundern, daß ich es so ganz unvermittelt und dazu noch vor dem Tore abmachen wolle; ich sei eben ein gerader und offener Mensch und hätte die Verhältnisse genau studiert. Das von der Offenheit meines Charakters

war nicht einmal gelogen. Nun, das ist doch nebensächlich. Ich sprach zu ihr nicht nur höchst anständig, wie es einem wohlgezogenen Menschen geziemt, sondern auch, was besonders wichtig war, recht originell. Ist es denn Sünde, wenn ich es offen bekenne? Ich will mich selbst richten und tue es auch. Ich muß pro und contra reden und rede so. Auch nachher habe ich mich dessen oft mit gewisser Genugthuung erinnert, obwohl es eigentlich recht dumm ist. Ich erklärte ihr unumwunden, ohne jegliche Verwirrung, daß ich erstens nicht besonders begabt, nicht besonders klug, vielleicht auch nicht besonders gut, eigentlich ein recht billiger Egoist sei (ich erinnere mich ganz genau an diesen Ausdruck, den ich mir auf dem Wege zu ihr zurechtgelegt hatte und der mir damals besonders gut gefiel), und daß ich vielleicht auch in manchen anderen Beziehungen wenig Ungeheures an mir hätte. Ich sagte das alles nicht ohne Stolz; man weiß ja, wie man von solchen Dingen zu sprechen pflegt. Selbstverständlich hatte ich so viel Geschmaçk, daß ich nach der Aufzählung aller meiner Fehler nicht auch noch von meinen Vorzügen zu sprechen begann, etwa in der Form: „Dafür habe ich die und die Vorzüge.“ Obwohl ich sah, daß es ihr noch recht bange zumute war, wollte ich doch nichts beschönigen; sogar im Gegenteil: ich malte alles in besonders düsteren Farben aus. Ich sagte ihr geradeaus, daß sie bei mir zwar immer satt werden würde, aber an Toiletten, Theater und Bälle nicht einmal denken dürfe; höchstens später einmal, wenn ich mein Ziel erreicht hätte. Dieser strenge Ton riß mich förmlich hin. Ich fügte noch hinzu, ebenfalls so nebenbei, daß ich mich mit meinem Gewerbe, das heißt mit dem Pfandleihgeschäft, nur darum befasse, weil ich dabei ein bestimmtes Ziel verfolge, und

Daß hier noch ein ganz besonderer Umstand mit im Spiele sei . . . Ich hatte ja ein Recht, so zu sprechen: ich verfolgte ja damals wirklich so ein Ziel, und es war ja auch wirklich so ein gewisser Umstand dabei. Ich will es Ihnen offen sagen, meine Herren: ich selbst habe ja meine Leihkasse am meisten gehaßt; wenn es auch lächerlich ist, in einem Gespräch mit sich selbst solche geheimnisvollen Phrasen zu gebrauchen, muß ich doch sagen, daß ich tatsächlich „Rache an der Gesellschaft“ nahm; das ist wahr, wirklich wahr! Sie hatte also unrecht gehabt, als sie an jenem Morgen über diese meine „Rache an der Gesellschaft“ ironisierte. Das heißt, sehen Sie, wenn ich es ihr mit diesen Worten gesagt hätte: „Ja, ich nehme Rache an der Gesellschaft“, so hätte sie mir wieder ins Gesicht gelacht, wie sie am Morgen gelacht hatte, so wäre es wirklich lächerlich gewesen. Doch durch eine indirekte Anspielung, durch die geheimnisvolle Phrase war es mir wirklich gelungen, ihrer Einbildung zu imponieren. Außerdem hatte ich damals nichts mehr zu befürchten, denn ich wußte ja, daß der dicke Krämer in jedem Fall abstoßender war als ich, und daß ich, der ich sie vor dem Tore erwartete, ihr wie ein Befreier erscheinen mußte. Ich war mir ja darüber ganz klar. Wenn der Mensch eine Gemeinheit tut, ist er sich darüber immer klar! War es aber auch wirklich eine Gemeinheit? Darf man einen Menschen für so etwas richten? Habe ich sie denn nicht schon damals geliebt?

Warten Sie: selbstverständlich ließ ich kein Wort darüber fallen, daß ich ihr mit meinem Antrag eine Wohlthat erweise; sogar im Gegenteil: „Sie erweisen mir eine Wohlthat, und ich nicht Ihnen.“ Ich sprach es sogar wörtlich so aus, was vielleicht etwas ungeschickt ausfiel, denn ich be-

merkte eine flüchtige Falte auf ihrem Gesichte. Doch im großen ganzen hatte ich das Spiel gewonnen. Warten Sie: wenn ich schon von diesem Schmutze sprechen soll, so will ich auch die letzte Schweinerei nicht verschweigen. Während ich so vor ihr stand, regte sich in mir plötzlich der Gedanke: Du bist schlank, gut gewachsen, wohlerzogen und schließlich, offen gesagt, ein schöner Mann. Das ging mir so durch den Kopf. Selbstverständlich gab sie mir noch unten vor dem Tore ihr Jawort; doch . . . doch ich muß hinzufügen: dort unten vor dem Tore dachte sie erst lange nach, ehe sie mir das Jawort gab. Sie dachte so lange, so unendlich lange nach, daß ich sie sogar fragen wollte: „Na, wie meinen Sie?“ Ja, ich habe mich sogar nicht enthalten können und sie tatsächlich mit gewisser Überlegenheit gefragt: „Na, wie meinen Sie?“ Ich kann mich noch gut auf dieses „Na“ besinnen.

„Warten Sie, ich überlege es mir noch.“

Sie machte dabei ein so ernstes Gesicht, ein Gesicht, daß ich darin schon damals alles hätte lesen können! Fühlte mich aber etwas gekränkt: „Schwankt sie denn wirklich“, fragte ich mich, „zwischen mir und dem Krämer?“ Damals begriff ich es noch nicht! Nichts, gar nichts begriff ich damals! Bis auf den heutigen Tag habe ich nichts begriffen! Ich weiß noch, wie Luferja mir nachgelaufen kam, mich auf der Straße anhielt und ganz außer Atem sagte: „Gott wird es Ihnen lohnen, Herr, daß Sie unser liebes Fräulein nehmen; aber sagen Sie ihr das nicht wieder, denn sie ist so stolz.“

Sie ist also stolz. Gut! Ich bevorzuge sogar die Stolzen. Die Stolzen sind sogar besonders schön, wenn . . . nun, wenn man an seiner Macht über sie nicht mehr zweifeln

kann. Was sagen Sie dazu? O, ich niedriger, ungeschickter Mensch! Wie froh war ich darüber! Wissen Sie: während sie vor dem Tore stand und sich überlegte, ob sie mir ihr Jawort geben sollte, und ich mich darüber wunderte, daß sie so viel Zeit dazu brauchte, wissen Sie, da hätte ihr ja leicht der Gedanke kommen können: „Wenn ich schon einmal in dieser unglücklichen Lage bin, so wäre es vielleicht besser, von den beiden Übeln das größere zu wählen, das heißt den dicken Krämer: dieser wird mich wenigstens in der Trunkenheit bald totprügeln!“ Wie? Glauben Sie nicht auch, daß ihr dieser Gedanke hätte kommen können?

Ich verstehe aber auch jetzt nichts, ganz und gar nichts! Ich habe erst eben gesagt, daß dieser Gedanke ihr hätte leicht kommen können: „Soll ich nicht von den beiden Übeln das größere wählen, das heißt den Krämer?“ Wer war aber das größere Übel — ich oder der Krämer? Der Krämer oder der Pfandleiher, welcher Goethe zitiert? Das ist ja noch eine Frage! Was für eine Frage? Auch das verstehst du nicht einmal: die Antwort liegt vor dir auf dem Tische, du aber sagst, es sei noch eine Frage! Zum Teufel mit mir! Es handelt sich gar nicht um mich . . . Was geht es mich jetzt übrigens an, ob es sich um mich oder nicht um mich handelt? Das kann ich schon gar nicht entscheiden. Das Beste ist, ich lege mich schlafen. Mein Kopf tut mir so weh . . .

Bin der edelste Mensch, glaube aber selbst nicht daran

Konnte nicht einschlafen. Wie sollte ich es auch, wenn es mir unaufhörlich im Kopfe hämmert? Ich will mir ja alles klären, diesen ganzen Schmutz klären. O, dieser Schmutz! Aus welchem Schmutz habe ich sie da herausziehen müssen! Sie mußte das doch einsehen und meine Handlungsweise zu schätzen wissen! Auch verschiedene andere Gedanken verschafften mir Genuß, zum Beispiel daß ich einundvierzig war, und sie kaum sechzehn. Dieses Gefühl der Ungleichheit nahm mich ganz gefangen; es war ein so süßes, wollüstiges Gefühl.

Ich wollte zum Beispiel die Hochzeit nach englischer Manier machen, das heißt ganz ohne Gäste mit nur zwei Zeugen, von denen Luferja der eine sein sollte, und gleich nach der Trauung in den Zug steigen; irgendwohin, zum Beispiel nach Moskau (wo ich sogar zufällig geschäftlich zu tun hatte) reisen und uns für etwa vierzehn Tage in einem Hotel einmieten. Sie wollte es aber nicht haben, ging darauf nicht ein, und so mußte ich die Tanten besuchen, sie mit großer Ehrfurcht wie Anverwandte behandeln und in aller Form um ihre Hand anhalten. Ich tat ihr den Gefallen und gab den Tanten, was den Tanten gebührt. Ich schenkte sogar diesen Kreaturen je hundert Rubel und versprach, noch mehr zu schenken; sie durfte natürlich davon nichts erfahren, denn das Häßliche an der Sache würde sie kränken. Die Tanten wurden sofort weich wie Butter. Dann gab es noch einen Streit wegen der Aus-

steuer; sie hatte nichts, buchstäblich nichts, wollte aber auch nichts haben. Mir gelang es jedoch, ihr zu beweisen, daß es ohne Aussteuer nicht ginge; also kaufte ich ihr die Aussteuer —, wer hätte sie ihr denn sonst kaufen können? Doch zum Teufel mit mir. Es gelang mir, ihr noch während der Brautzeit einige von meinen Ansichten und Absichten klarzumachen, damit sie wisse, woran sie sei. Vielleicht war es auch eine Übereilung. Die Hauptsache aber war, daß sie mir schon gleich im Anfang, wie sehr sie sich auch zusammennahm, sozusagen in die Arme flog: sooft ich abends ins Haus kam, empfing sie mich ganz begeistert, erzählte mir mit ihrer kindlichen Stimme (o das bezaubernde Lallen der Unschuld!) von ihrer Kindheit und Jugend, von ihrem Elternhause, von Vater und Mutter. Ich dämpfte aber ihre Ekstase sofort mit einem kalten Wasserstrahl. Darin bestand eben mein ganzer Plan. Ihr Entzücken beantwortete ich mit Schweigen, mit einem zwar wohlwollenden Schweigen, aus dem sie aber leicht hätte schließen können, daß ich ein ganz anderer Mensch als sie und eigentlich ein Rätsel sei. Auf das letztere pochte ich ganz besonders! Vielleicht hatte ich den ganzen Brei nur darum eingebrockt, um als ein Rätsel erscheinen zu können! Die Hauptsache war Strenge; Strenge war der erste Eindruck, den ich bei ihr erwecken wollte. Mit einem Wort: schon damals, als ich mit mir so sehr zufrieden war, hatte ich mir ein ganzes System aufgebaut. Dieses System entwickelte sich in meinem Geiste ganz von selbst, ohne die geringste Anstrengung meinerseits. Ich konnte auch gar nicht anders: ich mußte schon aus einem gewissen, durchaus unabwendbaren Grunde dieses System haben . . . Warum soll ich mich denn verleumden! Das System war jedenfalls richtig. Nein, hören

Sie nur: wenn Sie schon einmal einen Menschen richten, so müssen Sie doch die ganze Sachlage kennen . . . Hören Sie also weiter.

Wie soll ich es nur sagen? Es ist nämlich gar nicht so leicht. Wenn ich nur anfangen, mich zu rechtfertigen, stoße ich gleich auf Schwierigkeiten. Sehen Sie: die Jugend verachtet zum Beispiel das Geld; ich verlegte aber sofort das Schwergewicht auf das Geld. Ich machte es mit solchem Nachdruck, daß sie immer schweigsamer wurde. Sie sah mich groß an, hörte mir zu und verstummte. Sehen Sie: die Jugend ist großmütig, ich meine die gute Jugend; sie ist großmütig und zu schnellen Entschlüssen geneigt, dafür aber wenig tolerant: alles, was ihr nicht paßt, straft sie mit Verachtung. Ich wollte ihr aber diese Unduldsamkeit austreiben, wollte ihr ganz entgegengesetzte Ansichten, einen weiten, alles begreifenden Blick anerkennen, sozusagen einimpfen. Sie verstehen doch, was ich damit sagen will? Ich will es an einem ganz einfachen Beispiele zeigen: wie sollte ich zum Beispiel einem solchen Wesen meine Leihkasse erklären? Natürlich brachte ich die Rede nicht so unvermittelt darauf, denn so hätte ich den Anschein erwecken können, als ob ich sie wegen der Kasse um Verzeihung bitten wollte; ich spielte vielmehr den Stolzen und sprach zu ihr schweigend. Darauf verstehe ich mich aber ausgezeichnet: mein Leben lang habe ich immer schweigend gesprochen, habe auch innere Tragödien schweigend erlebt. War ich ja doch auch einmal unglücklich gewesen! Alle hatten mich verstoßen, verworfen und vergessen, und kein Mensch wußte etwas davon! Dieser sechzehnjährige Fraß schnappte aber plötzlich von gemeinen Menschen gewisse Einzelheiten über mein Vorleben auf und glaubte alles zu

wissen, während das Wichtigste in meiner Brust verborgen war. Solange ich mit ihr lebte, schwieg ich immer, und schwieg so vielsagend; ich schwieg bis zum gestrigen Tag. Weshalb schwieg ich denn nur? Ja, ich war eben der stolze Mensch. Ich wollte, daß sie mich selbst, ohne meine Hilfe und nicht aus den Berichten gemeiner Menschen kennen lernte, daß sie mich ergründete und mein Rätsel löste. Wenn ich sie schon einmal in mein Haus aufnahm, so sollte sie mir volle Achtung entgegenbringen. Ich wollte, daß sie mich mit gefalteten Händen anbetete für alle meine Leiden. Und ich war es wirklich wert! O, ich war immer stolz und wollte immer entweder alles oder gar nichts! Eben aus diesem Grunde, weil ich mich nicht mit einem halben Glücke begnügen kann, sondern nach dem ganzen strebe, mußte ich damals so handeln; ich sagte ihr gleichsam: „Du sollst selbst alles erraten und mich dann schätzen lernen!“ Sie werden es mir doch zugeben, daß, wenn ich ihr selbst alles erklärt und vorgesagt hätte, wenn ich vor ihr Finten machen wollte, um ihre Achtung zu erlangen, so wäre es doch dasselbe, wie wenn ich sie um ein Almosen anflehte . . . Übrigens . . . übrigens, warum rede ich noch davon?

Dumm, dumm, dumm, furchtbar dumm! Ich habe ihr damals in zwei Worten ohne Umschweife und erbarmungslos (ich betone, daß es erbarmungslos war) erklärt, daß die jugendliche Großmut zwar reizend, doch keinen Heller wert sei. Und warum? Weil sie der Jugend, die sie noch nicht am richtigen Leben erprobt hat, gar zu billig zu stehen kommt; sie gehört eben zu den sogenannten „ersten Eindrücken des Seins“. Wo bleibt diese Großmut, wenn der Ernst des Lebens beginnt? Solche billige Großmut zu

zeigen, ist wirklich nicht schwer; wenn das junge Blut vor Überfluß an Lebenskraft kocht und schäumt und wenn man mit seinem ganzen Wesen nach Schönheit lechzt, ist es sogar kein Kunststück, sein Leben zu opfern. Nein, nehmen Sie dagegen eine schwierige, stille, lautlose und glanzlose Tat der Großmut, die viele Opfer kostet und keinen Tropfen Ruhm einbringt; denken Sie sich den Fall, daß Sie, ein makelloser Mensch, gegen Verleumdungen zu kämpfen haben und von allen als Schurke behandelt werden, während Sie der ehrlichste Mensch in der Welt sind; versuchen Sie einmal unter solchen Umständen Großmut zu zeigen! Nein, Sie werden darauf verzichten! Und ich — ich habe mein ganzes Leben lang das Kreuz einer solchen Tat getragen.

Anfangs widersprach sie mir, und noch wie! Dann aber wurde sie allmählich stiller und war schließlich ganz verstummt, sah mich nur mit ihren merkwürdig großen Augen erstaunt an und hörte mir aufmerksam zu . . . Außerdem . . . ja, außerdem bemerkte ich ein Lächeln, ein mißtrauisches, stummes, nichts Gutes verheißendes Lächeln auf ihrem Gesicht. Und mit diesem Lächeln trat sie in mein Haus. Aber es ist ja wahr, wohin hätte sie denn sonst gehen können? . . .

IV

Lauter Pläne und Pläne

Sa, wer von uns beiden fing damals zuerst an? Keiner. Es begann ganz von selbst, vom ersten Schritt. Ich habe eben gesagt, daß ich sie vom ersten Tage an mit großer Strenge behandeln wollte; ich milderte aber

diese Strenge gleich am ersten Tage. Als sie noch Braut war, hatte ich ihr erklärt, daß sie in meinem Geschäfte arbeiten, also Pfänder annehmen und Geld herausgeben würde, worauf sie mir damals nichts erwiderte (wollen Sie sich, bitte, diesen Umstand genau merken!). Und noch mehr als das, sie machte sich an die Sache sogar mit großem Eifer. Meine Wohnung und Einrichtung blieben, versteht sich, unverändert. Die Wohnung bestand aus zwei Zimmern; das eine war ein großer Saal, von dem ein Teil als Geschäftslokal abgeteilt war, und das andere diente uns als gemeinsames Wohn- und Schlafzimmer. Die Möbel waren recht ärmlich; selbst die Tanten besaßen eine schönere Einrichtung. Mein Heiligenschrein mit dem Lämpchen hängt im Saal hinter dem Verschlage, wo sich die Kasse befindet; in meinem Zimmer habe ich meinen Schrank, in dem ich auch einige Bücher verwahre, und meinen Koffer — die Schlüssel trage ich immer bei mir; dann gibt es noch ein Bett, einige Stühle, Tische und was man sonst noch hat. Als sie noch Braut war, hatte ich ihr erklärt, daß ich ihr für unsere Beköstigung, das heißt für mich, sie und Luferja, die ich mit übernommen hatte, täglich einen Rubel und keine Kopeke mehr geben würde: „Ich muß in den nächsten drei Jahren“, sagte ich ihr, „dreißigtausend Rubel ersparen, und das ist nur bei der größten Einschränkung möglich.“ Sie widersprach nicht, aber ich erhöhte aus eigenem Antriebe die Summe um dreißig Kopeken täglich. Ebenso war es mit dem Theater. Ich hatte ihr ja erklärt, daß sie auf alle Vergnügungen verzichten mußte, änderte aber diesen Beschluß dahin ab, daß ich versprach, mit ihr doch einmal im Monat ins Theater zu gehen und sogar standesgemäß im Parkett zu sitzen. Wir waren auch tatsächlich dreimal zu-

sammen da. Wir sahen: „Die Jagd nach dem Glück“, „Pericola“ und, wenn ich mich recht erinnere . . . zum Teufel, zum Teufel damit! Schweigend gingen wir hin und kehrten schweigend wieder heim. Warum, ja warum schwiegen wir so von Anfang an? In der ersten Zeit gab es ja gar keine Zwistigkeiten, nur Schweigen. Sie blickte mich oft so eigentümlich an; als ich dies bemerkte, schwieg ich noch hartnäckiger als je. Allerdings hatte ich dieses Schweigen eingeführt, und nicht sie. Sie hatte sogar ein- oder zweimal versucht, diesem Zustand ein Ende zu machen, indem sie mir leidenschaftlich um den Hals fiel; da aber diese Ausbrüche von Leidenschaft krankhaft und hysterisch waren, ich aber nach einem dauerhaften und gesunden Glück strebte, so blieb ich in solchen Fällen kühl. Hatte auch recht: nach solchen Szenen gab es immer am nächsten Tage Streit.

Das heißt Streit gab es eigentlich nicht: es gab nur noch ein hartnäckigeres Schweigen und — immer frechere Blicke ihrerseits. „Aufruhr und Unabhängigkeit!“ — das war ihr System; doch sie machte es schlecht. Ja, dieses sanfte Gesicht wurde von Tag zu Tag troziger. Glauben Sie es mir, ich begann ihr Ekel einzuflößen, habe es genau studiert. Aber daß sie zuweilen außer sich geriet, das war außer jedem Zweifel. Wie konnte sie, die ich aus solchem Schmutz und solcher Armut herausgezogen, die noch vor kurzem Dielen gescheuert hatte, wie konnte sie z. B. über unsere Armut die Nase rümpfen? Denn sehen Sie, es war keine Armut, es war nur Sparsamkeit; dort, wo es am Plage war, wurde bei uns sogar ein gewisser Luxus getrieben: so z. B. mit der Wäsche, mit der Reinlichkeit. Ich war auch früher stets der Ansicht, daß der Mann eine Frau am leich-

testen fesselt, wenn er reinlich ist. Sie empörte sich übrigens weniger gegen die Armut als gegen meine Sparsamkeit, die sie für übertrieben hielt: „Ja, er spricht immer von einem Ziel, das er verfolgt, zeigt einen festen Charakter.“ Auf das Theater verzichtete sie plötzlich ganz von selbst. Und immer öfter zeigte sich die spöttische Falte an ihrem Munde . . . Und ich schwieg immer hartnäckiger und hartnäckiger.

Ich werde mich doch nicht rechtfertigen wollen!? Der wundete Punkt war eben die Leihkasse. Gestatten Sie nur: ich wußte sehr gut, daß eine Frau, und dazu noch solch ein sechzehnjähriges Ding, gar nicht umhin kann, sich dem Manne völlig unterzuordnen. Denn die Frauen haben nichts Originelles an sich, das ist ein Axiom; auch jetzt, auch jetzt noch halte ich es für ein Axiom! Ist denn das, was dort auf dem Tische liegt, ein Gegenbeweis? Wahrheit bleibt immer wahr, dagegen kann selbst Mill nichts machen! Und die liebende Frau, o, die liebende Frau! — die vergöttert sogar die Laster und die größten Schandtaten des geliebten Mannes. Er selbst kann seine Schandtaten nie so geschickt rechtfertigen, wie sie es für ihn tut. Das ist großmütig, doch nicht originell. Die Frauen gehen eben an dieser Unoriginalität zugrunde. Und was weisen Sie mir schon wieder auf den Tisch hin? Was soll das beweisen? Ist etwa das, was dort auf dem Tische liegt, originell? Ach Gott!

Hören Sie: ich hatte damals keinen Grund, an ihrer Liebe zu zweifeln. Ziel sie mir doch so oft um den Hals. Folglich liebte sie mich, wollte mich jedenfalls lieben. Ja, das war es eben: sie w o l l t e mich lieben, sie gab sich Mühe, mich zu lieben. Es lagen ja auch gar keine Schandtaten

meinerseits vor, für die sie eine Rechtfertigung hätte suchen müssen; und das ist doch sehr wesentlich! Sie sagen, ich bin ein Pfandleiher, und alle sagen dasselbe. Was ist denn dabei? Es muß doch seinen Grund gehabt haben, daß der großmütigste Mensch zum Pfandleiher geworden ist. Denn sehen Sie, es gibt Ideen . . . das heißt wenn man manche Idee in Worte kleidet und laut ausspricht, so klingt sie furchtbar dumm. So dumm, daß man sich selbst ihrer schämt. Und warum? Darum. Weil wir alle so schlecht sind, daß wir die Wahrheit gar nicht vertragen können; einen andern Grund wüßte ich wirklich nicht. Ich sagte soeben: „Der großmütigste Mensch.“ Das klingt lächerlich, ist aber wahr, ist die allerwahrste Wahrheit! Ja, ich hatte damals das Recht, mir meine Zukunft sichern zu wollen, folglich auch diese Leihkasse zu gründen. „Sie, das heißt nicht Sie, sondern die Menschen haben mich verstoßen, haben mich mit verächtlichem Schweigen aus ihrer Gemeinschaft gejagt. Meinen leidenschaftlichen Drang zu ihnen haben sie mit Beleidigungen für mein ganzes Leben beantwortet. Also habe ich das Recht, mich durch eine Mauer von ihnen abzusondern, mir diese dreißigtausend Rubel zu ersparen und mein Leben irgendwo in der Krim am Meeresstrand, zwischen Bergen und Weingärten, auf meinem eigenen Gut, das ich mir für die dreißigtausend Rubel kaufen will, zu beschließen; vor allen Dingen aber ferne von allen, doch ohne Haß gegen sie, mit meinem Ideal in der Brust, an der Seite einer geliebten Frau und von Kindern umgeben, wenn Gott uns solche schenken wolle, zu leben und dabei den notleidenden Bauern der Gegend nach Kräften behilflich zu sein.“ — Ich darf es ja jetzt, wo ich zu mir spreche, laut sagen; was hätte es aber

Dümmeres geben können, als wenn ich es ihr damals so ausgemalt hätte? Daher kam eben mein stolzes Schweigen, daher lebten wir stumm nebeneinander. Was hätte sie auch davon verstehen können? Wie hätte sie mit ihren sechzehn Jahren, „im Lenze des Lebens“, meine Leiden und meine Rechtfertigungen begreifen können? Auf der einen Seite — übertriebene Offenheit, völlige Unkenntnis des Lebens, billige, jugendliche Überzeugungen, die Kurzsichtigkeit einer „schönen Seele“, auf der anderen Seite — die Leihkasse; und diese gab den Ausschlag. (War ich denn übrigens ein Bösewicht? Hatte sie denn nicht gesehen, daß ich das Geschäft ehrlich führte und niemand übervorteilte?) Wie schrecklich ist doch die Wahrheit auf Erden! Dieses reizende Wesen, diese Sanfte, dieser Himmel voller Seligkeit — war mein Tyrann, der unerträgliche Marterer meiner Seele! Ich würde mich ja selbst verleumden, wenn ich das verschweigen wollte! Sie glauben vielleicht, daß ich sie nicht geliebt habe? Wer darf da behaupten, daß ich sie nicht liebte? Sehen Sie, das war eine Ironie, eine boshafte Ironie des Schicksals und der Natur! Wir sind alle verflucht, das Leben aller Menschen ist ein Fluch! (Und mein Leben erst recht!) Jetzt sehe ich ja vollkommen ein, daß ich irgendeinen Fehler gemacht habe! Irgendwie muß ich mich verrechnet haben. Mein Plan war ja so klar wie die Sonne: „Streng, stolz, bedarf keines moralischen Trostes, ziehe es vor, meine Leiden schweigend zu tragen.“ So war es ja auch, ich habe nicht gelogen, wirklich nicht gelogen! „Sie wird später selbst einmal begreifen, wie großmütig ich war, und sich sagen, daß sie meine Großmut verkannt hatte; und wenn ihr dies einmal zum Bewußtsein kommt, wird sie mich zehnfach schätzen, vor mir in den

Staub sinken und mich mit gefalteten Händen anbeten.“ Das war eben mein Plan. Irgend etwas hat aber darin nicht gestimmt. Irgend etwas habe ich nicht zu tun verstanden. Doch genug, genug davon! Wen soll ich jetzt um Verzeihung bitten? Hin ist hin. Mensch, sei stolz und selbstbewußt! Nicht du bist daran schuld! . . .

Nun, ich will die Wahrheit sagen, ich fürchte mich nicht, der Wahrheit ins Gesicht zu schauen: sie ist an allem schuld, nur sie! . . .

V

Die Sanfte revoltiert

Die Zwistigkeiten begannen damit, daß es ihr plötzlich einfiel, die Pfänder, die man uns brachte, nach ihrem Gutdünken und oft über den eigentlichen Wert hinaus einzuschätzen; ein- oder zweimal ließ sie sich sogar herab, mit mir über dieses Thema zu streiten. Ich ließ mich aber nicht umstimmen. Da mußte mir der Teufel diese Hauptmannswitwe schicken.

Die alte Hauptmannswitwe brachte ein Medaillon, ein Geschenk ihres verstorbenen Mannes, selbstverständlich „ein teureres Andenken“. Ich gab ihr darauf dreißig Rubel. Sie begann zu jammern und zu bitten, man möchte ihr den Gegenstand ja gut aufbewahren, sie wolle ihn unbedingt auslösen; selbstverständlich versprach ich ihr es. Kurz und gut, nach fünf Tagen kam sie wieder und bat, man möchte ihr das Medaillon gegen ein Armband, das höchstens acht Rubel wert war, umtauschen; selbstverständlich

ging ich auf den Tausch nicht ein. Wahrscheinlich hatte sie schon damals etwas in den Augen meiner Frau gelesen; denn nach einigen Tagen kam sie wieder — ich war gerade nicht zu Hause —, und meine Frau tauschte ihr das Medaillon um.

Ich erfuhr davon noch am selben Tage und sprach mit ihr darüber sanft, aber fest und vernünftig. Sie saß auf dem Bett, blickte zu Boden und spielte mit der rechten Fußspitze auf dem Teppich (es war ihre charakteristische Angewohnheit). Ein Lächeln, das nichts Gutes verhieß, spielte auf ihren Lippen; da erklärte ich ihr, ohne meine Stimme zu erheben, daß es sich um mein Geld handle, und daß ich das Recht hätte, das Leben mit meinen Augen zu betrachten, und daß ich, als ich sie in mein Haus geführt, vor ihr nichts verheimlicht hätte.

Plötzlich sprang sie, am ganzen Körper zitternd, auf und begann — was glauben Sie wohl — wie wahnsinnig mit den Füßen zu stampfen; sie war in diesem Augenblick wie ein Tier, es war wie ein Anfall von Raserei, sie war wie ein rasendes Tier. Ich war starr vor Staunen; einen solchen Auftritt hätte ich von ihr nie erwartet. Verlor aber nicht die Selbstbeherrschung, zuckte mit keiner Wimper und erklärte ihr mit derselben ruhigen Stimme wie vorhin, daß ich sie der weiteren Mitarbeit an meinem Geschäfte enthebe. Sie lachte mir laut ins Gesicht und verließ die Wohnung.

Sie hatte aber gar kein Recht, die Wohnung zu verlassen: so war es noch während der Brautzeit zwischen uns abgemacht. Gegen Abend kehrte sie heim; ich sagte kein Wort.

Am nächsten Tage ging sie gleich am frühen Morgen weg; am übernächsten wieder. Ich schloß das Geschäft

und begab mich zu den Tanten. Mit den Tanten hatte ich seit der Hochzeit nicht mehr verkehrt; weder ließ ich sie über meine Schwelle, noch gingen wir zu ihnen. Es stellte sich heraus, daß sie gar nicht bei ihnen gewesen war. Die Tanten hörten mir interessiert zu und lachten mich aus: „Geschieht Ihnen recht!“ Auf solchen Hohn war ich aber gefaßt. Bei dieser Gelegenheit bestach ich die jüngere Tante, die unverheiratete, mit fünfundzwanzig Rubeln und versprach ihr noch weitere fünfundsiebzig. Nach zwei Tagen kam sie zu mir und meldete: „Hier ist ein Offizier, der Leutnant Jesimowitsch, Ihr früherer Regimentskamerad, im Spiele.“ Ich war sehr erstaunt. Dieser Jesimowitsch hatte mir im Regiment am meisten geschadet; vor einem Monat war der unverschämte Mensch unter dem Vorwande, etwas versehen zu wollen, bei mir gewesen und hatte, ich weiß es noch genau, versucht, mit meiner Frau anzubandeln. Ich war damals an ihn herangetreten und hatte ihm bedeutet, er solle mit Rücksicht auf unsere früheren Beziehungen sich nie wieder unterstehen, über meine Schwelle zu treten; dabei hatte ich mir aber nichts Besonderes gedacht, hielt ihn einfach für einen frechen Kerl. Da teilte mir aber die Tante mit, daß meine Frau mit ihm sogar schon ein Stelldichein verabredet hätte, und daß eine frühere Bekannte der Tanten, eine gewisse Julia Ssamssowna, eine Witwe, und dazu noch eine Oberstenwitwe, die ganze Sache deichsle; „zu diesem Frauenzimmer geht Ihre Frau.“

Ich will das Bild abkürzen. Die Sache kostete mich im ganzen etwa dreihundert Rubel, dafür war ich aber nach zwei Tagen so weit, daß mir die Möglichkeit gegeben wurde, während des Stelldicheins meiner Frau mit Jesimowitsch

im Nebenzimmer hinter einer angelehnten Türe zu stehen und das erste Zwiesgespräch, das die beiden unter vier Augen hatten, zu belauschen. Am Abend vorher gab es noch zwischen uns eine kurze, für mich aber allzu bedeutsame Szene.

Sie kam wieder gegen Abend heim, setzte sich aufs Bett, sah mich spöttisch an und begann wieder mit dem Füßchen auf dem Teppich zu spielen. Wie ich sie so ansah, kam es mir plötzlich zum Bewußtsein, daß sie in diesem letzten Monat, oder richtiger in den letzten vierzehn Tagen, nicht ihr gewöhnliches Wesen, nein, ein ganz fremdes, dem ihrigen entgegengesetztes Wesen gezeigt hatte: sie war plötzlich ein ganz wildes, aggressives, ich will nicht sagen schamloses, jedenfalls aber zügelloses Geschöpf geworden, das sich nach Stürmen sehnte, sie sogar förmlich heraufbeschwor. Dabei war ihr aber ihre natürliche Sanftmut im Wege. Wenn solch ein sanftes Geschöpf zu revoltieren anfängt und sogar jedes Maß überschreitet, kann man ihm doch immer ansehen, daß es sich dabei selbst Gewalt antut und die ihm angeborene Keuschheit und Scham unmöglich ganz unterdrücken kann. Daher überschreiten solche Naturen so leicht alle Grenzen, daß man seinen Augen gar nicht traut. Dagegen wird sich eine von Natur aus verderbte Seele bei solchen Anlässen immer im Zaume zu halten wissen; sie macht es häßlicher, doch mit erheucheltem Anstand, und maßt sich an, Ihnen damit überlegen zu sein.

„Ist es wahr, daß man Sie aus dem Regiment fortgejagt hat, weil Sie aus Feigheit einem Duell ausgewichen sind?“ fragte sie mich plötzlich mit blitzenden Augen.

„Ja, es ist wahr. Das Ehrengericht hatte mich aufgefordert, aus dem Regiment auszutreten, obwohl ich schon vorher um meinen Abschied eingekommen war.“

„Man hat Sie doch als Feigling fortgejagt?“

„Ja, so hieß es im Urteilspruch. Ich hatte aber das Duell nicht aus Feigheit ausgeschlagen, sondern weil ich mich dem tyrannischen Urteil nicht unterwerfen wollte: ich sollte nämlich jemand fordern, der mich gar nicht beleidigt hatte. Sie müssen wissen, daß die Auflehnung gegen solche Tyrannei und die Bereitschaft, alle Folgen dieser Auflehnung auf sich zu nehmen, einen viel größeren Mut bedeutete als jeder Zweikampf.“

Ich hatte mich eben nicht beherrschen können, und meine letzten Worte klangen wie der Versuch einer Rechtfertigung; sie schien aber nur darauf gewartet zu haben, um über mich in meiner Erniedrigung lachen zu können.

„Ist es wahr, daß Sie sich dann drei Jahre lang wie ein Bagabund in den Straßen Petersburgs herumgetrieben haben, die Leute um zehn Kopeken angebettelt und sogar manchmal unter Billardtischen übernachtet haben?“

„Ich will noch mehr sagen: ich habe sogar oft im Nachtsyl am Heumarkt übernachtet. Ja, es ist wahr: nachdem ich das Regiment verlassen hatte, habe ich viel Schmach erlebt und bin tief gesunken; doch nie moralisch gesunken, denn ich selbst haßte am meisten meine Handlungen. Es war bloß ein Nachlassen meines Willens und meines Verstandes, hervorgerufen durch meine verzweifelte Lage. Nun habe ich das alles hinter mir . . .“

„Ja, jetzt sind Sie ja eine Persönlichkeit, ein Kapitalist!“

Es war offenbar eine Anspielung auf die Pfandkasse. Ich hatte aber meine Selbstbeherrschung wiedergewonnen. Ich sah, daß sie noch weitere erniedrigende Erklärungen von mir erwartete, tat ihr aber nicht den Gefallen. Wie gerufen klingelte in diesem Augenblicke ein Kunde, und ich

ging ins andere Zimmer. Später, nach einer Stunde, als sie schon zum Ausgehen angekleidet war, trat sie plötzlich vor mich hin und sagte:

„Warum haben Sie mir aber vor der Hochzeit kein Wort davon gesagt?“

Ich gab ihr keine Antwort, und sie ging fort.

Am nächsten Tage stand ich also in jenem Nebenzimmer hinter der Türe und hörte zu, wie sich mein Schicksal entschied; in der Tasche hatte ich meinen Revolver. Sie war etwas eleganter als gewöhnlich gekleidet und saß am Tisch, während Tefimowitsch sich anstrengte, im schönsten Lichte zu erscheinen. Und was glauben Sie? Es kam genau so (zu meiner Ehre sei es gesagt!), es kam genau so, wie ich es unbewußt vorausgeahnt und vorausgesehen hatte. Ich weiß nicht, ob ich mich klar genug ausdrücke.

Es kam so. Ich hörte eine geschlagene Stunde zu, und eine geschlagene Stunde währte der Zweikampf zwischen einer überaus edlen und erhabenen Frau und einem verdorbenen, stumpfen Kerl, einem Salonmenschen mit niedriger Gesinnung. Und woher, fragte ich mich ganz bestürzt, woher hat nur dieses naive, sanfte, sonst so schweigsame Geschöpf alle diese Worte und Kenntnisse her? Selbst der geistreichste Lustspieldichter hätte diese Szene voller Hohn und heiliger Verachtung, die die Tugend für das Laster hat, nicht erfinden können. Wieviel Geistesblitze waren in allen ihren Worten und Bemerkungen, wie scharfsinnig waren ihre raschen Antworten, wie wahr und gerecht alle ihre Urteile! Und zugleich diese mädchenhafte Naivität! Sie lachte ihm über seine Liebeserklärungen, Gesten und Anträge ins Gesicht. Er war offenbar mit der Absicht gekommen, die Sache gleich roh anzupacken, und

hatte solchen Widerstand nicht erwartet; nun stand er wie ein begossener Pudel da. Anfangs hätte ich ja glauben können, daß es ihrerseits nur Koketterie wäre, „die Koketterie eines verderbten, aber geistreichen Geschöpfes, das auf diese Weise begehrllicher erscheinen will“. Aber nein: die Wahrheit erstrahlte klar wie die Sonne, und alle Zweifel mußten weichen. Nur aus Haß gegen mich, in den sie sich selbst hineingeredet hatte, hatte sie sich in ihrer Unerfahrenheit zu diesem Stelldichein bewegen lassen; als sie aber vor der Tatsache stand, gingen ihr plötzlich die Augen auf. Sie hatte in ihrer Herzensunruhe nach einer Möglichkeit gesucht, mich irgendwie, um jeden Preis zu beleidigen; und doch schreckte sie im entscheidenden Augenblick vor dem Schmutz zurück. Wie hätte auch dieser Jesimowitsch oder jemand seinesgleichen sie, die Sündenlose und Reine, die ihr Ideal im Herzen hatte, verführen können? Im Gegenteil, er rief bei ihr nur Gelächter hervor. Die ganze Wahrhaftigkeit ihres Wesens kam zum Durchbruch, und ihr Widerwille äußerte sich in Sarkasmus. Wie gesagt, dieser Hanswurst stand schließlich wie ein begossener Pudel da, war ganz kleinlaut geworden, so daß ich fürchtete, er könnte sie aus niedriger Rachsucht beleidigen. Und es sei nochmals zu meiner Ehre gesagt: ich hörte dieser Szene fast ohne Erstaunen zu. Ich hatte gleichsam etwas mir Wohlbekanntes wiedergefunden, war nur deswegen hingegangen, um es wiederzufinden. Als ich hinging, glaubte ich im Grunde an keine der Beschuldigungen, obgleich ich mir auch den Revolver eingesteckt hatte. Das ist die ganze Wahrheit! Hätte ich von ihr überhaupt etwas anderes erwarten können? Hätte ich sie sonst geliebt, geschätzt, geheiratet? O, ich sah, wie sehr sie mich haßte, sah aber auch zugleich, wie

unverdorben sie war. Ich machte der Szene plötzlich ein Ende, indem ich die Türe öffnete. Jesimowitsch sprang auf; ich nahm sie bei der Hand und forderte sie auf, mit mir zu gehen. Jesimowitsch fand seine Fassung bald wieder und lachte laut auf:

„O, gegen die geheiligten Rechte des Gatten kann ich nichts machen, führen Sie sie nur fort! – Und wissen Sie,“ rief er mir nach, „obwohl sich ein anständiger Mensch mit Ihnen nicht schlagen kann, stehe ich doch, aus Achtung für die Dame, zu Ihrer Verfügung. Wenn Sie es nur riskieren . . .“

„Sie hören?!“ sagte ich ihr, sie einen Augenblick auf der Schwelle zurückhaltend.

Auf dem Wege nach Hause sprach keiner von uns ein Wort. Ich führte sie am Arm, und sie ließ sich von mir führen. Sie war sogar furchtbar bestürzt und blieb es auch, als wir die Wohnung erreichten. Sie setzte sich auf einen Stuhl und heftete auf mich ihren starren Blick. Sie war ungewöhnlich bleich; auf ihren Lippen spielte zwar ein spöttisches Lächeln; sie sah mich aber seltsam feierlich und herausfordernd an und schien ernsthaft daran zu glauben, daß ich sie sofort mit dem Revolver niederschießen würde. Ich nahm den Revolver schweigend aus der Tasche und legte ihn auf den Tisch. Sie blickte jetzt abwechselnd auf die Waffe und auf mich. (Beachten Sie, bitte, folgenden Umstand: dieser Revolver war ihr schon bekannt. Ich hatte ihn mir noch bei der Eröffnung meiner Leihkasse angeschafft, und er war immer geladen. Als ich das Geschäft gründete, beschloß ich, mir weder große Hunde noch einen starken Diener, wie ihn z. B. Moser hat, zu halten. Denn bei mir öffnet die Köchin die Türe. Ein Leihkassenbesitzer

darf aber doch nicht ganz auf Selbstschutz verzichten; daher hatte ich den geladenen Revolver. Sie zeigte schon gleich im Anfang Interesse für den Revolver, und ich mußte ihr das System und die Handhabung erklären; ich überredete sie sogar einmal, mit dieser Waffe nach einem Ziel zu schießen. Ich bitte Sie, dies alles zu beachten.) Ohne ihren verstörten Blicken, weitere Beachtung zu schenken, legte ich mich halb angekleidet ins Bett. Ich fühlte mich sehr matt; auch war es schon elf Uhr geworden. Sie blieb noch etwa eine Stunde regungslos auf ihrem Stuhle sitzen. Dann löschte sie das Licht aus und legte sich, gleichfalls angekleidet, auf den Diwan, der an der Wand stand. Das war das erstemal, daß sie sich nicht zu mir ins Bett legte. Wollen Sie sich, bitte, auch diesen Umstand merken..

VI

Eine schreckliche Erinnerung

Nun diese schreckliche Erinnerung . . .

Ich erwachte am Morgen so zwischen sieben und acht Uhr, als es im Zimmer schon fast hell war. Ich erwachte mit einem Ruck bei vollem Bewußtsein und schlug sofort die Augen auf. Sie stand vor dem Tisch und hielt den Revolver. Sie merkte nicht, daß ich wach war und sie beobachtete. Plötzlich sehe ich, wie sie mit dem Revolver in der Hand auf mich zugeht. Ich schloß rasch die Augen und stellte mich schlafend.

Sie kam an mein Bett und beugte sich über mich. Ich hörte jede ihrer Bewegungen; es herrschte eine Totenstille,

und ich hörte diese Stille. Etwas durchzuckte mich, und ich schlug plötzlich, ganz gegen meinen Willen, die Augen auf. Sie blickte mir gerade in die Augen, und der Revolver war schon dicht an meiner Schläfe. Unsere Blicke begegneten sich. Wir sahen einander nur einen Bruchtheil einer Sekunde an. Ich nahm meine ganze Seelenkraft zusammen und zwang mich, die Augen wieder zu schließen und sie nicht wieder zu öffnen; mich überhaupt nicht zu rühren, geschehe, was da wolle.

Es kommt ja auch wirklich vor, daß ein fest schlafender Mensch plötzlich die Augen aufreißt, sogar seinen Kopf für einen Augenblick hebt und sich im Zimmer umsieht, dann aber wieder bewußtlos in die Kissen sinkt und einschláft, ohne sich später an den ganzen Vorgang zu erinnern. Als ich, nachdem sich unsere Blicke getroffen und ich den Revolver an meiner Schläfe gefühlt hatte, meine Augen plötzlich wieder schloß und regungslos wie ein Schlafender dalag, konnte sie wirklich annehmen, daß ich schlief und nichts gesehen hätte, um so mehr, als es doch ganz unwahrscheinlich erscheinen mußte, daß einer, der das gesehen, was ich gesehen, in einem solchen Augenblick die Augen wieder geschlossen hätte.

Ja, es war durchaus unwahrscheinlich. Sie hätte aber auch die Wahrheit erraten können; auch das durchzuckte mein Hirn in diesem selben Augenblick. Welch ein Sturm von Gedanken und Empfindungen raste in diesem kurzen Augenblick in meinem Geiste! Es lebe die Elektrizität des menschlichen Gedankens! In diesem Falle (sagte ich mir), wenn sie die Wahrheit erraten hat und weiß, daß ich nicht schlafe, muß ich sie schon durch meine Bereitschaft, den Tod hinzunehmen, entwaffnet haben, und ihre Hand wird

den Hahn nicht abdrücken können. Ihre frühere Entschlossenheit könnte ja an diesem unerwarteten Eindruck zerschellen. Es scheint mir, daß einer, der am Rande eines Abgrundes steht, sich von diesem Abgrund angezogen fühlt. Ich glaube, daß viele Selbstmorde und Morde nur darum verübt worden sind, weil der Täter bereits den Revolver in der Hand hatte. Das ist ja auch so ein Abgrund, ein Abhang von fünfundvierzig Grad, den man hinabgleiten muß, und etwas zwingt einen, den Hahn abzudrücken. Nur das Bewußtsein, daß ich alles gesehen, alles weiß und schweigend den Tod von ihrer Hand erwartete, hätte sie noch auf der steilen Fläche aufhalten können.

Die Stille dauerte fort, und plötzlich fühlte ich an meiner Schläfe, an meinen Haaren die kalte Berührung des Eisens. Ich will Ihnen, wie vor Gott, bekennen: ich hatte gar keine Hoffnung, und meine Chancen verhielten sich wie eins zu hundert. Warum ich dann den Tod so ruhig hinnahm? Darauf werde ich Sie fragen: was für einen Wert hatte für mich noch das Leben, nachdem das von mir vergötterte Wesen den Revolver gegen mich erhoben hatte? Außerdem fühlte ich mit der ganzen Kraft meiner Seele, daß zwischen uns in diesem Augenblick ein Kampf entbrannt war, ein schrecklicher Zweikampf auf Leben und Tod, zwischen ihr und dem gestrigen Feigling, den seine Kameraden wegen Feigheit aus dem Regiment hinausgejagt hatten. Ich wußte das, und auch sie mußte das wissen, wenn sie nur erraten hatte, daß ich nicht schlief.

Vielleicht habe ich in jenem Augenblicke diese Gedanken gar nicht gehabt, vielleicht kommt es mir jetzt nur so vor, aber so hätte es sich doch notwendig abspielen müssen, wenn auch ohne Gedanken. Denn in meinem ganzen fer-

neren Leben habe ich nichts anderes getan, als in jeder Stunde daran gedacht.

Sie werden mich wieder fragen: warum habe ich sie nicht vom Verbrechen zurückzuhalten gesucht? Ja, ich habe mir diese Frage später selbst tausendmal vorgelegt, jedesmal, wenn ich mit einem kalten Schauer im Rücken an diesen Augenblick zurückdachte. Aber meine Seele befand sich damals in finsterster Verzweiflung: ich ging zugrunde, ging selbst zugrunde, wie hätte ich da überhaupt noch eine andere Seele retten können? Und warum glauben Sie, daß ich damals überhaupt noch hätte jemand retten wollen? Wer kann wissen, was ich in jenen Augenblicken gefühlt habe?

Mein Bewußtsein war aber wach, es siedete förmlich in mir, die Sekunden verstrichen, und die Totenstille dauerte fort; sie stand noch immer über mich gebeugt — und plötzlich durchzuckte mich ein Hoffnungsstrahl! Ich öffnete schnell die Augen. Sie war nicht mehr im Zimmer. Ich stand auf; ich hatte gesiegt, und sie war für immer besiegt!

Ich ging ins andere Zimmer zum Teetisch. Der Samowar wurde bei uns immer im ersten Zimmer gereicht, und sie pflegte selbst den Tee einzuschicken. Ich setzte mich schweigend an den Tisch, und sie reichte mir mein Glas. Nach etwa fünf Minuten sah ich sie an. Sie war entsetzlich bleich, noch bleicher als gestern, und sah mich unverwandt an. Und plötzlich, plötzlich, als sie merkte, daß ich sie ansah, huschte über ihre bleichen Lippen ein mattes Lächeln, und in ihren Augen regte sich eine bange Frage. „Folglich zweifelt sie noch immer und fragt sich: Weiß er's, oder weiß er's nicht? Hat er's gesehen oder nicht?“ Ich blickte gleichgültig zur Seite.

Nach dem Frühstück schloß ich die Kasse, ging auf den Markt und kaufte eine eiserne Bettstelle und eine spanische Wand. Nach Hause zurückgekehrt, ließ ich das Bett mit der spanischen Wand im ersten Zimmer aufstellen.

Das Bett war für sie bestimmt; ich sagte ihr aber kein Wort davon; auch ohne Worte begriff sie durch dieses Bett, daß „ich alles gesehen habe und alles weiß“, und daß sie darüber nicht mehr zweifeln dürfe. Abends ließ ich den Revolver wie gewöhnlich auf dem Tische liegen. Sie legte sich schweigend in ihr neues Bett: unsere Ehe war getrennt. — Sie war besiegt, doch nicht freigesprochen. In der Nacht begann sie zu phantasieren, und am Morgen hatte sie Nervenfieber. Sechs Wochen blieb sie liegen.

VII

Ein stolzer Traum

Suferja hat mir soeben erklärt, daß sie bei mir nicht länger bleiben wolle und gleich nach der Beerdigung der Gnädigen fortgehen werde. Ich habe soeben fünf Minuten lang auf den Knien gebetet, obwohl ich ursprünglich die Absicht hatte, eine ganze Stunde lang zu beten. Ich muß immer denken und denken; in meinem kranken Kopfe regen sich nur kranke Gedanken — das Beten wäre ja Sünde! Es ist auch merkwürdig, daß ich keine Schläfrigkeit fühle: bei großem, allzu großem Schmerz, wenn die ersten heftigen Ausbrüche vorbei sind, will man sonst immer schlafen. Das ist ja auch ganz natürlich, sonst würden ja die Kräfte nicht ausreichen . . . Ich legte mich auf den Diwan, blieb aber wach . . .

... Sechs Wochen lang pflegten wir sie Tag und Nacht: ich, Lukerja und die gelernte Pflegerin aus dem Spital, die ich engagiert hatte. Ich sparte kein Geld, hatte sogar den Wunsch, für sie möglichst viel auszugeben. Ich ließ sie von Doktor Schröder behandeln und zahlte ihm zehn Rubel für jeden Besuch. Als sie das Bewußtsein wiedererlangt hatte, gab ich mir Mühe, ihr möglichst wenig unter die Augen zu treten. Warum spreche ich jetzt übrigens davon? Als sie das Bett verließ, setzte sie sich schweigend an einen besonderen Tisch, der in meinem Zimmer stand und den ich um jene Zeit für sie angeschafft hatte... Ja, es ist wahr, wir schwiegen beide; das heißt wir fingen sogar später zu sprechen an, doch nur über ganz gleichgültige Dinge. Ich gab mir absichtlich Mühe, möglichst wenig zu sprechen, merkte aber sehr genau, daß sie sehr froh war, kein übriges Wort sagen zu müssen. Das erschien mir sogar sehr natürlich: „Sie ist zu sehr erschüttert, zu sehr besiegt,“ sagte ich mir, „und ich muß ihr Zeit lassen, zu vergessen und sich einzuleben.“ So schwiegen wir beide, ich bereitete mich aber in Gedanken jeden Augenblick auf die Zukunft vor. Ich hatte den Eindruck, daß auch sie mit den gleichen Gedanken beschäftigt war; ich versuchte oft zu erraten, woran sie im betreffenden Augenblick denken könnte.

Ich will noch folgendes sagen: Natürlich kann sich kein Mensch vorstellen, was ich während ihrer Krankheit durchgemacht habe; ich stöhnte aber nur in mich hinein und verbarg sogar vor Lukerja manchen Seufzer. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, konnte es gar nicht fassen, daß sie sterben werde, ohne alles erfahren zu haben. Als aber die Gefahr vorüber war und sie sich zu erholen begann, be-

ruhigte ich mich, ich weiß es noch genau, ungewöhnlich schnell. Und noch mehr als das: ich beschloß, unsere Zukunft möglichst weit hinauszuschieben, und alles, solange es noch geht, im alten Geleise zu belassen. Ja, da geschah mit mir etwas ganz Merkwürdiges und Besonderes, ich kann es nicht anders nennen: ich hatte den Sieg davongetragen, und es stellte sich heraus, daß schon der bloße Gedanke daran mir vollkommen genügte. So verging der ganze Winter. Ich war zufrieden wie noch nie, und dieser Zustand hielt den ganzen Winter an.

Denn sehen Sie: in meinem Leben gab es einen furchtbaren, durchaus äußeren Umstand, der mich bis dahin, das heißt bis zur Katastrophe mit meiner Frau, Tag und Nacht, jede Stunde und Minute bedrückt hatte; ich meine die Entehrung und Ausstoßung aus dem Regiment. Kurz: mir war eine tyrannische Ungerechtigkeit widerfahren. Allerdings war ich wegen meines unverträglichen und vielleicht auch etwas lächerlichen Charakters wenig beliebt; obgleich es oft vorkommt, daß das, was einem erhaben erscheint, was er als sein Heiligstes im Herzen bewahrt und schätzt, seiner Umgebung aus irgendeinem Grunde lächerlich erscheint. Selbst in der Schule hat man mich niemals geliebt. Ich war immer und überall unbeliebt. Auch Luferja kann mich nicht lieben. Doch der Fall im Regiment trug einen durchaus zufälligen Charakter, wenn er auch in gewisser Hinsicht die Folge meiner Unbeliebtheit war. Ich erwähne es nur, weil es nichts Bedrückenderes und Unerträglicheres geben kann, als durch einen Zufall zugrunde zu gehen, durch einen Zufall, der ebensogut auch nicht hätte sein können, durch eine unglückliche Verkettung von Umständen, die sich ebensogut wie eine Wolke hätte

verziehen können. Für einen intelligenten Menschen ist das ganz besonders erniedrigend. Der Fall lag so:

Es war im Theater. In einer Pause ging ich ans Büfett. Der Husarenoffizier A., der plötzlich am Büfett erschien, erklärte in Gegenwart aller anwesenden Offiziere und des Publikums, im Gespräch mit zwei anderen Husaren, daß der Hauptmann unseres Regiments, Besumzew, soeben im Korridor Skandal gemacht hätte und wahrscheinlich betrunken sei. Weiter wurde darüber nicht gesprochen, denn A. hatte sich geirrt: Besumzew war gar nicht betrunken, und der Skandal war eigentlich kein Skandal. Die Husaren brachten das Gespräch auf andere Dinge, und damit schien die Sache erledigt. Doch am nächsten Tage erfuhr man von der Geschichte in unserem Regiment, und gleich hieß es, daß ich, der einzige Offizier unseres Regiments, der dabei gewesen, den Husaren, der sich verlegend über unseren Hauptmann Besumzew geäußert hatte, nicht zur Rede gestellt hätte. Warum hätte ich es auch tun sollen? Wenn er etwas gegen Besumzew hatte, so war es doch eine persönliche Angelegenheit zwischen den beiden; warum hätte ich mich da einmischen sollen? Doch unsere Offiziere fanden, daß die Angelegenheit durchaus keine persönliche wäre, sondern das ganze Regiment beträfe; da ich aber als einziger Vertreter des Regiments zugegen gewesen, so hätte ich dadurch allen am Büfett anwesenden Offizieren und dem Publikum gezeigt, daß es in unserem Regiment Offiziere gäbe, die in bezug auf ihre persönliche Ehre und die Ehre des Regiments wenig empfindlich seien. Ich konnte mich dieser Auffassung nicht anschließen. Man gab mir zu verstehen, daß ich alles gutmachen könnte, wenn ich mich noch nachträglich mit A. auseinandersetzen wollte. Ich

wollte es aber nicht tun. Ich war aufs höchste gereizt, und meine Weigerung klang sehr bestimmt und stolz. Gleich darauf reichte ich mein Abschiedsgesuch ein. Das ist die ganze Geschichte. Ich verließ das Regiment mit stolz erhobenem Kopf, war aber innerlich gebrochen. Meine Willenskraft und meine geistigen Kräfte waren auf einmal wie gelähmt. Da traf es sich noch, daß mein Schwager in Moskau unser ganzes Vermögen, und somit auch meinen Teil, eine allerdings nicht sehr große Summe, durchgebracht hatte; so blieb ich ohne einen Heller auf der Straße. Ich hätte ja eine Privatstelle nehmen können, tat es aber nicht: ich konnte nicht den glänzenden Offiziersrock mit der Uniform eines Eisenbahners vertauschen. Wenn schon sinken, dann tief sinken, wenn schon Schande, dann die allergrößte Schande; je schlimmer desto besser: das war meine Wahl. Nun kamen die drei Jahre, an die ich mich heute noch mit Grauen erinnere; auch die Erinnerung an das Nachtsyl am Heumarkt gehört dazu. Vor eineinhalb Jahren starb in Moskau meine reiche alte Pate und hinterließ mir, wie den anderen Taufkindern, dreitausend Rubel. Dies entschied mein Schicksal. Ich entschloß mich, eine Leihkasse zu gründen und von ihr zu leben, ohne mich vor den Menschen erniedrigen zu müssen: so würde ich mir Geld erwerben, dann ein eigenes Heim gründen und ein neues Leben fern von alten Erinnerungen beginnen. Das war mein Plan. Dennoch quälten mich die Gedanken an meine dunkle Vergangenheit und die für immer verlorene Ehre jede Stunde und jede Minute. Um diese Zeit heiratete ich. Ob es ein Zufall war oder nicht — kann ich wirklich nicht sagen. Jedenfalls glaubte ich, als ich sie in mein Haus führte, in ihr einen Freund gewonnen zu haben;

einen Freund brauchte ich aber notwendiger als irgend etwas. Zugleich wußte ich schon damals, daß ich mir diesen Freund erst werde vorbereiten, erziehen und sogar besiegen müssen. Hätte ich denn dieser Sechzehnjährigen, die noch alle Vorurteile ihres Alters hatte, überhaupt etwas erklären können? Wie hätte ich sie z. B. ohne die zufällige Hilfe der Katastrophe mit dem Revolver überzeugen können, daß ich kein Feigling bin und daß das gegen mich ergangene Urteil der Regimentskameraden ungerecht war? Die Katastrophe kam gerade zur rechten Zeit. Indem ich dem gegen mich gerichteten Revolver standhielt, rächte ich meine ganze finstere Vergangenheit; und wenn es auch kein anderer Mensch erfuhr, so erfuhr es doch sie; das bedeutete für mich alles, denn sie selbst war mein alles, die ganze Hoffnung meiner Zukunft! Sie war der einzige Mensch, den ich an meiner Seite haben wollte; ich wollte sie mir zu einem Freund erziehen, und eines anderen Menschen bedurfte ich nicht. Nun hatte sie die Wahrheit erfahren. Sie hatte jedenfalls eingesehen, daß sie schlecht und voreilig gehandelt hatte, als sie zu meinen Feinden überging. Dieser Gedanke entzückte mich. In ihren Augen konnte ich nicht mehr als gemeiner, höchstens noch als sonderbarer Mensch dastehen; und sogar das letztere durfte mir, nach allem, was geschehen, gar nicht so unangenehm sein: Sonderbarkeit ist kein Laster, eher etwas, was den weiblichen Charakter zuweilen anzieht. Kurz und gut, ich bemühte mich, die Lösung der Sache möglichst hinauszuschieben: denn das, was geschehen, genügte mir vorläufig vollkommen zu meiner Beruhigung und gab eine Menge von Bildern und Material für meine Träume. Das ist eben das Gemeine, daß ich ein Träumer bin: mir

genügte das Material; von ihr aber dachte ich, daß sie noch warten könne.

So verging der Winter in ständiger Spannung und Erwartung. Ich liebte es, sie heimlich zu beobachten, wenn sie vor ihrem Tischchen saß. Sie machte irgendeine Handarbeit, flickte Wäsche, las auch manchmal abends die Bücher, die sie in meinem Schranke fand. Auch die Auswahl der Bücher, die ich besaß, mußte wohl zu meinen Gunsten sprechen. Sie verließ fast nie das Haus. Täglich nach dem Essen führte ich sie in der Dämmerstunde ein wenig aus; doch während dieser kurzen Spaziergänge schwiegen wir beide ganz wie früher. Ich bemühte mich, so zu tun, als ob wir nicht schwiegen, sondern uns freundschaftlichst unterhielten; doch, wie gesagt, vermieden wir beide wie auf Verabredung überflüssige Worte. Ich tat es mit Absicht, um ihr Zeit zu lassen. Etwas ist allerdings sonderbar: während des ganzen Winters fiel es mir kein einziges Mal auf, daß sie mich fast nie eines Blickes würdigte, während ich sie doch so gerne heimlich beobachtete. Ich glaubte, es sei ihre Schüchternheit. Denn nach der Krankheit schien sie so schüchtern, sanft und kraftlos. „Nein, warte nur,“ sagte ich mir immer, „sie wird einmal plötzlich selbst zu dir kommen.“

Dieser Gedanke entzückte mich, und ich konnte ihm nicht widerstehen. Ich will dem noch hinzufügen, daß ich mich zuweilen selbst aufhetzte und meinen Geist und meinen Verstand so weit brachte, daß sich in mir so etwas wie ein feindseliges Gefühl gegen sie regte. So ging es eine geraume Zeit. Doch dieses Gefühl vermochte nicht, in meiner Seele Wurzeln zu fassen und zu einem Haß gegen sie zu

reifen. Ich fühlte auch selbst, daß es eigentlich ein Spiel war. Selbst damals, als ich das Bett und die spanische Wand kaufte und auf diese Weise unsere eheliche Gemeinschaft zerriß, habe ich sie nicht ernsthaft für eine Verbrecherin halten können. Und dies nicht etwa, weil ich ihr Verbrechen leichtsinnig beurteilt hätte, sondern weil ich gleich am ersten Tage, noch bevor das Bett angeschafft war, die Absicht hatte, ihr gänzlich zu verzeihen. Es war mit einem Worte nur eine Laune von mir, denn sonst habe ich strenge moralische Anschauungen. Im Gegenteil: sie war in meinen Augen so sehr besiegt, erdrückt, vernichtet, daß ich mit ihr manchmal Mitleid hatte, obwohl ich gestehen muß, daß der Gedanke an ihre Erniedrigung mir sogar gewisse Genugtuung verschaffte. Es war eben der Gedanke an unsere Ungleichheit, der mich so reizte . . .

In diesem Winter beging ich absichtlich einige gute Taten. Ich schenkte zwei Schuldner die Schuld und gab einer armen Frau ein Darlehen ganz ohne Pfand. Meiner Frau sagte ich aber nichts davon, denn ich tat es gar nicht, damit sie es erfahre; doch die arme Frau kam von selbst und bedankte sich bei mir kniefällig. Auf diese Weise erfuhr sie davon; mir schien sogar, daß sie sich darüber freute.

Da kam der Frühling; es war schon Mitte April, die Winterfenster wurden herausgenommen, und die Sonne warf ihre grellen Strahlen in unsere schweigenden Zimmer. Meine Augen waren noch gleichsam verbunden, und mein Geist war blind. Diese verhängnisvolle, furchtbare Binde vor den Augen! Wie kam es nur, daß sie plötzlich fiel, daß ich plötzlich alles begriff? War es Zufall? Hatte sich die Zeit erfüllt? Oder war es ein Sonnenstrahl, der in meinem

stumpf gewordenen Geiste plötzlich die Ahnung erweckte? Nein, es war keine plötzlich geweckte Ahnung, sondern das Aufleben einer gewissen Ader, die bis dahin gelähmt war; sie erbebte plötzlich, lebte auf und erleuchtete meine stumpf gewordene Seele und meinen teuflischen Hochmut. Es geschah so plötzlich und so unerwartet, daß ich, wie von einem Schlage getroffen, auffuhr. Es geschah an einem Abend, so gegen fünf Uhr nachmittags . . .

VIII

Die Binde fiel

Borher noch zwei Worte. Noch vor einem Monat war mir ihre eigentümliche Nachdenklichkeit aufgefallen; es war eben keine Schweigsamkeit mehr, es war Nachdenklichkeit. Das war mir ganz plötzlich aufgefallen. Sie saß damals über eine Näharbeit gebeugt und merkte nicht, daß ich sie beobachtete. Plötzlich fiel es mir auf, wie schmal und mager sie geworden war, wie bleich ihr Gesicht, wie blutleer ihre Lippen waren — dies alles und noch dazu ihre Nachdenklichkeit erschreckten mich mit einem Male ganz außerordentlich. Ich hatte schon früher bemerkt, daß sie manchmal, besonders nachts, so eigentümlich trocken hüstelte. Ich stand gleich auf und eilte, ohne ihr etwas davon zu sagen, zum Doktor Schröder.

Schröder kam am nächsten Tage. Sie war sehr erstaunt und blickte bald auf mich und bald auf den Arzt.

„Ich bin ja vollständig gesund“, sagte sie mit einem rätselhaften Lächeln.

Schröder untersuchte sie nicht besonders eingehend (diese Mediziner sind ja manchmal vor lauter Einbildung etwas nachlässig). Er sagte mir im Nebenzimmer, daß es noch eine Nachwirkung ihrer Krankheit sei und daß es ganz gut wäre, wenn sie in irgendein Seebad oder wenigstens in eine Sommerfrische gehen könnte. Er sagte also eigentlich nichts, außer, daß es Schwäche oder etwas Ähnliches sei. Als Schröder gegangen war, blickte sie mich ungewöhnlich ernst an und sagte plötzlich nochmals:

„Ich bin ja vollständig gesund.“

Raum hatte sie es gesagt, als sie plötzlich über und über rot wurde, augenscheinlich vor Scham. Ja, es war augenscheinlich Scham. O, jetzt begreife ich es: sie schämte sich darüber, daß ich noch ihr Mann war und für sie sorgte, als ob ich noch ihr wirklicher Mann wäre. Damals begriff ich es aber nicht und schrieb das Erröten ihrer Demut zu. (Ja, ich hatte eben noch die Binde vor den Augen!)

Nach einem Monat, an einem sonnigen Apriltag, saß ich also gegen fünf Uhr in meinem Zimmer und machte Kasse. Sie saß im anderen Zimmer an ihrem Tischchen und nähte. Plötzlich hörte ich, daß sie leise, ganz leise zu singen anfing. Diese neue Wahrnehmung machte auf mich einen geradezu erschütternden Eindruck, den ich auch heute noch nicht recht fassen kann. Bis dahin hatte ich sie fast nie singen gehört, höchstens noch in den ersten Tagen nach der Hochzeit, wo wir noch beide lustig waren, mit dem Revolver ins Ziel schossen und so weiter. Ihre Stimme war damals stark, schön und hell; sie sang zwar nicht ganz richtig, doch ungemein angenehm. Nun war ihr Liedchen so schwach — ich will nicht sagen, daß es melancholisch gewesen wäre (es war irgendeine Romanze): ihre Stimme

Klang aber so, als ob in ihr etwas gesprungen oder gerissen wäre, als ob sie nicht die Kraft hätte, als ob das Liedchen selbst krank wäre. Sie sang ganz leise, und plötzlich, bei einem hohen Ton, brach die Stimme ab — so ein armseliges Stimmchen, es war so jämmerlich, als es abbrechen mußte! Sie hustelte, räusperte sich und begann dann wieder ganz leise und kaum hörbar zu singen . . .

Man wird wohl über meine Aufregung lachen, doch niemand wird je begreifen können, warum mich diese Aufregung überkam! Nein, es war noch kein Mitleid mit ihr, es war etwas ganz anderes. Zuerst, wenigstens in den ersten Minuten, stand ich dieser neuen Tatsache ganz verständnislos gegenüber; ich war erstaunt und bestürzt; es war ein unheimliches, seltsames und krankhaftes Gefühl, beinahe etwas wie Rachsucht, das sich in mir regte: „Sie singt, und dazu noch in meiner Gegenwart! Hat sie mich etwa vergessen?“

Zuerst blieb ich ganz bestürzt auf meinem Platze sitzen, sprang dann plötzlich auf, nahm meinen Hut und ging, ohne noch recht zu wissen, was ich tun wollte, hinaus. Luferja reichte mir meinen Mantel.

„Sie singt?“ fragte ich sie unwillkürlich. Luferja verstand mich nicht und sah mich ganz blöde an; ich war ihr wohl auch wirklich unverständlich.

„Singt sie heute zum ersten Male?“

„Nein, wenn Sie nicht zu Hause sind, singt sie öfters“, antwortete Luferja.

Ich kann mich noch genau auf alles besinnen. Ich ging die Treppe hinunter, trat auf die Straße und ging aufs Geratewohl. Ich ging bis zur nächsten Ecke und starrte

gerade vor mich hin. Leute gingen vorüber, stießen mich an, ich sah und hörte nichts. Ich rief eine Droschke herbei und sagte dem Kutscher, er solle mich zur Polizeibrücke fahren; warum, weiß ich nicht. Ich gab aber gleich diese Absicht auf und schenkte dem Kutscher zwanzig Kopfen.

„Das ist dafür, daß ich dich umsonst anrief“, sagte ich ihm, indem ich ihm ganz sinnlos und verstört ins Gesicht lachte. In meinem Herzen stieg plötzlich ein unsagbares Wonnegefühl auf.

Ich kehrte um und begab mich mit beschleunigten Schritten nach Hause. In meiner Seele klang wieder der gesprungene, traurige, abgerissene Ton. Mir stockte der Atem. Die Binde fiel, sie fiel von meinen Augen! Wenn sie in meiner Gegenwart zu singen begonnen hatte, so hatte sie mich vergessen — das war es, was ich plötzlich so klar vor Augen sah und was mich so erschreckte. So fühlte mein Herz. Doch das Wonnegefühl erfüllte meine Seele und besiegte die Angst.

O die Ironie des Schicksals! Dieses Wonnegefühl war doch in meiner Seele den ganzen Winter über gewesen, etwas anderes als dieses Gefühl hätte in ihr ja gar nicht wohnen können; wo war ich selbst diesen Winter über gewesen? Ob ich überhaupt mit meiner Seele eins gewesen war? Ich lief eilig die Treppe hinauf. Ob ich stürmisch oder schüchtern ins Zimmer trat, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur noch, daß der ganze Fußboden unter mir schwankte, als werde ich von Wellen getragen. Als ich ins Zimmer trat, saß sie noch immer auf ihrem früheren Platze, den Kopf über die Näharbeit gebeugt; sie sang aber nicht mehr. Sie streifte mich mit einem gleichgültigen Blick; es war

eigentlich kein Blick, sondern eine rein mechanische Geste, so wie wenn irgendein Gleichgültiger ins Zimmer tritt.

Ich ging direkt auf sie zu und setzte mich dicht neben sie. Ich sah wohl wie ein Wahnsinniger aus. Sie warf mir einen schnellen Blick zu und schien erschreckt. Ich ergriff ihre Hand; ich weiß nicht mehr, was ich ihr sagte, das heißt was ich ihr sagen wollte, denn ich konnte ja nicht einmal vernünftig reden. Meine Stimme riß und wollte mir nicht gehorchen. Ich wußte ja auch gar nicht, was ich ihr sagen sollte. So saß ich, um Atem ringend, neben ihr.

„Wollen wir ein wenig sprechen . . . weißt du . . . sag doch irgendwas!“ lallte ich plötzlich ganz dumm. Wie hätte ich da auch etwas Vernünftiges sagen können? Sie zuckte wieder zusammen, sah mich an und prallte, außer sich vor Angst, von mir zurück. Plötzlich nahmen ihre Augen den Ausdruck von Strenge und Erstaunen an. Ja, es war ein ganz eigentümliches strenges Erstaunen. Sie sah mich mit großen Augen an. Von dieser Strenge, diesem strengen Erstaunen war ich wie zermalmt. „Du willst noch Liebe? Liebe?“ fragten mich ihre erstaunten Blicke. Sie schwieg, doch ich las in ihrem Blicke alles, alles. Alles erzitterte in mir, und ich stürzte zu ihren Füßen. Ja, ich lag wirklich vor ihren Füßen. Sie sprang rasch auf, aber ich hielt sie mit ungewöhnlicher Kraft an beiden Händen fest.

Ich begriff vollkommen meine Verzweiflung, o ich begriff sie! Und doch — Sie werden es kaum glauben —, und doch war mein Herz von einem so unbeschreiblichen Wohlgefühl erfüllt, daß ich glaubte, es würde brechen. Ganz berauscht küßte ich ihr die Füße. Ja, ich war glücklich, grenzenlos, unendlich glücklich, obwohl ich mir dabei auch

meiner Verzweiflung voll bewußt war. Ich weinte, stammelte etwas, konnte aber nichts sagen. Schrecken und Erstaunen wurden bei ihr von einer Besorgnis verdrängt, von einer bangen Frage abgelöst; sie sah mich so sonderbar, sogar wahnsinnig an, wollte endlich alles begreifen und lächelte. Sie schämte sich sehr, daß ich ihr die Füße küßte, und zog sie immer zurück; ich küßte aber dann die Stelle, wo ihre Füße gestanden hatten. Sie sah es und begann plötzlich vor Scham zu lachen (wissen Sie, wie es klingt, wenn man vor Scham lacht?). Sie bekam einen hysterischen Anfall; ich sah, wie ihre Hände zuckten, doch ich dachte nicht daran und flüsterte in einem fort, daß ich sie liebe, daß ich nicht aufstehen würde: „Laß mich dein Kleid küßsen . . . Laß mich dich mein Leben lang anbeten . . .“ Ich weiß nicht mehr, kann mich auf nichts mehr besinnen — plötzlich schluchzte sie auf und erbehte am ganzen Leibe. Es war ein schrecklicher hysterischer Anfall. Ich hatte sie zu sehr erschreckt.

Ich trug sie auf ihr Bett. Als der Anfall vorüber war, setzte sie sich auf, ergriff meine Hände und sagte: „Lassen Sie, quälen Sie sich nicht, beruhigen Sie sich!“ Sie war furchtbar traurig, schien ganz vernichtet und weinte in einem fort. Den ganzen Abend ging ich nicht von ihrer Seite. Ich sagte ihr immer, daß ich mit ihr in ein Seebad, nach Boulogne reisen wolle, und zwar sofort, in vierzehn Tagen; daß mir der seltsam gesprungene Ton in ihrer Stimme aufgefallen sei, daß ich die Leihkasse schließen und an Dobronrawow verkaufen würde, daß nun ein neues Leben beginnen würde; vor allen Dingen aber mußten wir sofort nach Boulogne reisen! Sie hörte mir erschrocken zu. Ihre Angst schien immer zu wachsen. Ich kümmerte mich

aber nicht um ihre Angst, hatte nur den einen unbezwingbaren Wunsch, vor ihren Füßen zu liegen, die Stelle auf dem Boden, wo ihre Füße gestanden, zu küssen, zu ihr zu beten. „Ich werde von dir nichts mehr verlangen,“ wiederholte ich immer wieder, „du brauchst mir nichts mehr zu antworten, brauchst mich überhaupt nicht mehr zu beachten, laß mich nur auf dich von einem Winkel aus schauen, behandle mich wie dein Eigentum, wie dein Hündchen . . .“ Sie weinte.

„Und ich hatte schon gedacht, Sie würden mich ganz in Ruhe lassen“, entfuhr es ihr plötzlich ganz unwillkürlich – so unwillkürlich, daß sie vielleicht selbst gar nicht merkte, wie sie es sagte. Und doch war es das Wichtigste, das Verhängnisvollste, was ich von ihr an diesem Abend zu hören bekam, eigentlich das einzige, was ich vollkommen begriff. Diese Worte durchbohrten mir förmlich das Herz, sie erklärten mir alles! Doch solange ich sie bei mir, vor meinen Augen hatte, gab ich noch immer die Hoffnung nicht auf, war noch immer unsagbar glücklich. Ich hatte sie an diesem Abend furchtbar ermüdet; ich sah es vollkommen ein, glaubte aber immer, daß es mir gleich gelingen würde, alles gutzumachen. Als die Nacht kam, war sie ganz erschöpft. Ich bat sie, sie möchte doch einschlafen, und sie schlief auch wirklich sofort ein. Ich erwartete, daß sie phantasieren würde; sie phantasierte auch wirklich, doch nicht zu heftig. In der Nacht stand ich jeden Augenblick auf, ging leise in Pantoffeln an ihr Bett und betrachtete sie. Wie ich das arme franke Wesen auf dem schmalen eisernen Bett, das ich ihr für drei Rubel gekauft hatte, liegen sah, rang ich die Hände. Ich kniete vor ihr nieder, wagte aber nicht, während sie schlief (also gegen

ihren Willen!), ihre Füße zu küssen. Ich versuchte zu beten, sprang aber immer gleich wieder auf. Luterja kam einige Male aus der Küche und sah mich ganz verwundert an. Ich sagte ihr, sie möchte sich endlich hinlegen; morgen würde aber „etwas ganz Neues“ beginnen.

Auch ich selbst glaubte blind, wahnsinnig, fanatisch daran. Ich war vor Freude ganz berauscht! Ich wartete nur auf den Morgen. Trotz aller warnenden Symptome glaubte ich nicht an die Möglichkeit eines Unglücks. Obwohl die Binde gefallen war, hatte ich den gesunden Menschenverstand noch nicht ganz wiedererlangt; und dieser Zustand hielt noch lange an, bis auf den heutigen Tag! Wie hätte ich damals auch vernünftig denken können: sie war ja noch am Leben, sie lag vor mir, und ich stand vor ihr. „Morgen wird sie erwachen, ich werde ihr alles sagen, und sie wird alles einsehen!“ So stellte ich es mir damals vor, so klar und so einfach; und darum war ich auch so berauscht! Am meisten aber berauschte mich der Gedanke an die Reise nach Boulogne. Aus irgendeinem Grunde glaubte ich, daß Boulogne die Rettung sei, daß Boulogne alles lösen würde. Mit wahnsinniger Spannung wartete ich auf den Morgen.

IX

Begreife es nur zu gut

Das Ganze war ja erst vor einigen Tagen, vor fünf Tagen, vor nur fünf Tagen, am vergangenen Dienstag! Nein, nein, wenn sie doch nur einen Augenblick gewartet hätte, ich hätte gewiß all die finsternen Wolken zer-

streut! Hatte sie sich denn nicht gänzlich beruhigt? Denn am nächsten Tage hörte sie mir schon zu, wenn auch etwas verlegen, so doch mit einem Lächeln auf den Lippen . . . Die ganze Zeit über, die ganzen fünf Tage war sie verlegen oder sie schämte sich . . . Es war auch Furcht dabei, sogar große Furcht. Ich will es ja nicht bestreiten, will nicht wie ein Wahnsinniger widersprechen: sie fürchtete sich vor mir; wie hätte sie sich aber auch nicht fürchten sollen? Wir waren ja seit so langer Zeit einander fremd geworden, hatten uns voneinander so gänzlich entwöhnt, und plötzlich dieser unerwartete Ausbruch . . . Ich achtete aber nicht auf ihre Furcht; ich war von dem Neuen, das in der Zukunft leuchtete, ganz geblendet! Es ist ja wahr, es ist zweifellos wahr, daß ich da einen Fehler begangen habe. Vielleicht sogar viele Fehler. Gleich am Morgen, als wir beide erwachten, gleich am frühen Morgen (es war am Mittwoch) beging ich einen großen Fehler: ich wollte sie gleich zu meinem Freunde machen. Ich habe mich zu sehr beeilt, habe unüberlegt gehandelt, doch die Beichte war notwendig; es war auch viel mehr als das, was man so Beichte nennt! Ich sagte ihr solche Dinge, die ich auch vor mir mein Leben lang verheimlicht hatte. Ich sagte ihr so gerade heraus, daß ich den ganzen Winter nur daran gedacht hatte, daß sie mich liebte, daß ich an ihrer Liebe überhaupt nicht zweifelte. Ich erklärte ihr, daß die Leihkassette nur eine Folge meiner gesunkenen Willenskraft sei, meine eigene Idee von Selbstgeißelung und Selbstverherrlichung. Ich erklärte ihr, daß ich damals am Büfett tatsächlich wie ein Feigling gehandelt hätte, was meiner übertriebenen Empfindlichkeit zuzuschreiben sei: die Umgebung, das Publikum am Büfett hätten mich verwirrt; ich hätte mich gefragt, ob es nicht

lächerlich wirken würde, wenn ich so plötzlich vortreten wollte? Ich fürchtete mich nicht vor dem Duell, sondern vor der Möglichkeit, lächerlich zu erscheinen . . . Später hätte ich es aber nicht eingestehen wollen und mich und alle anderen damit gequält; auch sie hätte ich damals gequält, hätte sie überhaupt nur darum geheiratet, um sie quälen zu können. Ich sprach überhaupt fast die ganze Zeit wie im Fieber. Sie faßte mich sogar an den Händen und bat mich, aufzuhören: „Sie übertreiben . . . Sie quälen sich . . .“ Und dann begann sie wieder zu weinen und bekam beinahe wieder den Anfall. Sie bat mich in einem fort, ich möchte nicht mehr davon sprechen und überhaupt nicht mehr daran denken.

Ich hörte aber gar nicht oder fast gar nicht auf ihre Bitten: ich dachte ja an den Frühling, an die Reise nach Boulogne! Dort strahlte die Sonne, unsere neue Sonne! Nur davon sprach ich zu ihr. Wenn ich die Leihkasse geschlossen und alle Geschäfte Dobronrawow übergeben hätte, wollte ich mein ganzes Vermögen, so sagte ich ihr, an Arme verschenken und mir nur die dreitausend Rubel, die ich einst von meiner Pate bekommen hatte und die mein Grundkapital waren, behalten; mit diesem Gelde würden wir eben die Reise nach Boulogne machen, dann aber nach Hause zurückkehren und ein neues arbeitsvolles Leben beginnen. Dabei blieb es, das heißt sie erwiderte nichts darauf. Sie lächelte nur. Sie lächelte wohl mehr aus Zartgefühl, um mich nicht zu verletzen. Ich sah ja, daß ihr diese Auseinandersetzungen über unsere Zukunft lästig waren; glauben Sie nur nicht, daß ich so dumm und egoistisch gewesen wäre, daß ich es nicht hätte bemerken können. Ich sah alles haarscharf und wußte alles besser als irgend jemand. Ich war mir ja meiner verzweifelten Lage voll bewußt!

Ich sprach immer von mir und von ihr. Auch von Lufkerja. Ich erzählte ihr auch, daß ich geweint hatte... O, ich brachte ja die Rede auch auf andere Dinge und bemühte mich, über gewisse Dinge zu schweigen. Mitunter wurde sie sogar lebhafter und hörte mir interessiert zu; ich kann mich noch so gut daran erinnern! Warum sagen Sie mir, ich sei blind gewesen, hätte in meiner Verblendung nichts gesehen? Wäre nur das eine nicht geschehen, hätte noch alles gut werden können. Erzählte sie mir ja doch vor drei Tagen, was sie in diesem Winter alles gelesen hatte, und lachte so herzlich, als sie sich an die Szene aus dem Gil Blas mit dem Erzbischof von Granada erinnerte. Wie herzlich, wie kindlich klang ihr Lachen! So hatte sie in ihrer Brautzeit gelacht — es war ja nur ein kurzer Augenblick! — wie froh war ich da! Und wie bestürzt! Hatte sie ja doch in diesem Winter noch so viel Gemütsruhe und Glück gefunden, um über diese Szene lachen zu können! Folglich hatte sie sich schon früher etwas beruhigt, hatte wirklich geglaubt, daß ich sie in Ruhe lassen würde. „Ich hatte ja schon gedacht, daß Sie mich ganz in Ruhe lassen würden“ — das hatte sie am Dienstag gesagt. O, diese Worte sind wirklich eines sechzehnjährigen Mädchens würdig! Sie hatte wirklich geglaubt, daß alles so bleiben würde; sie an ihrem Tisch und ich an meinem Tisch, und so bis zum sechzigsten Lebensjahr! Und da komme ich daher, mache meine Gattenrechte geltend, und der Gatte braucht Liebe! O dieses Mißverstehen, o meine Blindheit!

Es war ja auch ein Fehler, daß ich sie mit so entzückten Augen betrachtete; ich hätte mich beherrschen sollen, denn mein Entzücken erschreckte sie. Ich nahm mich ja auch wirklich zusammen und küßte ihr nicht mehr die Füße. Kein

einziges Mal zeigte ich ihr, daß . . . nun, daß ich ihr Gatte war — ich dachte überhaupt nicht daran, ich wollte sie ja nur anbeten! Aber ich konnte ja nicht immer schweigen, ich mußte doch etwas sprechen! Ich sagte ihr plötzlich, daß mir die Unterhaltung mit ihr großen Genuß bereite, daß ich sie für unvergleichlich gebildeter und geistig entwickelter halte als mich selbst. Sie errötete wieder und sagte verlegen, daß ich übertreibe. Da konnte ich mich schon gar nicht beherrschen und sagte ihr dummerweise, wie entzückt ich neulich gewesen war, als ich, hinter der Türe stehend, ihrem Zweikampf zugehört hatte, dem Zweikampf der Unschuld mit dem rohen Kerl; wie sehr mich ihr feiner Verstand, ihr sprühender Witz und zugleich ihre kindliche Naivität entzückt hätten. Sie zuckte zusammen und stammelte wieder etwas von Übertreibung; plötzlich wurde aber ihr Gesicht finster, sie bedeckte es mit den Händen und begann zu schluchzen . . . Nun konnte ich mich schon gar nicht mehr beherrschen: ich fiel wieder vor ihr hin, begann ihre Füße zu küssen, und wieder folgte darauf ein hysterischer Anfall wie am Dienstag. Das war gestern abend. Und am nächsten Morgen . . .

Am nächsten Morgen? Wahnsinniger, dieser Morgen war doch heute, ganz vor kurzem!

Hören Sie aufmerksam zu: als wir uns heute früh (also nach dem gestrigen Anfall) am Teetisch trafen, war ich über ihre Ruhe ganz erstaunt . . . Ja, so war es! Ich hatte aber die ganze Nacht für die Folgen des Gestrigen gefürchtet. Plötzlich tritt sie auf mich zu, stellt sich vor mich hin, faltet die Hände (es ist ja erst heute früh passiert!) und sagt, daß sie eine Verbrecherin sei, daß sie es sehr wohl wisse; daß ihr Verbrechen sie den ganzen Winter gequält hätte

und sie noch jetzt quäle . . . daß sie meine Großmutter nur zu gut schätze . . . „Ich werde Ihnen eine treue Gattin sein, ich werde Sie achten . . .“ Da sprang ich wie wahnsinnig auf und schloß sie in meine Arme! Ich küßte sie, bedeckte mit Küssen ihr Gesicht, küßte ihre Lippen, wie ein Gatte seine Frau nach langer Trennung küßt. Und warum bin ich nur heute weggegangen, wenn auch nur für zwei Stunden . . . um unsere ausländischen Pässe zu holen? . . . O mein Gott! Wäre ich doch nur um fünf Minuten früher zurückgekommen! . . . Und nun steht diese Volksmenge vor unserem Hausthor, und alle sehen mich so sonderbar an . . . O Gott!

Lukerja sagt — (diese Lukerja will ich jetzt um keinen Preis fortlassen, sie weiß alles, sie war den ganzen Winter dabei, hat alles gesehen, wird mir alles erzählen können) — Lukerja sagt, daß sie, als ich fortgegangen war, also nur etwa zwanzig Minuten vor meiner Rückkehr, zur gnädigen Frau in unser Schlafzimmer hineingegangen war, um etwas, ich weiß nicht mehr was, zu fragen; da hatte sie gesehen, daß das Heiligenbild (das bewußte Muttergottesbild) aus dem Schreine herausgenommen war und auf dem Tische stand; die gnädige Frau stand aber davor und sah so aus, als ob sie erst eben gebetet hätte. „Was machen Sie da, gnädige Frau?“ — „Es ist nichts, Lukerja, geh nur.“ — „Wart, Lukerja.“ — Sie ging auf sie zu und küßte sie. — „Sind Sie jetzt glücklich, gnädige Frau?“ — „Ja, Lukerja.“ — „Sie hätten ja schon längst den Herrn um Verzeihung bitten müssen, gnädige Frau . . . Gott sei Dank, daß Sie sich endlich ausgesöhnt haben.“ — „Es ist gut, Lukerja. Geh jetzt, Lukerja.“ Bei diesen Worten lächelte sie so sonderbar, daß Lukerja nach zehn Minuten

wieder ins Zimmer kam, um nach ihr zu sehen: „Sie steht an die Wand gelehnt und den Kopf in die Hand gestützt. So steht sie nachdenklich da. Und ist so sehr in Gedanken versunken, daß sie gar nicht merkt, daß ich im Nebenzimmer stehe und sie betrachte. Ich sehe, wie sie lächelt; sie steht da, denkt an etwas und lächelt. Ich beobachtete sie eine Weile, drehte mich dann leise um und ging hinaus; sie kam mir so sonderbar vor. Plötzlich höre ich, daß ein Fenster geöffnet wird. Ich gehe sofort wieder zurück und sage: ‚Es ist so frisch draußen, gnädige Frau, daß Sie sich nur nicht erkälten!‘ Und plötzlich sehe ich, wie sie auf das Fensterbrett steigt. Sie steht im offenen Fenster ganz aufgerichtet, mit dem Rücken zu mir, hält in den Händen das Heiligenbild. Das Herz steht mir still, ich schreie: ‚Gnädige Frau! Gnädige Frau!‘ Sie hört es, will sich wohl noch zu mir umkehren, kehrt sich aber nicht um, sondern macht einen Schritt nach vorne, drückt sich das Heiligenbild noch fester an die Brust und — stürzt aus dem Fenster!“

Ich weiß nur noch, daß sie, als ich vor dem Hause ankam, noch warm war. Den tiefsten Eindruck machte auf mich, daß alle auf mich sahen. Anfangs schrien sie, plötzlich wurden alle still und machten mir Platz: da sah ich sie mit dem Heiligenbild liegen. Ich erinnere mich nur noch ganz dunkel, daß ich schweigend zu ihr trat und sie lange anstarrte. Alle umringten mich und sprachen etwas zu mir. Lukerja war auch dabei, ich habe sie aber nicht gesehen. Ich kann mich nur noch an einen Kleinbürger erinnern, der mir immer zurief: „Nur eine Handvoll Blut ist ihr aus dem Munde geflossen, nur eine Handvoll! . . .“ Und er zeigte auf einen Pflasterstein mit einigen Blutspuren. Mir scheint, ich habe das Blut mit dem Finger berührt; habe

mir den Finger mit Blut befleckt, betrachtete darauf den Finger (das letztere weiß ich noch genau); er rief mir aber noch fortwährend zu: „Eine Handvoll, eine Handvoll!“

„Was, eine Handvoll?“ schrie ich wütend auf. Man sagt, ich habe mich mit erhobenen Händen auf ihn gestürzt . . .

Es ist wahnsinnig! Ein Mißverständnis! Unglaublich! Unmöglich!

X

Nur fünf Minuten zu spät

Der etwa nicht? Halten Sie es für wahrscheinlich? Können Sie sagen, daß es möglich wäre? Wozu, warum starb diese Frau?

Ich glaube Sie mir, ich verstehe es vollkommen; doch wozu sie gestorben ist — ist immer noch eine Frage. Sie erschrak vor meiner Liebe und fragte sich ernstlich: soll ich sie annehmen oder soll ich sie nicht annehmen? Sie hat die Frage nicht ertragen können und den Tod vorgezogen. Ja, ich weiß, ich weiß es, brauche mir nicht mehr den Kopf darüber zu zerbrechen: sie hatte mir zu viel versprochen, und sie erschrak, daß sie es nicht würde halten können — das ist ja vollkommen klar. Hier gibt es einige ganz furchtbare Motive.

Denn die Frage — wozu ist sie gestorben? — steht noch immer offen. Diese Frage klopft, hämmert in meinem Hirn. Ich hätte sie auch wirklich ganz in Ruhe gelassen, wenn sie ernsthaft gewollt hätte, daß ich sie in Ruhe ließ.

Sie glaubte aber selbst nicht daran, das ist es eben! Nein, nein, ich lüge, das war gar nicht der Grund. Einfach weil sie mir gegenüber ehrlich sein mußte; wenn sie mich schon lieben wollte, so mußte sie mich mit ihrem ganzen Herzen, mit ihrem ganzen Wesen lieben, und nicht so, wie sie den Kaufmann geliebt hätte. Da sie aber zu keusch war, zu rein, um mich so zu lieben, wie es dem Kaufmann genügt hätte, so wollte sie mich nicht betrügen. Sie wollte mich nicht betrügen, wollte mir nicht statt ihrer ganzen Liebe nur eine halbe oder eine viertel Liebe geben. Menschen ihrer Art sind eben zu ehrlich, das ist die Sache! Ich wollte ihr ja einmal einen weiten, alles begreifenden Blick anerkennen, wissen Sie es noch? Ein seltsamer Gedanke . . .

Eins möchte ich gerne wissen: ob sie mich geachtet hat? Ich weiß nicht, hat sie mich geachtet oder nicht? Ich glaube es nicht. Es ist doch merkwürdig: während des ganzen Winters ist mir kein einziges Mal der Gedanke gekommen, daß sie mich verachtet! Ich war sogar vom Gegenteil überzeugt und blieb es bis zu jenem Augenblick, als sie mich mit strengem Erstaunen anblickte. Ja, mit strengem Erstaunen. Da begriff ich nämlich, daß sie mich verachtete. Ich begriff es endgültig und für alle Ewigkeit! Ach, hätte sie mich doch verachtet, meinetwegen das ganze Leben lang verachtet, nur leben, leben sollte sie! Erst vor kurzem, erst heute früh ging sie noch herum und sprach noch. Ich kann gar nicht begreifen, wie sie sich aus dem Fenster stürzen konnte! Wie hätte ich es auch nur fünf Minuten vorher erwarten können? Ich rief Luferja. Jetzt lasse ich die Luferja um keinen Preis fortgehen, um keinen Preis!

Wir hätten uns ja noch verständigen können. Wir waren im Winter einander so fremd geworden, hätten wir uns

aber denn nicht wieder aneinander gewöhnen können? Warum in aller Welt hätten wir nicht ein neues gemeinsames Leben beginnen können? Ich bin ja großmütig, und sie ist es auch — da wäre ja der Berührungspunkt! Nur noch einige Worte, nur noch einige Tage — höchstens zwei Tage — und sie würde alles begreifen können.

Mich bedrückt am meisten der Gedanke, daß es nur ein Zufall, ein gewöhnlicher, barbarischer, blinder Zufall war! Das ist doch wirklich ärgerlich! Um fünf Minuten, um nur fünf Minuten bin ich zu spät gekommen! Wäre ich fünf Minuten früher zurückgekehrt, so wäre der Augenblick wie eine Wolke vorübergegangen, und sie hätte sich nie wieder daran erinnert. Und schließlich hätte sie einmal alles begreifen müssen. Und jetzt — diese leeren Zimmer, und ich bin wieder allein. Der Pendel an der Uhr tickt, ihn rührt nichts, ihm tut nichts leid. Ich bin so ganz allein, habe niemanden — das ist mein Unglück!

Ich gehe immer auf und ab. Ich weiß, ich weiß, Sie brauchen es mir gar nicht zu sagen: es erscheint Ihnen wohl lächerlich, daß ich es auf einen Zufall schiebe, daß ich mich über die fünf Minuten beklage? Aber es ist doch zu augenscheinlich! Bedenken Sie doch bloß: sie hat nicht einmal ein paar Zeilen hinterlassen, einen Zettel mit den wenigen Worten: „Niemand ist an meinem Tode schuld“, wie ihn eben alle Selbstmörder hinterlassen. Hat sie denn gar nicht daran gedacht, daß Lukerja Unannehmlichkeiten haben könnte: „Sie war ja allein dabei, folglich hat sie sie selbst zum Fenster hinausgestoßen!“ Man hätte sie auch wirklich auf die Polizei geschleppt, wenn nicht zufällig vier Zeugen aus den Fenstern des Seitengebäudes und vom Hofe aus gesehen hätten, wie sie, mit dem Heiligenbild in

der Hand, auf dem Fensterbrett gestanden und sich hinabgestürzt hatte. Das ist doch ein reiner Zufall, daß es die Menschen gesehen haben. Nein, es war ja nur ein Augenblick, wo sie sich keine Rechenschaft gab . . . Ein plötzlicher phantastischer Einfall! Was ist denn dabei, daß sie vor dem Heiligenbilde gebetet hat? Das heißt ja noch nicht, daß sie mit dem Entschluß, in den Tod zu gehen, betete. Der ganze Augenblick hat vielleicht nur irgendwelche zehn Minuten gedauert; als sie an der Wand stand, den Kopf in die Hand gestützt und lächelte — in diesem Augenblick vielleicht hatte sie den Entschluß gefaßt. Der Gedanke durchzuckte plötzlich ihr Gehirn, ihr Kopf schwindelte, und sie hat nicht widerstehen können.

Das war ja ein augenscheinliches Mißverständnis — Sie mögen sagen, was Sie wollen. Mit mir ließe es sich noch leben. Und vielleicht war es Blutarmut? Vielleicht war einfach ihre Blutarmut, die ihre Lebensenergie erschöpft hatte, die Ursache? Müde war sie geworden im Winter, das war es . . .

Ich bin zu spät gekommen!!!

Wie schwächig sie im Sarge ist, wie spitz ihr Näschen! Die Wimpern liegen wie kleine Pfeile. Wie merkwürdig sie doch gefallen ist — nichts hat sie sich zerschlagen, kein Glied gebrochen! Nur diese eine „Handvoll Blut“. Das heißt etwa einen Dessertlöffel voll. Innere Erschütterung. Ein sonderbarer Gedanke kommt mir eben: wäre es möglich, sie nicht zu beerdigen? Denn wenn man sie fortträgt, so . . . O nein, es ist fast unmöglich, daß man sie fortträgt! Und doch weiß ich ganz gut, daß man sie fortbringen muß — ich bin gar nicht verrückt, ich phantasiiere nicht; im Gegenteil: mein Verstand war noch nie so klar

und so wach wie jetzt. Wie ist es mir aber jetzt: ich bin wieder allein im Hause, in meinen beiden Zimmern, wieder ganz allein mit den Pfändern. Ich phantasiiere, das ist ja Fieberwahn! Ich habe sie zu Tode gequält, das ist es!

Was gelten mir jetzt eure Gesetze? Was brauche ich eure Sitten, Gebräuche, euer Leben, euren Staat, eure Religion? Soll mich nur euer Richter richten, bringt mich nur vor euer Gericht, vor euren öffentlichen Gerichtshof — ich werde doch immer sagen, daß ich nichts anerkenne. Der Richter wird mir zurufen: „Schweigen Sie, Offizier!“ Ich werde ihm darauf laut erwidern: „Du hast ja gar nicht die Macht, daß ich dir gehorche! Warum hat ein blindes Naturgesetz das zerbrochen, was mir am teuersten war? Was brauche ich noch jetzt eure Gesetze? Ich trete aus eurer Gemeinschaft aus!“ O, mir ist alles gleich!

Sie ist blind, sie ist blind und tot und kann nichts hören! Du weißt gar nicht, mit welchem Paradies ich dich umgeben hätte. Das Paradies war in meiner Seele, ich hätte es um dich gepflanzt! Gut, du hättest mich nicht geliebt — das hätte ja noch nichts ausgemacht. Alles wäre ja so geblieben, wie du es wolltest: ich hätte dich in Ruhe gelassen. Würdest mich wie einen Freund behandeln, würdest mir alles erzählen — da würden wir uns beide freuen und lachen und uns freudig in die Augen blicken. Und so würde unser Leben dahinziehen. Und solltest du einen anderen lieb gewinnen — auch das wäre mir recht. Du würdest mit ihm gehen und lachen, und ich würde auf der anderen Straßenseite gehen und euch mit den Augen begleiten . . . O, alles wäre mir recht, alles, wenn sie nur noch einmal die Augen öffnen wollte! Für einen Augenblick, für nur einen Augenblick! Wenn sie mich wieder so anblicken

wollte wie vorhin, als sie vor mir stand und schwur, daß sie mir ein treues Weib sein würde! Mit einem einzigen Blick würde ich ihr alles sagen können!

O Natur! O blinde Geseze! Die Menschen sind einsam auf Erden — das ist eben das Unglück! „Gibt's da im Felde noch eine lebende Seele?“ fragte der fahrende Held im alten russischen Lied. Auch ich, der ich kein Held bin, rufe in die Ferne hinaus, doch niemand antwortet mir. Man sagt, daß die Sonne das Weltall belebt. Seht euch doch nur die Sonne an, wenn sie aufgeht: ist sie nicht eine Leiche? Alles ist tot. Überall liegen Tote. Die Menschen sind einsam, und um sie herum ist Schweigen — das ist die Erde! „Menschen, liebet einander“ — wer hat das gesagt? Wessen Gebot ist das? Der Pendel tickt gefühllos, ekelhaft. Zwei Uhr nachts. Ihre Schuhchen stehen vor ihrem Bett, warten auf sie ... Nein, in allem Ernst, wenn man sie morgen fortträgt, was soll ich da anfangen?

Inhalt

Die Wirtin	5
Ein Roman in neun Briefen	131
Der ehrliche Dieb	155
Herr Prochartschin	185
Boboß	239
Der Bettelknabe	269
Der Traum eines lächerlichen Menschen	281
Die Sanfte	317

6. – 10. Tausend

*

Druck von Glasz & Tischer,
G. m. b. H. in Leipzig

LR
D7245
.Gr

Dostoevsky, Theodor Mikhailovich
 Sämtliche Romane und Novellen; übertragen
von H. Röhl.
Vol. 4.

438079

University of Toronto
Library

**DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET**



